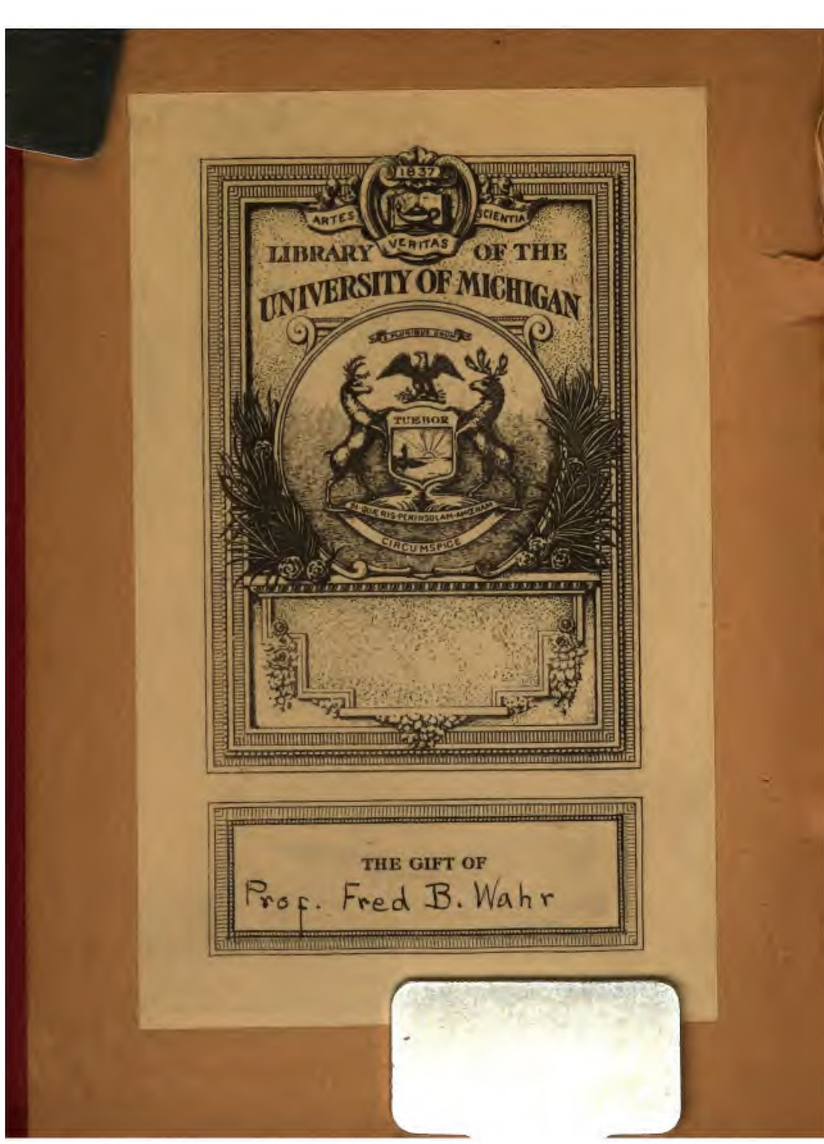
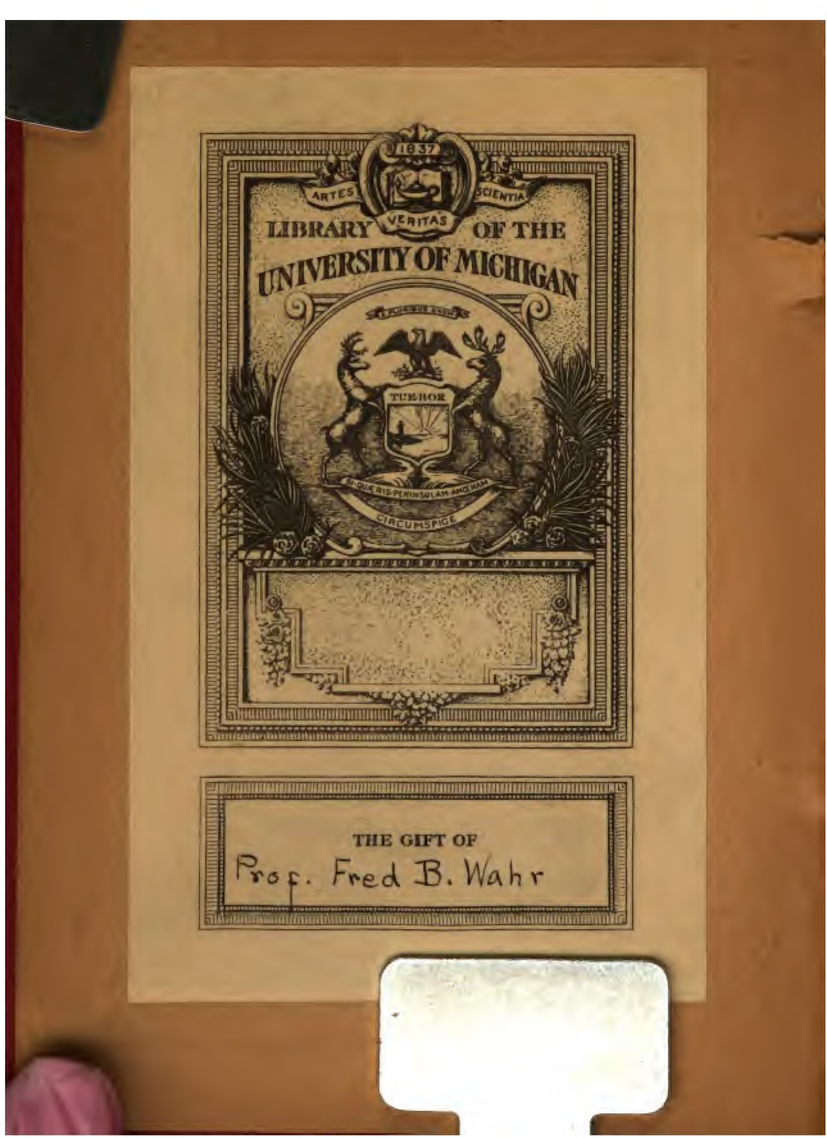

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
THE GIFT OF
Prof. Fred B. Wahr



F. W. Hackländer's Werke.

XXV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Erlebtes.

Erster Band.

Ein Geheimniß.

Erstes Kapitel.

Handelt vom Herbstwetter, von der Unterhaltung nach einem guten Diner und erzählt, wie der Baron nahe daran war, gesteinigt zu werden.

Zu Anfang unserer kleinen, aber wie immer außerordentlich wahren Geschichte müssen wir dem geneigten Leser sagen, daß es spät im Herbste ist, so um die Mitte Oktober, jene Zeit, wo Berg und Haide, die den ganzen Sommer in einem einfachen, grünen Kleide prangten, nun noch vor dem Winter, ihrem Alter, anfangen recht kokett zu werden und sich mit den hübschesten und auffallendsten Farben zu schmücken. Die Natur weiß, daß bald ihre Anziehungskraft vorbei ist, und sie thut nun alles Mögliche, noch an sich zu fesseln. Gelb, Braun, Violet, Roth, Alles schimmert durch einander. Der Boden des Waldes ist mit schon vertrockneten Blättern bedeckt, einem bunten Teppich gleich; das Weinlaub zeigt ein gelbes Grün, die Blätter verschiedener Schlingpflanzen haben sich in Purpurroth verwandelt, und nur der Epheu ist sich gleich geblieben; er umrankt die grauen Mauern mit derselben Liebe, mit derselben Treue; er allein scheint nichts von dem herannahenden Winter zu fühlen, und nur hie und da, wenn der Wind allzu heftig über die Stoppeln jagt, bewegen sich die kleinen Blätter und zittern und seufzen. Ach, sie allein werden zurückgelassen, um im Winter zu frieren!

Ja, es ist einer jener Herbsttage, die, wenn Morgens früh der Nebel in die Thäler hinab sinkt, noch frisch, warm und angenehm sein können, die aber, wenn das Sonnenlicht jene weißen dichten Massen nicht zu überwältigen vermag und sie nun langsam zum Himmel empor steigen, alles mit ihrem trüben Grau überziehen und alsdann zu einem jener langweiligen, frostigen Regenwetter werden, welche nie so empfindlich und unangenehm sind, als gerade um diese Zeit. Die Wolken hangen so dicht herab, daß man sie fast mit den Händen greifen kann; hier vor uns in einer einfachen trüben Farbe, dort weiter wie in langen grauen Schleiern, welche zuweilen von einem frostigen Winde emporgejagt werden, ohne etwas Angenehmeres, als ähnliche graue Schleier, hinter sich zu zeigen. Der Regen fällt schräge herab, und es sind recht kalte, unbehagliche Tropfen. Die armen Blätter schaudern zusammen, lassen erstarrt vor Kälte los und flattern zu Tausenden nieder auf den Boden. Feld und Wald haben nichts Anmuthiges mehr, und der Anblick der Straßen der Stadt ist auch nicht geeignet, ein trauriges Gemüth zu erheitern. Die Leute laufen umher mit rothen Händen und bläulichen Nasen, frierend und sehr schlechten Humors. In dieser Zwischenzeit hat man noch nicht die Winterkleider hervor gesucht; gestern war es noch zu warm für den dicken Paletot, heute ist es zu kalt für den dünnen. Und doch ist man noch nicht durch Eis und Schnee in seine Wohnung eingeschlossen; man hat, auf das gute Wetter der letzten Tage vertrauend, sich vorgenommen, heute noch Manches zu besorgen, und rennt umher mit seinem Regenschirme. Man begegnet andern Regenschirmen, man stößt an sie hin und entschuldigt sich, man wird vom herabtropfenden Wasser bespritzt, man erkennt seine Freunde nicht, die gekommen sind, uns aufzusuchen, und da man so bei einander vorüber rennt, macht man manchen vergeblichen Gang. Und wenn es nun anfängt dunkel zu werden, wenn der Regen, wie um diese Zeit gewöhnlich, heftiger zu strömen beginnt, wenn die Gaslaternen dunkelroth in eine Nebelmasse glühen, dann rettet man sich so gern von dem feuchten Pflaster zwischen die schützen-

den Wände des Hauses in ein elegantes, behagliches Zimmer, in ein Gemach, in dem schon die Winterteppiche liegen, wo in einem kleinen, zierlichen Kamine leicht aufgeschichtetes Holz lustig flackert und knistert, und wo die Flamme desselben mehr eine moralische Sicherheit gegen die Kälte draußen ist, als daß sie das Zimmer, wie auch unnöthig wäre, übermäßig erwärmte.

Es ist ein kleiner, sechseckiger Salon, in dem wir uns befinden; er hat zwei Fenster und zwei Thüren, die ersteren mit schweren Vorhängen verhängt; von den letzteren ist eine geschlossen, und die andere soll es in diesem Augenblicke werden; denn ein Bedienter in einfacher Livree hat beide Flügel derselben erfaßt und scheint nur auf einen Befehl zu warten, den ihm ein junger Mann im nächsten Augenblicke geben wird.

Dieser junge Mann, der Herr des Hauses, hat sich mit dem linken Arme auf den Kamin gelegt, und trägt den rechten in einer Binde. Vor dem flackernden Feuer stehen drei niedere Sammtfauteuils; zwei sind mit anderen Herren besetzt, und ein vierter Herr stützt sich auf die Lehne des noch leeren Fauteuils, indem er den jungen Mann, der den Arm in der Binde trägt, forschend ansieht.

„Sobald meine Frau nach Hause zurückgekehrt ist, soll man es mir sagen.“

Der Bediente machte eine Verbeugung und schloß die Flügelthüren.

„Ich werde sie alsdann bitten, daß wir den Thee bei ihr nehmen dürfen.“

„Wofür wir dir und der Gräfin sehr dankbar sein werden,“ entgegnete der Herr, der am Fauteuil stand.

„Dein Diner war vortrefflich,“ sagte der augenscheinlich jüngste der Herren. „Und es ist auch zur Abwechslung angenehm, wieder einmal en garçon zu speisen.“

„Auch bringt es dich nicht aus deiner Gewohnheit,“ versetzte lachend sein Nachbar.

„Ach, das kann ich gerade nicht sagen,“ meinte der Andere, in-

dem er mit seiner Uhrkette spielte. „Wenn der Chef verheirathet ist, so gehören die Gesandtschafts-Secretäre ebenfalls zur Familie.“

„Und da das bei dir der Fall ist,“ fügte der Hausherr bei, „so sehnst du dich hie und da recht sehr nach einem Garçondiner.“

„Namentlich wenn die Dame des Hauses so unumschränkt und absolut regiert, wie Ihre Excellenz.“

„Ist es wahr,“ fragte laut lachend der Vierte, „daß die kleinen Herrinnen des Hauses ihren Platz zwischen dir und dem Attaché haben, und daß die Frau Gesandtin sehr darauf sieht, daß ihr Beiden ihnen keine Unarten durchgehen laßt?“

„Man hat mir erzählt,“ sagte der Nachbar des Diplomaten, „daß das Umbinden der Servietten der Reihe nach gehe.“

„Dafür sind aber die Diners auch recht kurz,“ bemerkte der, welcher hinter dem Fauteuil stand, — „Hausmannskost, eine Suppe und zwei Platten. Wir kennen das.“

„Nun, wenn ihr es kennt, so laßt's gut sein. Sprechen wir von was Anderem!“

Die vier Herren, die sich hier in dem Zimmer befanden, waren, wie wir aus obigem Gespräche entnehmen können, genaue Bekannte, ja, gute Freunde. Der Hausherr, der den Arm in der Binde trug, Graf B., hatte zweien derselben, die eben von weiten Reisen heimgekehrt waren, dem Baron A. und dem Major v. S., ein kleines Diner veranstaltet, und den Gesandtschafts-Secretär, den wir als solchen bereits bezeichnet, dazu eingeladen.

„Nehmen wir Cigarren!“ sprach der Hausherr, indem er eine Bewegung nach dem Kamin machte, wo mehrere Sorten des Feinsten, was die Havannah bietet, in eleganten Kistchen lagen. „Es plaudert sich besser, wenn man dazu raucht.“

Alle drei folgten dieser Aufforderung, und der Major, ein großer, kräftiger Mann, ziemlich hoch in den Dreißigen, mit einem schwarzen, wohlgepflegten Schnurrbart, ließ den Fauteuil, hinter dem er gestanden, eine halbe Wendung machen, und warf sich hinein.

Der Hausherr war eine schlanke, zierliche Gestalt, von eleganten und leichten Bewegungen; er hatte blondes Haar, einen eben solchen zierlich zugespitzten Bart, den er durch häufiges Drehen mit den Fingern in seiner horizontalen Lage zu erhalten suchte. Sein Gesicht war offen und ehrlich, namentlich die blauen Augen unter der hohen Stirn, und diese glänzten und zeigten dem aufmerksamen Beschauer, daß das Herz des Grafen ohne Falsch war, und daß man ihm unbedingt vertrauen dürfte. Das wußten auch alle seine Freunde, und deßhalb liebten sie ihn.

Der Graf B. war sehr reich und hatte vor ungefähr vier Monaten nach seiner Neigung geheirathet. Die Gräfin war ebenfalls schön, jung, von guter und reicher Familie; beide liebten sich zärtlich, mithin waren sie sehr glücklich.

Der Baron A. war der Aelteste der vier Freunde. Ein Mann an die Vierzig, hatte er ein bewegtes Leben geführt, lange und weite Reisen gemacht und kam eben mit dem Major aus England zurück, wo sie sich ein halbes Jahr aufgehalten, nachdem sie vorher im Orient zufällig sich getroffen.

Der Major war Adjutant des Königs und diente, da er gleichfalls ein großes Vermögen besaß, nur aus Anhänglichkeit an seinen Monarchen. Er war ein Mann von anerkanntem Muth, von einer großen Körperkraft, ein vortrefflicher Reiter, kurz, ein Offizier, mit allen den Eigenschaften versehen, die nöthig sind, um im Kriege eine große Carriere zu machen. Doch leider, für ihn herrschte der tiefste Frieden, und da er nun einmal nicht unthätig bleiben konnte, so hatte er, wie schon gesagt, große Reisen gemacht und während derselben Gefahren aller Art aufgesucht und glücklich bestanden.

„Ja, ja," sagte Graf B., „jetzt sind wir wieder hier in dem Salon versammelt, wo so oft Plane gemacht wurden, um das Entgegengesetzte auszuführen."

„Das war namentlich bei dir der Fall," entgegnete lachend der Major. „Hattest du nicht den Entschluß gefaßt, mit uns zu ziehen?

Statt dessen aber siehst du die schönen Augen deiner Frau und bleibst an die Scholle gefesselt."

„Die Wege des Schicksals sind sonderbar," antwortete beistimmend der Graf; „denn ihr Beiden zieht hinaus, besteht Gefahren und Ungemach aller Art, und als ihr nun glücklich zurückkommt, gesund und unverletzt, findet ihr mich mit dem Arm in der Binde."

Bei diesen letzten Worten war der Graf sehr ernst geworden und fuhr mit der linken Hand an seinen Schnurrbart, während er mit dem rechten Arm ungeduldig zuckte.

„Das sind Sachen," meinte der Baron achselzuckend, „die Jedem von uns passiren können. Heute dir, morgen mir. Namentlich wenn man einmal verheirathet ist. Und ich bin noch froh, daß die Sache so ablief. — Hast du es dem Major erzählt?"

„Noch nicht — später," antwortete zerstreut der Graf. — „Aber wie findet ihr meine Cigarren? Mögt ihr noch Havannah rauchen, da ihr wahrscheinlich durch vortreffliche Nargileh und den feinsten Latakia aus unendlich langen Pfeifen verwöhnt seid. . . ?"

„Was mich anbelangt," versetzte der Major, „so war ich unendlich froh, wieder einmal eine vernünftige Cigarre zu bekommen. Und die hat man in England, theuer, aber gut."

Der Graf richtete, ohne eine Antwort zu geben, die Augen forschend auf den Kamin und sagte, mehr zu sich selber, als zu den Anderen: „Meine Frau bleibt lange aus!" — Auch hätte ein sehr aufmerksamer Beobachter bemerken können, daß bei diesen Worten ein leichter Schatten über die sonst so offenen Züge des Grafen flog.

„Wohin ist die Gräfin?" fragte der Baron.

„Sie dinirt bei ihrer Mutter," entgegnete der Graf.

„Ah, das müssen wir uns zum Vorwurfe machen," warf der Legations-Secretär dazwischen. „Durch dein Garçondiner haben wir sie vertrieben. Ich bedaure das sehr. So gern ich, wie schon früher bemerkt, en garçon speise, so möchte ich doch in deinem Hause nie anders als ein Diner en famille machen."

„Ich danke dir im Namen meiner Frau für dieses Kompliment,“ erwiderte lächelnd der Graf. „Doch hat es dieselbe ganz und gar nicht gestört. Wenn sie nicht kommt, so müssen wir noch ein wenig warten, das heißt, wenn ihr gesonnen seid, der Gräfin einen guten Abend zu wünschen.“

„Ich freue mich sehr darauf,“ entgegnete der Baron. „Ich bin wirklich begierig, wie sich die kleine Eugenie von damals verändert hat — Gott! als ich sie zum letzten Male sah, das sind jetzt in der That zehn Jahre; ich bin alt geworden; — wo habe ich mich in der Zeit nicht umhergetrieben!“

„Und so viel Wunderbares gesehen!“ sagte der Diplomat. „Baron, du solltest so artig sein und uns etwas aus deinen Erlebnissen Preis geben. Du bist ja kein Schriftsteller, der das Geheimniß seines nächsten Buches zu bewahren hat, und wir sind auch keine Männer von der Feder, die dir deine seltenen Abenteuer ablauschen, um sie hintennach als Erlebnisse zu erzählen.“

„Ja, Letzteres fürchte ich besonders,“ antwortete lachend der Baron. „Da habe ich so einen Bekannten, einen kleinen, dicken Litteraten, dem brauche ich nur das Geringste zu erzählen, und ich kann darauf schwören, es acht Tage nachher in irgend einer Zeitung zu lesen.“

„Scherz bei Seite!“ nahm der Hausherr das Wort. „Aber erzähle uns irgend etwas, lieber Freund! Doch etwas aus deinen Erlebnissen, was dich persönlich angeht.“

„Was mich persönlich angeht?“ fragte der Baron mit einem lächelnden Blick auf den Major. „Was meinst du?“ sagte er zu diesem. „Soll ich ihnen etwas zum Besten geben, was uns Beide zusammen so genau betrifft? — etwa die Geschichte von Malta?“

Der Major lachte ebenfalls und entgegnete: „Meinetwegen! ich habe nichts dagegen; nur mußt du bei der Wahrheit bleiben.“

„O, unbesorgt!“ fuhr der Baron fort. „Aber vor allen Dingen muß ich diesen beiden Freunden erklären, auf welch sonderbare Weise ich in Kairo mit dem theuren Major zusammen traf.“

„Ah, das wird sehr interessant für uns sein!"

„Für mich war der Moment auch sehr interessant," antwortete lachend der Baron; „denn ich befand mich gerade im Begriffe, gesteinigt zu werden."

„Läuft man denn heutigen Tages noch Gefahr, im Orient auf solche Art sein Leben zu verlieren?" fragte der Hausherr.

„Bah!" nahm der Diplomat das Wort, indem er die Füße weit von sich abstreckte und beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider steckte; „da übertreibt der gute Baron schon zu Anfange seiner Erzählung. Wozu hätten wir alsdann unsere diplomatische Verbindung mit jenen Ländern, unsere Generalconsuln und Agenten? Was würden die in dem Falle thun?"

„Sie würden höchstens früh genug ankommen, um dich anständig begraben zu lassen," sprach ernst der Baron, „wenn man dich überhaupt auffinden könnte. — Also hört mir zu; ich sage euch die reine Wahrheit. Aber ich bitte um festen und unwandelbaren Glauben."

„Wir glauben!" versetzten die Drei.

Und der Baron begann.

„Die Aegyptier sind sehr anständige Leute. Man kann Alles thun in der guten Stadt Kairo, dieser phantastischen, merkwürdigen Stadt, welche ein berühmter Reisender das Paris des Orients genannt, obgleich andere ebenso berühmte Männer nicht dieser Ansicht sind. Genug, Kairo ist eine angenehme Stadt, wo man, allerdings für theures Geld, sehr gut leben kann, wenn es einem vergönnt ist, in einzelne Familienkreise zu dringen und angenehme Bekanntschaften zu machen. Das Absperrungssystem wird hier nicht so streng gehandhabt, wie in Konstantinopel. Man hat hier sehr gute Gasthöfe, man findet die besten Früchte der ganzen Welt; man hat den Nil zum Baden und dessen kühles Wasser zum Trinken. Es gibt hier keine Polizeistunde, und wenn man sich einmal eine Freinacht machen will, so kann man vermittelst guter Bekannter sich eine solche nach seiner Phantasie

veranstalten lassen; da ist nämlich ein Ballet arabischer Tänzerinnen, das man bei sich aufführen läßt."

„Ach ja!" sagte nachdenkend der Major.

„Doch das unter uns," fuhr der Erzähler fort. „Es gibt in Kairo so gut wie gar keine Polizei, und deßhalb kann man so frei und ungehindert leben, wie man nur will. Doch hat das morgenländische Paris dafür auch seine Schattenseiten."

„Eine Hauptschattenseite ist," schaltete der Major ein, „daß überhaupt zu wenig Schatten da ist und man vor Hitze fast umkommt."

„Das versteht sich von selbst. Aegypten im Sommer ist ein großer Brütofen, 36 Grad in den Häusern von Morgens Neun bis Abends Neun, und in der Nacht vielleicht 24 Grad. Das ist ein Zustand zum Verzweifeln. Aber ich wollte vorhin sagen, so duldsam der Aegyptier im Allgemeinen ist, so gibt es doch Stellen, wo die die fanatische Volksmasse außerordentlich sterblich ist — leicht berührt und leicht beleidigt. Ihr wißt, daß alljährlich an einem gewissen Tage von Kairo aus die große Pilger-Karawane nach Mekka abzieht, so an dreitausend Kameele und dabei eine entsprechende Anzahl von Starkgläubigen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, nach dem Grabe des Propheten zu wallfahrten und dort zu beten. Diese Karawane nun ist ein Gemisch von Pracht und Reichthum, von Elend und Armseligkeit. Den Glanzpunkt des ganzen Zuges aber bildet das berühmte Kameel, welches eine kostbare Abschrift des Korans trägt, die, mit einem unendlich reich gestickten grünen Teppich bedeckt, dem heiligen Grabe alljährlich zum Geschenke gemacht wird. Diesen berühmten Teppich hat der Vicekönig von Aegypten zu liefern, und wenige Tage vor dem Abmarsch der Karawane wird er in großem Cortege im allerfeierlichsten Aufzug von der Citadelle auf dem Mokkatam nach der großen Moschee gebracht, um dort bis zur Abreise aufbewahrt zu bleiben. Natürlicher Weise zieht dieser Zug Tausende und wieder Tausende der Einwohner Kairo's in jene Gassen zusam-

men, durch welche er kommen soll, und auch ich beschloß, mir irgend ein Plätzchen auszusuchen, um diesem merkwürdigen Getreibe zuzuschauen. Mit einem Engländer, der mit mir im gleichen Gasthofe wohnte, ritten wir auf kleinen Eseln nach jener Gegend der Stadt, jedoch, leichtsinniger Weise, ohne einen Kawassen mitzunehmen. Wir zogen so lange fort, als wir Platz hatten. Endlich aber, obgleich es noch früh war, wurde das Gedränge in den ohnehin engen Gassen so groß, daß wir abstiegen und uns vor einer kleinen Kaffeestube auf jene bekannten kleine Taborets niederließen, die ungefähr so aussehen und so groß sind, wie kleine Kinderstühle bei uns. Ich bin nun von ziemlicher Gestalt, wohlbeleibt, und Ihr könnt denken, wie ich mich hier ausnahm."

„Und in deiner Kleidung!" sagte lachend der Major. „Der gute Baron war weiß von oben bis unten. Weiße Unaussprechliche, weißen Rock, weiße Handschuhe, weißen Hut, mit einem Tuche turbanartig umwunden, und dazu einen weißen Sonnenschirm."

„Unser Platz," fuhr der Erzähler fort, ohne auf die Spöttereien zu achten, „war von dem Engländer gewählt worden und recht passend. Zur Linken, woher der Zug kommen mußte, machte die Straße eine kleine Biegung, und uns gegenüber hatten wir ein großes Haus mit prächtigen vergoldeten Gittern, die aber alle geöffnet waren und eine Menge der schönsten Mädchengesichter zeigten."

„Unverschleiert?" fragte neugierig der junge Diplomat.

„Ich muß gestehen, daß sie gegen den orientalischen Gebrauch ihre Schleier zuweilen sehr kokett auf die Seite schoben und uns dann ihr ganzes Gesicht zeigten. Es waren Augen darunter von erstaunlicher Größe, schwarz und Blitze werfend, Augen, die äußerst gefährlich waren."

„Wir tranken unsern Kaffee und rauchten unsere Pfeife. Und als es eine Zeit lang so gedauert hatte, füllte sich die Straße immer mehr mit Menschen, so daß sich langsam und allmälig eine Reihe Zuschauer vor uns hinschob und uns jede Aussicht benahm. Neben uns war die Bude eines alten Türken, so eines von der ehemals

festen, ja ehrwürdigen Race mit langem gutgepflegtem Bart, buntfarbigem Turban und sehr wohlwollenden Gesichtszügen. Er winkte uns, näher zu kommen, und zwar mit dem bekannten orientalischen Zeichen, das einige Aehnlichkeit hat mit der Bewegung, als wolle man Jemanden die Augen auskratzen. Wir nahmen natürlicher Weise seine Einladung an, er überließ uns ein paar Kissen, auf die wir uns setzten, und schob zuerst mir, als Beweis seiner innigen Freundschaft, die eigene brennende Pfeife in den Mund. Es ist das eine Artigkeit, die man sehr schätzen muß, und bedeutet fast eben so viel, als wenn der Araber Brod und Salz mit einem theilt.

„Endlich kündigte sich der Zug in der Ferne durch einen wahren Höllenlärmen an. Vielleicht sechszig bis achtzig junge Kerle von verschiedenen Regimentern mit kleinen und großen Trommeln, Triangeln, Becken, mehreren Schellbäumen bearbeiteten diese Instrumente mit all dem Feuer, welches Jugendkraft und fanatische Begeisterung hervorzubringen im Stande ist. Ein paar unglückselige Posaunen und Clarinetten konnten natürlicher Weise nicht zu Worte kommen und ergaben sich scheinbar stillschweigend in ihr Verhängniß. So rauschte, dröhnte, gellte und klirrte diese ächt türkische Musik immer näher und schien den Umstehenden außerordentlich wohl zu gefallen. Auch unser alter Türke wiegte den Kopf bald auf diese bald auf jene Seite und schmatzte, als genösse er etwas außerordentlich Gutes.

„Nun zog die Musik vorüber, und hinter ihr drein ergoß sich der ganze Zug, der das Kameel mit dem heiligen Teppich begleitete, in all seiner phantastischen orientalischen Wildheit — Kameele, Pferde, Esel, kostbare Thiere und schäbiges Zeug durcheinander, ebenso wie ihre Reiter. Dort ritt ein alter Emir, in grüne Lumpen gekleidet, neben ihm ein Mameluk im prächtigsten, reichsten Costüme. Ganze Schaaren von Derwischen zogen vorüber, Offiziere der ägyptischen Armee, ihnen folgten gewöhnliche Reiter und Infanterie, und die Menschenmasse war so groß, daß sich Alles wie ein brausender, buntfarbiger Strom scheinbar nur etwas vorüber schob. Es war keine

Bewegung einzelner Figuren mehr, es war nur eine wirre Masse. Unmittelbar hinter dem Kameele kam eine Schaar von vielleicht tausend bis fünfzehnhundert halberwachsener Jungen — es waren aber Kerle von meiner Größe darunter — in langen weißen oder hellgelben schlottrigen und ziemlich schmierigen Kaftans, mit knabenhaften trotzigen Augen, die recht herausfordernd umschauten, weil sie die Ehre hatten, unmittelbar hinter dem alten Kameel laufen zu dürfen. Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, ob sie zu irgend einer ägyptischen Brüderschaft gehörten, oder ob es vielleicht die Gymnasiasten von Kairo waren; ich vermuthe das Letztere. Kaum war diese Rotte Korah vor unserem Fenster angekommen, so schienen wir, der Himmel mag wissen, weßhalb, ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Sie blieben vor uns stehen, rissen ihre Mäuler auf, streckten die Zungen heraus und brachen dann in ägyptische Verwünschungen aus, die unübersetzbar sind. Was sollten wir machen? Das Beste war — was wir thaten, — ruhig sitzen zu bleiben und sie schreien zu lassen. Aber es blieb nicht bei dem Schreien. Ein paar griffen in ihre Taschen, holten Zwiebeln und Orangen hervor und fingen an, uns damit zu bewerfen. So lange hatte unser alter guter Türke mit tiefer Verachtung lächelnd dem Treiben zugesehen, ja, er hatte sich vor sie hingestellt, um uns ihren Blicken zu entziehen. Aber vergebens! Wie der Tiger, wenn er Blut geschmeckt hat, so wurden diese Buben nach den ersten Würfen ganz des Teufels. Plötzlich sprang unser Wirth in die Höhe und ich muß gestehen, ich hatte noch nie aus eines Menschen Munde eine solche Fluth der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen gehört, wie sie der alte Türke jetzt auf unsere Verfolger ergoß. Mittlerweile wurde die Kanonade heftiger, und zwischen die Orangen und Zwiebeln mischten sich schon harte Stücke Brod und Steine. Da riß unserem Hausherrn vollends die Geduld. Er nahm die große eiserne Stange, mit der er seinen Laden zu verschließen pflegte, sprang auf die Straße hinab und fing an, mit diesem improvisirten Schwerte zwischen die Reihen der jungen

fanatischen Leute hineinzuhauen. Als er das aber that, wurden wir gänzlich blosgestellt, und ich erhielt einen heftigen Steinwurf an die Schulter. Wer weiß auch, wie die Sache geendigt hätte, wenn nicht die ungeheure Menschenmasse, die der heiligen Decke folgte, so unaufhaltsam von hinten vorgedrängt hätte, daß unsere Feinde nothwendigerweise weggeschoben wurden! Nur ein paar der ergrimmtesten lösten sich von dem Haufen ab und faßten in der Nähe unseres Hauses Posto. Darunter war Einer, ein langer, aufgeschossener blasser Schlingel, mit Augen wie eine Schlange."

„Ah ha!" sagte lachend der Major.

„Dieser hatte sich auch unserem Hausherrn entgegen geworfen und ihm heftig in seinen langen grauen Bart gespuckt. Freilich bekam er dafür einen Tritt vor den Magen, der ihn wie eine Feder zusammen krümmte; aber er ging nicht vom Platze. Nun muß ich gestehen, auf diesen Kerl hatte ich eine ungeheure Malice. Ihn hoffte ich zu treffen, ihm Einiges heimzuzahlen.

„Bei allem dem saßen wir aber schön in der Klemme. Der ganze Zug mußte vielleicht in einer halben Stunde wieder hier vorbei kommen, und wenn sie uns dann noch fanden, so ging der Tanz von Neuem los. Auch wollten wir unseren guten Hauswirth nicht länger incommodiren, und da mittlerweile unsere Esel zurückkamen, so beschlossen wir, durch die unzählige Menschenmenge unseren Rückzug zu nehmen und uns dabei so gut wie möglich zu vertheidigen. Wir dankten für die genossene Gastfreundschaft, saßen auf und ritten davon, natürlich im langsamsten Schritt, denn die Menge stand dicht an einander gepreßt auf der Straße. Ich sah wohl, wie uns jener Kerl folgte, und war sehr auf meiner Hut. Einen elastischen Stock mit bleiernem Knopf hielt ich so drohend, daß wir unangefochten auf einen breiteren Platz kamen. Doch kaum wollten wir unsere Esel in einen kleinen Trab versetzen, als mein Gefährte, der Engländer, einen solchen Schlag auf den Kopf erhielt, daß ihm sein Hut über die Augen hineinfuhr. Natürlich wandte ich mich rückwärts; jener Kerl war dicht hinter uns,

und ein Anderer sprang von der Seite her und faßte meinen Esel am Zügel. Dem Letzteren ließ ich aber meinen Stock so kräftig auf die Hand fallen, daß er heulend dieselbe los ließ, um mich jedoch gleich darauf mit der anderen wieder zu fassen. Wir saßen schön im Gedränge und konnten im nächsten Augenblick zu Boden geschlagen und zertreten sein. Da trabte ein Reiter quer über den Platz dahin, dem zwei Kawassen folgten. Mir schien anfänglich jener Reiter ein vornehmer Beduine zu sein, denn er trug einen prächtigen Burnus und ein goldgesticktes Kopftuch. Die drei Reiter kamen gerade auf uns zu, weßhalb die Menge einen Augenblick auf die Seite wich. Plötzlich sah ich, wie der Beduinen-Häuptling mit einem Satze seines Pferdes an meiner Seite war, und als ich mich umdrehte, hatte er jenen Kerl, der gerade einen Schlag nach mir führen wollte, am Halse gefaßt und zog ihn so gewaltig in die Höhe, daß er einen Schuh vom Boden zappelte."

„Der brave Major!" sagte laut lachend der Hausherr. „Das war zur rechten Zeit gekommen."

„Aber so konnte auch nur er kommen," fuhr der Baron fort. „Nachdem er unseren Feind einen Augenblick hatte zappeln lassen, warf er ihn mit einer Handbewegung in den dicksten Haufen hinein, so daß er selbst zu Boden stürzend, Drei bis Vier mit sich niederriß."

„Ja, ja," nahm in diesem Augenblicke der Major das Wort, „es war schade, daß damit die Geschichte zu Ende war. Ich hätte mich auf eine kleine Rauferei unendlich gefreut. Wenn man so frisch aus der Wüste kommt, tagelang im Sattel, immer unter freiem Himmel, hier und da eine kleine Attaque auf einen Trupp Raub-Beduinen mitmacht, da jucken Einem die Finger. Es war, wie gesagt, schade, Baron, daß ich dich nicht ein Bischen tiefer im Gedränge fand. Aber sie stoben auseinander wie aufgeschreckte Hühner. Ich richtete mich in den Steigbügeln empor, sah mich ein paar Mal rings um — Alles umsonst; sie machten uns mehr Platz als wir brauchten. Und da

nahmen wir denn die beiden Bekannten in die Mitte und zogen nach unserem Hotel."

„Und so," sagte der Baron, „traf ich mit dem Major in Kairo zusammen."

Zweites Kapitel.

Der Major macht durch einen zu kräftigen Händedruck die Bekanntschaft eines Vaters, der zwei schöne Töchter hat. Der Baron erzählt vom Bienentanze, von der Nilfahrt und von einem sehr unangenehmen Paragraphen des Schiffs-Reglements.

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen durch die Straßen, bog in den Thorbogen ein und rasselte dröhnend durch das Haus in den Hof.

„Ah, meine Frau!" sagte der Hausherr. Und ein freudiger Zug flog über sein Gesicht. Bald darauf hörte man Schritte im Vorzimmer, der Graf wandte sich nach der Thüre, und als diese geöffnet wurde, trat ihm statt der Erwarteten einer der Bedienten entgegen und meldete, daß die Gräfin bei ihrer Mutter geblieben sei, ihren Wagen nach Hause geschickt habe und erst später heimkehren werde.

Ueberrascht blieb der Graf stehen, preßte eine Sekunde lang die Lippen heftig auf einander, und wie ein leichter Blitz flammte es in seinen Augen auf. Doch nur eine Sekunde lang. Dann glätteten sich seine Züge wieder, er sagte dem Bedienten: „Es ist gut," und wandte sich mit vollkommen ruhigem Gesichte seinen Freunden wieder zu. Niemand sah, daß er die Hand des verwundeten Armes mehrmals fest zusammen ballte, und daß es ihm Mühe machte, den hiedurch verursachten Schmerz nicht laut werden zu lassen. Er stützte sich abermals auf den Kamin und sprach: „Es thut mir unendlich leid, daß wir unseren Thee allein nehmen müssen. Meine Frau ist bei ihrer

Mutter geblieben; ich glaube, Frau von D. ist unpäßlich, und da ist es sehr natürlich, daß die Tochter der Mutter Gesellschaft leistet."

„Vollkommen begreiflich," entgegnete der Diplomat mit dem Tone der Ueberzeugung und setzte hinzu: „Du wirst uns erlauben, unser Bedauern darüber auszudrücken, daß wir die Gräfin heute Abend nicht sehen können."

Der Baron sagte etwas Aehnliches und schien ebenfalls darin nichts Besonderes zu finden. Er blickte in die Gluth des Kaminfeuers und war offenbar mit seinen Gedanken in Aegypten oder sonstwo.

Nur der Major allein that einen forschenden Blick auf den Freund, und ihm war es nicht entgangen, daß die Lippen des Grafen einige Mal gezuckt und daß derselbe einen ernsten Blick auf das Zifferblatt der Uhr neben sich warf.

„Ihr seht," versetzte der Hausherr nach einer kleinen Pause, „daß ich heute nicht im Stande bin, euch die versprochene Gesellschaft meiner Frau zu verschaffen. Aber es wäre sehr schön von euch, wenn ihr noch ein paar Stunden bliebet, um mit meinem Thee und mir fürlieb zu nehmen."

„Ich kann nichts Besseres thun," entgegnete der Baron.

Und der Gesandtschafts-Sekretär meinte: es könne vom Fortgehen keine Rede sein, da der Baron ihnen eine Geschichte von Malta versprochen habe.

„Es versteht sich von selbst, daß wir bei dir bleiben," sprach bestimmt der Major. „Gib uns eine Tasse Thee und halte uns so lange du willst. Vorausgesetzt, daß du es uns sagen wirst, sobald du oder vielmehr dein verwundeter Arm müde wird."

„Ich bin euch für euer Anerbieten sehr dankbar," entgegnete der Graf, „denn ich würde mich sehr einsam fühlen; ich bleibe auf alle Fälle auf, bis meine Frau zurückkommt, und schätze mich glücklich, daß ihr mir Gesellschaft leisten wollt. — Aber trinken wir unseren Thee — nehmt neue Cigarren, und dann muß uns der Baron etwas Heiteres erzählen."



„Ja," sagte der Major mit bestimmtem Tone, „der Baron muß erzählen. Ich gebe ja auch unsere Geheimnisse Preis. Wir sind ja unter Freunden, und die Geschichte drückt mich doch schon lange."

„Mit Vergnügen denn," erwiderte der Baron. „Aber wie der Major eben durchblicken ließ, Alles unter uns; denn es sind Geschichten, die nicht blos den Major und mich, sondern auch Andere betreffen, welche uns sehr theuer und werth sind."

Hierauf klapperten einen Augenblick die Tassen, die Fauteuils wurden zurück- und wieder vorgeschoben und frische Cigarren angesteckt, wogegen sich der Baron einige der langen türkischen Pfeifen seines Freundes erbat.

„Denn," fügte er bei, „ich erzähle und muß es würdig und in des Königs Kambyses Weise thun."

„Der Beduinen-Häuptling," begann er sodann nach einer Pause, „mit seinen beiden Kawassen begleitete uns also in den Gasthof zurück, und mittlerweile hatte sich unsere Escorte insofern vergrößert, als ein paar Reiter mit Hand- und Packpferden, die dem Beduinen-Häuptling folgten und sein eigen waren, sich an uns anschlossen. Es war aber heute der Tag der Rencontres. Denn als wir in das Thor des Gasthofes einritten — der Major und ich befanden uns schon im Hofe, — da carambulirte unser Gefolge mit zwei Herren, die auf Eseln reitend hinter uns dreinkamen. Von diesen Herren war der eine ein großer, dicker Mann von vorgerücktem Alter, mit grauem, fast weißem Barte, der, wie die Mähne eines Tigers, nach allen Seiten aus dem Gesichte starrte. Von der unerträglichen Hitze war dieses Gesicht schon auffallend geröthet, begann aber ins Purpurfarbene zu spielen, als, wie gesagt, einer aus unserem Gefolge diesen Herrn, ohne es übrigens zu wollen, etwas unsanft gegen den Thorbogen quetschte. Der andere Herr war sehr mager, hatte ein blasses, ächt englisches Gesicht, röthliches Haar und schielte ein wenig."

„Kaum war der dicke Mann in dem Hofe angekommen, so glitt er von seinem Esel herab, wandte sich an den Beduinen, der ihn ge-

stoßen, und versetzte ihm, ohne etwas dabei zu sprechen, mit seiner Reitpeitsche einen derben Schlag über die Schultern. Der Sohn der Wüste riß sein Pferd zurück, sein Auge blitzte, er zeigte unter den geöffneten Lippen die schneeweißen Zähne und riß ein Pistol aus dem Gürtel, offenbar in der Absicht, den dicken Herrn damit niederzuschießen. Glücklicher Weise aber hatte der Major diesen Vorfall gesehen, warf sein Pferd zwischen die Beiden und rief dem Beduinen ein paar arabische Worte zu, worauf dieser sein Pistol wieder einsteckte. Mochte es nun sein, daß der Major den dicken Herrn bei dem Dazwischenfahren gestreift, oder mochte dieser ihn ebenso für einen Farbigen halten und deßhalb glauben, er könne sich auch gegen ihn eine kleine Artigkeit herausnehmen, genug, er hob abermals die Hand mit der Reitpeitsche. Doch beugte sich der Major in diesem Augenblicke etwas von seinem Sattel nieder, faßte das Faustgelenk seines Gegners und drückte es so zusammen, daß der alte Herr die Peitsche mit einem gelinden Schrei fallen ließ."

„Es war der erste Händedruck, den wir wechselten," flocht der Major ein.

„Und als die Peitsche am Boden lag," fuhr der Baron fort, da rief unser Freund auf Englisch: ‚Herr, bitte recht sehr, zu bedenken, daß wir nicht in Indien und daß freie Beduinen keine Sclaven sind.'"

„Auf dieses Wort hin blickte sowohl der dicke wie der magere Gentleman den vermeintlichen Beduinen mit wahrem Erstaunen an. Denn sie hatten gewiß noch nie einen getroffen, der so fertig Englisch sprach."

„Und wovon wußtet ihr, von welcher Nation die beiden Fremden waren," fragte der Hausherr, „und woher sie kamen?"

„Ich hatte sie in Suez gesehen," erwiderte der Major, „bei einem ähnlichen Act der Gewaltthätigkeit, der aber keine Folgen hatte, da der Matrose, den jener dicke Herr mit seinem Pfeifenrohr über den Kopf schlug, ein Laskare war."

„Diese Begegnung hatte auch vor der Hand keine Folgen," fuhr

der Baron fort. „Die beiden Engländer, welche wohl einsahen, daß sie hier den Kürzeren ziehen müßten, begaben sich in den Gasthof, freilich noch immer mit einigem Widerstreben; denn der Dicke ballte mehrere Mal seine Fäuste, als suche er einen würdigen Gegner zu einer Box-Parthie.

„Der Major legte seine Beduinen-Tracht ab, ließ sich seinen zu langen Bart stutzen, und so dinirten wir ein paar Tag darauf seit längerer Zeit wieder zum ersten Male an der Table d'hôte des Gasthofes, wo das Erste, was uns in die Augen fiel, der dicke Gentleman war, der vor dem gedeckten Tische auf und ab spazierte. Bei unserem Eintritt stutzte er, sah den Major forschend an, und dann flog ein leichtes, ich möchte sagen, gutmüthiges Lächeln über seine dicken Züge, was mich veranlaßte, auf ihn zuzugehen, um von dem neulichen Vorfalle zu sprechen, indem ich ihm sagte, wir hätten unendlich bedauert, daß einer unserer Diener ungebührlicher Weise mit ihm zusammengestoßen sei, und würden auch nicht verfehlt haben, ihm schon sogleich damals unsere Entschuldigungen zu machen; doch hätte er sich auf eine Art selbst Recht verschafft, die es uns leider unmöglich gemacht, uns mit freundlichen Worten darein zu mischen.

„Auf das hin lachte der alte Herr heiter hinaus, reichte mir die Hand und erwiderte: ‚Ich bin Ihnen in der That dankbar dafür, daß Sie einem alten, heftigen Manne so artig entgegen kommen. Meine außerordentliche Heftigkeit schafft mir nur zu oft ähnliche Auftritte auf den Hals. Von Jugend auf sehr reizbar, sind lange Jahre, in dem indischen Klima zugebracht, leider nicht im Stande, das Blut abzukühlen. Ich bin Sir Robert J. — wollen Sie mir freundlichst Ihren Namen sagen, um mich alsdann Ihrem Freunde vorzustellen?‘

„Ich nannte mich, führte ihn zu dem Major, der ihm auf halbem Wege entgegen kam und ihm lachend die Hand schüttelte.

„‚Wenn an meinem Betragen von neulich etwas verzeihlich ist,‘ sagte der alte Engländer lachend, ‚so ist es, daß ich Sie für einen

wirklichen Beduinen hielt. Ihr ganzes Aeußeres war mehr als Verkleidung — es war die vollkommenste Natur.'

„'Da Sie mir das eingestehen,' antwortete der Major, 'so werden Sie es ebenfalls verzeihlich finden, daß ich auch vollständig in der Rolle des Beduinen blieb und meine Leute in Schutz nahm.'

„'Sprechen wir nicht mehr davon!' versetzte Sir Robert. 'Ich bin dem unangenehmen Vorfalle nur Dank schuldig, daß er mich so angenehme Bekanntschaften machen ließ. Wie ich zufällig gehört, werden Sie noch etwa vierzehn Tage hier bleiben, um über Alexandria und Malta nach dem Festlande zurückzukehren. Das trifft sich wirklich charmant, und wollen wir, wenn es Ihnen genehm ist, diese Tour recht angenehm und friedlich zusammen machen.'

„In diesem Augenblicke trat sein Begleiter, der sehr blonde Engländer, mit zwei jungen Damen in den Saal."

„Ei, ei, Baron!" bemerkte der Diplomat, „ihr waret von den Engländern außerordentlich schnell eingenommen. Vorhin hatte der junge Gentleman rothes Haar, jetzt ist er auf einmal hellblond geworden."

„Ich will euch nur gestehen, daß ihr recht habt. Das Haar war eigentlich roth. Aber unter Bekannten nimmt man das nicht so genau. Er kam also in das Zimmer, und die beiden jungen Damen wandten sich augenblicklich an den alten Herrn und nannten ihn Papa. Was für ein Glück war es, daß wir uns mit ihm ausgesöhnt hatten! Die beiden Mädchen waren — nun, ich kann es mit aller Bescheidenheit sagen — bildschön, gut erzogen, in jeder Hinsicht von den feinsten Manieren. Auch kannten sie eine ganze Menge Sprachen, Deutsch, Französisch, Indisch, von welch letzterem natürlicher Weise wir keinen Begriff hatten. Wir wurden vorgestellt und zu Gnaden aufgenommen — von den beiden Misses wenigstens. Der röthliche junge Mann, den man als Neffen präsentirte, schien sich dagegen über die neue Bekanntschaft nicht besonders zu freuen. Hatte er uns den Vorfall von neulich noch nicht vergessen, oder wollte er seinen liebenswürdigen Cou-



finen Alles sein — kurz, er benahm sich so förmlich und steif wie möglich. Mister B., englischer Offizier, in Indien stationirt, hatte einen Jahres-Urlaub, um seinen Oheim zu begleiten.

„Letzterer hatte bekanntlich in Indien ein Commando gehabt, sich einen tüchtigen Namen gemacht, ungeheure Reichthümer erworben und kehrte nun für immer nach seiner Insel zurück.

„Ich kann euch versichern, wir Beiden, der Major und ich, waren bei Tische die personificirte Liebenswürdigkeit und stiegen gleich so bedeutend in der Gunst des alten Herrn, daß er uns für den Nachmittag zu einer Spazierfahrt nach Schuwra einlud."

„Hattet ihr Absichten auf die jungen Damen?" fragte der Diplomat.

„Das ist eine Gewissensfrage und eigentlich unmöglich zu beantworten. Nur muß ich mit einiger Indiscretion gestehen, daß der gute Major am Abend dieses Tages schwor, sein Herz sei nie so erregt gewesen, und er wüßte nicht, was geschehen könnte."

„Der gute Major!" antwortete dieser lachend. „Sag doch lieber: der gute Baron! Standest du nicht nächtlicher Weile am Fenster, schautest den Mond an und triebst allen möglichen poetischen Unsinn?"

„Wenn wir also vielleicht Absichten hatten," fuhr der Baron in seiner Erzählung fort, „so könnt ihr euch denken, liebe Freunde, daß wir uns sehr in Acht nahmen, etwas dergleichen merken zu lassen. Der alte Herr war — ein sonderbarer Kauz. Was seine eigene Heftigkeit anbelangte, die er uns selbst gestanden, so überschritt dieselbe alles Maß des Erlaubten, ja, des Schicklichen. Ein Wort, eine Miene, die ihm mißfiel, konnte ihn plötzlich aus der heitersten Laune zu einem wahren Ungeheuer machen. Dann färbte sich sein Teint dunkelroth, seine weißen Haare starrten aus einander; der Neffe hustete verlegen, und die beiden jungen Damen schauten zusammen schreckend und zitternd auf ihre Teller.

„Der erste Auftritt der Art ging schon bei Tische los, als ihm der Kellner — er hatte Hochheimer verlangt — eine Flasche recht guten

Rüdesheimer brachte. Er kostete einen Tropfen und sagte mit ärgerlichem Tone: ‚Das ist kein guter Hochheimer!‘ worauf der unglückliche Kellner antwortete, es sei sogar eine vorzügliche Qualität. Eine Sekunde nachher, und er hatte Glas und Qualität im Gesichte. Es erschienen alle Anzeichen eines starken Zornausbruches, und Sir Robert schaute herausfordernd seine beiden Töchter sowie den Neffen an, ob sich nicht vielleicht ein Opfer finden würde, das an der Stelle des davongeeilten Kellners zu ergreifen wäre. — Es trat eine peinliche Pause ein, bis der Major den kühnen, aber klugen Einfall hatte, dem Tiger in seiner derben, unerschrockenen Manier direkt auf den Leib zu gehen. Er that prüfend einen Schluck, setzte das Glas nieder und sagte: ‚Obgleich kein Hochheimer, ist er doch in der That von vorzüglicher Qualität. — Ah, bester Sir Robert, lassen wir uns durch Kleinigkeiten nicht die gute Laune trüben. — Ein frisches Glas und angestoßen! — Auf glückliche Ankunft in England!‘

„Die beiden Misses und der Neffe saßen erstarrt ob dieser Keckheit. Einen Augenblick auch zuckte die Hand des alten Generals, und ihm schien die Wahl wehe zu thun zwischen einer Flasche und einem Ragout-Deckel, um Eines davon in die Ecke des Saales zu befördern. Doch sah ihn der Major so fest und eigenthümlich lächelnd an, und hielt ihm seine Hand entgegen, dieselbe Hand, die der alte Herr neulich hatte kennen gelernt, daß er sich plötzlich eines Besseren besann, hart den Athem von sich blies und endlich sagte: ‚Sie haben Recht, Herr Major. Warum uns über Kleinigkeiten ereifern! Mag der Teufel den Kellner holen!‘

„‚Er soll ihn holen!‘ antwortete unser Freund, und die Sache war beigelegt. Die armen jungen Damen athmeten tief und freudig auf, und die älteste, Miß Eleonore, hob ihre großen, dunkeln Augen langsam auf und schmetterte dem Major einen Blick zu, ich möchte lieber sagen: eine Legion Blicke in eine Sekunde zusammen gedrängt, einen Blick, in dem sich Dankbarkeit, Achtung so stark ausdrückten, daß ich augenblicklich mit mir im Klaren war.“

„Und worüber warst du im Klaren?“ fragte der Hausherr.

„Darüber, daß, wenn ich mich je einer der beiden jungen Damen mit ernsten Absichten nähern würde, dieß nicht Miß Ellen sein sollte.“

„Und er hielt seinen Entschluß,“ warf der Major ein; worauf die drei Freunde herzlich lachten.

„Ich habe nur,“ fuhr der Baron fort, „diesen kleinen Vorfall erzählt, um euch ein- für allemal mit der Heftigkeit des alten Herrn au fait zu setzen. Dergleichen Geschichten kamen täglich, ja, zuweilen stündlich vor, und dann trat entweder der Major oder ich als eine Art von Sicherheits-Ventil für die Damen oder als Blitzableiter auf. Den zweiten Vorfall, den wir erlebten, nahm ich natürlicher Weise auf mich.“

„Der Baron wollte auch seinen Blick haben,“ versetzte der Diplomat.

„Und er bekam ihn,“ bemerkte der Major.

„Nun gut, wir lebten so weit sehr angenehm zusammen, bis auf den Neffen. Der konnte es begreiflicher Weise nicht ertragen, daß wir uns bei dem alten General in Gunst setzten, und dann hatte er auch eines Tages die unglückselige Idee, bei einem Zornausbruche des Oheims unsere Rolle spielen zu wollen. Das lief aber für ihn so traurig ab, daß mich Miß Therese, die andere Tochter, augenblicklich holen ließ.“

„Miß Ellen hatte nach mir geschickt,“ sagte trocken der Major.

„Ich kam zuerst und muß gestehen, es kostete einige Mühe, den armen Neffen aus dem Zimmer zu bringen. Denn der alte General umkreiste ihn wüthend, wie der Löwe sein Opfer, und wollte es selbst mir anfänglich gar keinen Dank wissen, daß ich dasselbe aus seinen Händen befreite.“

„Der Baron erzählt außerordentlich angenehm und verständlich,“ bemerkte hier der junge Diplomat. „Miß Therese schickte nach ihm, Miß Ellen nach dem Major — wir wissen nun, woran wir sind.“

„Das ist jetzt gar kein Geheimniß mehr,“ antwortete der Erzäh-

ler. „Damals war es freilich eines der gefährlichsten Art. Denn was seine beiden Töchter anbetraf, so verstand Sir Robert nicht den geringsten Spaß, und selbst der arme Neffe, der es eines Tages gewagt, sich der schönen Cousine etwas zu vertraulich zu nähern, wäre um ein Haar nach Indien zurückgeschickt worden. Trotzdem muß ich aber gestehen, daß wir bald bemerkten, wir seien mit unserer Liebenswürdigkeit und unserer glücklichen Manier, den Papa zu behandeln, in der Gunst der jungen Damen gestiegen, natürlicher Weise, so weit eine gutgezogene Dame so etwas merken läßt. — Und fein erzogen waren sie und dabei natürlich herzlich, — es thut mir wahrhaftig leid, daß ich durch die Situation verhindert bin, mich recht breit im Lobe von Miß Therese und Miß Ellen zu ergehen."

„Wir begreifen deinen Kummer," sagte lächelnd der Hausherr. „Aber wir erklären feierlich, du wirst nicht im Stande sein, ein Bild der beiden Damen zu entwerfen, das nicht von ihrer liebenswürdigen Wirklichkeit tausendfach übertroffen würde."

Der Baron verbeugte sich dankend und schien weit beruhigter fortzufahren: „in Indien lernt man mit den Augen sprechen und durch Zeichen sich verständlich machen. Wir Beide lernten als eifrige Schüler und begriffen unsere Lehrerinnen bald. Glücklicher Weise aber begriff der Papa uns nicht. Denn obgleich auch er seine Zeichensprache hatte und dieselbe häufig genug anwandte, so war sie doch sehr verschieden von der seiner Töchter, — handgreiflich derb, ein vollkommen anderes Alphabet. Der Neffe dagegen schien in Indien auch schon auf dem Felde manöverirt zu haben, auf welches wir uns gewagt, und obgleich wir uns so sehr in Acht nahmen, wie möglich, so begriff er doch seinerseits hier und da einen beredten Blick und erlauschte die Wahrheit eines Händedruckes, der gleichgültig aussehen sollte, aber nichts weniger als das war.

„Die vierzehn Tage, die wir noch in Kairo blieben, gingen indessen ziemlich glücklich vorüber. Wenn ich sage „ziemlich," so will ich damit ausdrücken, daß wir vor Entdeckung sicher blieben, dagegen



aber trotz der sehr großen Hitze einige sehr kühle Tage bei unsern Damen verlebten."

„Aha!" lachte der Major, „wo sie mit uns schmollten!"

„Allerdings!" fuhr der Baron fort. „Und daran war abermals der Vetter schuld. Als lernbegieriger Reisender muß man Alles mitmachen, und so trugen wir auch kein Bedenken, eine Einladung zu einer Abendunterhaltung anzunehmen, wobei sich arabische Tänzerinnen producirten. Der Major hatte dabei die Unklugheit, den blonden Gentleman mitzunehmen; und das Ende vom Liede war, daß dieser den alten General am Morgen darauf durch eine Erzählung des Gesehenen zu erheitern suchte. Weiß der Teufel, ob eine der jungen Damen im Nebenzimmer gelauscht — kurz und gut, wir hatten Schneewetter in Aegypten."

„War denn diese Abendunterhaltung so außerordentlich gefährlicher Art?" fragte wißbegierig der Gesandtschafts-Secretär.

„Das gerade nicht. Es kamen nur einige Nationaltänze, die für europäische, namentlich für englische Begriffe nicht ganz in den Gränzen des Schicklichen und Erlaubten zu bleiben schienen, z. B. der Bienentanz."

„Ei der Tausend!" sagte der Hausherr. „Wir wollen wissen, was der Bienentanz ist."

„Der Bienentanz ist meistens das Finale einer solchen Abendunterhaltung. Als das Schönste in den Augen der Orientalen wird er zuletzt dargestellt. Ihr habt von diesen arabischen Tänzerinnen schon gehört? — Es sind junge Mädchen von ungefähr vierzehn bis achtzehn Jahren, von äußerst elastischem, schlankem und schönem Körperbau. Ihr Teint ist für Aegypten ziemlich hell, ungefähr wie der der Sicilianerinnen. Sie tragen weite, weiße oder blauseidene, mit Gold und Silber gestickte Beinkleider, welche aber im Gegensatze zu denen der anderen Orientalinnen unten nicht zusammen geschnürt sind, vielmehr frei um die sehr kleinen und zierlichen Füßchen flattern. Den

Oberkörper bedeckt das bekannte, in unzählige Falten gelegte gelbe, seidene Hemd, über welches eine Art Weste oder Mieder kommt, das sehr tief ausgeschnitten und meistens von violetter Farbe ist, auf der Brust bis zu den Hüften herunter mit goldenen Troddeln und Quasten besetzt. Ein rothseidener Gürtel, sehr knapp und tief um die Hüften gelegt, verbindet Hemd und Mieder; als Oberkleid tragen sie ein Jäckchen von rother Seide mit Silberstickereien und weiten weißen Aermeln. Diese fallen über die Finger herab, ohne am Handgelenke befestigt zu sein, weshalb sie beim Aufheben der Hände herab flattern und sehr wohlgeformte Arme zeigen, an welchen goldene und silberne Spangen glänzen."

„Nach deiner Beschreibung," meinte der Diplomat, „kann ich es den beiden Damen nun gerade nicht übel nehmen, wenn sie diese Abendunterhaltung nicht für sehr passend hielten."

„Still! Hören wir weiter über den Bienentanz."

„Ah, die Sache ist an sich sehr einfach, sieht sich aber recht gut an. Eine Tänzerin beginnt den Tanz, dann folgen die anderen. Die Grundidee dieses eigenthümlichen Pas ist eine Biene, die summend ins Zimmer geflogen kommt und plötzlich sich in die Kleider einer der Tänzerinnen verkriecht. Sie erschrickt, wendet sich schlangenartig umher, um zu erfahren, wo das Thierchen verborgen ist. Jetzt endeckt sie es unter ihrem Halse. Hurtig wirft sie ihr Jäckchen herunter, sie hofft die Biene darin gefangen zu haben. — Aber umsonst! Dieselbe ist weiter hinabgeschlüpft. Jetzt folgt auch das Mieder in der gleichen Absicht. — Abermals vergebens! — So untersucht sie weiter und damit ist die ganze Geschichte beendigt."

„Ich werde mich nächstens nach Kairo versetzen lassen," sagte der junge Diplomat nachdenkend.

„Wie ich euch also erzählt," fuhr der Baron fort, „so hatte der Neffe einiges über diesen Bienentanz bei dem Onkel fallen lassen. Der alte Sir hatte sich unsäglich darüber ergötzt, und um unsere Stellung gegenüber seinen Töchtern unbewußter Weise noch viel schwieriger zu



machen, neckte er uns täglich mit diesem Vorfalle. So oft wir bei Tisch waren, summte er wie eine Biene und versicherte lachend, man könne sich vor diesen Insekten gar nicht mehr sicher stellen. Im Grunde bedauerte er sehr, diese Phantasie nicht auch mitgemacht zu haben.

„Endlich verließen wir Kairo und schifften uns in Boulak an Bord eines Nildampfbootes nach Alexandria ein. Es war das eine entzückende Fahrt, namentlich die Nächte prächtig und schön. Aus der erstickenden Gluth der Straßen von Kairo schwammen wir jetzt auf dem kühlen Wasser dahin; ein erfrischender Nachtwind kam uns entgegen, mit Wohlgerüchen durchdrungen; wir hauchten ihn gierig ein. Unter uns hatten wir den breiten, majestätischen Spiegel des Nils, diese glatte, glänzende Wasserfläche; über uns den ewig klaren Himmel, wie er namentlich Abends bei Sonnenuntergang in einer unbeschreiblichen Gluth und Pracht strahlte. Dazu die für uns Europäer so fremdartigen Ufer, die lichten Palmenwälder auf denselben, und unter ihnen die so sonderbar geformten ägyptischen Dörfer, ruhig wiederkäuende Kameele, nachdenkend in den Flußspiegel niederschauend, schwere Büffel, welche die Hitze ins Wasser getrieben, und von denen man nur den breiten Rücken und den riesigen Kopf sah, der sich verwundert erhob und ein dumpfes Brüllen ertönen ließ, wenn wir vorüber rauschten; dazu Hunderte phantastisch weißgekleideter Menschen, die ans Ufer liefen, wenn wir uns demselben etwas näherten, um das seltsame Feuerschiff und die sich drehenden Wasserräder anzuschauen; dann die üppig grünenden Felder; alles das machte auf uns einen unbeschreiblichen Eindruck, namentlich aber die Landschaft selbst in der Stille der Nacht. Man fühlte sich in die Jugend zurück versetzt, man träumte wieder wie damals nach dem Lesen der Tausend und Einen Nacht. So aufgeregt, vor uns die Heimat, welcher wir entgegen eilten, an unserer Seite schöne, liebenswürdige Wesen, deren Herzen wir gewonnen — es war wahrhaftig verzeihlich, wenn auch sehr unklug, daß wir unsere Vorsicht bei Seite ließen und in Folge hiervon durch den alten General ertappt wurden.

„Wie weit diese Ertappung vor sich ging, kann ich nicht genau sagen. Hatte er gesehen, wie ich beim Scheine des Mondes Miß Theresen feurig die Hand küßte, oder hatte er bemerkt, wie der Major mit Ellen sehr vertraulich am Steuerruder saß? Wir hatten ihn nicht bemerkt, und er mußte das Verdeck betreten und wieder verlassen haben, schleichend und vorsichtig, wie er es vielleicht von den indischen Kriegen her gewohnt war. Auch bin ich überzeugt, daß uns der Vetter bei dieser Veranlassung irgend einen Liebesdienst erzeigt hatte. Dem sei nun, wie ihm wolle, verrathen waren wir einmal und bemerkten das sogleich am andern Morgen, wo uns der alte General erschien wie Jemand, der sich alle Gewalt anthat, um nicht wenigstens den Versuch zu machen, uns Beide in den Nil zu werfen. Was uns sehr überraschte, war, daß trotzdem keine heftige Erklärung folgte. Wir werden sehen, daß Sir Robert als ein kluger General manövrirte. Von Alexandria abreisen mußte er; ein großer Theil seines Gepäcks und seiner Dienerschaft befand sich bereits auf dem Schiffe; auch hatte er in Malta Geschäfte, weßhalb es ihm unmöglich war, über Triest oder Konstantinopel zu gehen.

„Er bezwang sich gegen uns auf eine unbegreifliche Weise. Den ersten Tag stolzierte er freilich beständig allein auf dem Verdeck umher, die Hände auf dem Rücken, ohne uns eines Blickes zu würdigen, und schnaubte dabei stärker als die Dampfmaschine. Aber schon Abends beim Diner fing er an aufzuthauen, trank sein Glas Wein mit uns, ja, er trieb seine Heuchelei so weit, daß er schon am andern Morgen die alte Summserei wegen des Bienentanzes wieder anfing. Er hatte offenbar seinen Entschluß gefaßt. Und daß derselbe nicht günstig für unsere Wünsche war, entnahmen wir daraus, daß die beiden Damen nur in seiner oder des Neffen Begleitung auf dem Verdeck erschienen. Endlich erreichten wir Adseh und bald danach auf dem Mahmudikanal Alexandria. Es war Freitag, das Dampfboot nach Europa ging am Sonntag früh ab.

„Der alte General," erzählte der Baron weiter, „forderte uns



auf, mit ihm in demselben Gasthofe zu wohnen, was wir auf das Bereitwilligste thaten. Unterweges, vom Hafen in die Stadt, plauderten wir natürlicher Weise mit den jungen Damen; doch blieb uns Sir Robert immer zur Seite, und einmal, als ich ihn sehr plötzlich ansah, bemerkte ich, daß er ein Gesicht gegen mich machte, bei dem mir unwillkührlich ein Tiger einfiel, der seine gewisse Beute mit eingezogenen Krallen streichelt. Den Teufel auch! dachte ich; wir sind nicht in Indien! — Seine Töchter behandelte er ziemlich barsch und rauh, und auch sonst machte sich seine Heftigkeit wieder unerträglich breit. Dabei war es weder mir noch dem Major möglich, ihn durch ein lustiges Wort zu besänftigen. Wir hatten alle Gewalt über ihn verloren, und deß freute sich der röthliche Gentleman auf's sichtbarlichste.

„Samstag früh erhielten wir eine Einladung zum Diner bei Sir Robert. Das Diner war auf vier Uhr bestimmt, um sechs Uhr mußten wir an Bord. ‚Meine Herren,‘ sagte er, als die Suppe kam, mit strahlendem Gesicht und triumphirender Miene, ‚noch einmal wollen wir so recht angenehm zu Mittag speisen. Morgen kommt vielleicht die Seekrankheit, wir haben vier Tage nach Malta.‘ — Das Diner war vortrefflich, die Weine ausgezeichnet, und zuletzt thaten wir noch einen Abschiedstrunk aus dem Flaschenkeller Sir Robert's, um von hier morgen Abschied zu nehmen und frei der Heimat zuzusteuern. Dann gingen wir auf unsere Zimmer und ließen unser Gepäck abgehen.

„Ich weiß nicht, mir war ganz sonderbar zu Muthe. Ich hatte doch nur sehr wenig Bordeaux und Champagner zu mir genommen, und doch stieg mir das Blut so in den Kopf, alles drehte sich mit mir dergestalt herum, daß ich mich oftmals an einem Tische oder an einem Stuhle halten mußte. Der Major, der eine ungleich stärkere Konstitution besitzt, sah furchtbar blaß aus und spürte eine sonderbare Bewegung in der Gegend des Magens. Wir sahen uns achselzuckend an; aber es war keine Zeit zu verlieren, um lange darüber zu sprechen, wir mußten an Bord.

„Obgleich wir uns vorgenommen hatten, bis ans Meer zu Fuß zu gehen, sahen wir uns doch genöthigt, einen Wagen zu nehmen. Der alte General war schon voraus, und als wir an den Einschiffungsplatz kamen, kletterte er gerade die Fallraffstreppe hinauf und verschwand hinter der Brustwehr des hohen Schiffes. Wir stiegen ins Boot und fühlten uns im stärksten Stadium der Seekrankheit. Als ich die steile Treppe hinan stieg, lief mir ein kalter Schweiß über das Gesicht, mein Haar klebte mir auf die Stirn. Dem Major war es ebenfalls hundeübel; nur befand er sich immer einige Grade besser als ich. Unsere Bedienten, die uns droben erwarteten, erschracken über unseren Anblick; doch glaubten die guten Seelen, es sei der erste Anfall der Seekrankheit, und stauten uns so schnell wie möglich in die für uns bereit stehende Kajüte hinab. Da warfen wir uns auf die beiden Betten — der Major lag oben, ich unten. So elend wir waren, so tauschten wir doch einige Bemerkungen über unseren Zustand aus, und das Resultat unserer Betrachtungen, das wir uns, aber von der Unmöglichkeit desselben überzeugt, lachend mittheilten, war — Sir Robert habe uns auf die liebenswürdigste Art von der Welt vergiftet, um uns so in den Himmel zu befördern, statt in die Arme seiner Töchter.

„Mein Bedienter trat ein und meldete mit betrübtem Gesichte, der Kapitän verlange die beiden Herren zu sehen, die auf der Liste als Baron so und Major so verzeichnet wären. Ich ließ ihm zur Antwort geben, es sei uns unmöglich aufzustehen, wir hofften aber, morgen früh, von der Seefahrt erfrischt, ihm unsere Aufwartung machen zu können.

„Gleich darauf kam der Kapitän selbst herunter, hinter ihm ein kurzer dicker Gentleman mit einer grauen Perrücke und blauer Brille — der Schiffsarzt. Der Kapitän hatte mehrere Papiere in der Hand, las darin und sagt: ‚Herr Major von S.‘

„‚Hier!‘

„‚Herr Baron von A.‘

„‚Hier!‘



„‚Ich muß die beiden Herren dringend ersuchen, einen Augenblick aufzustehen und mir aufs Verdeck zu folgen.‘

„‚Sie sehen aber wohl, Herr Kapitän, daß dies unmöglich ist,‘ antwortete der Major; ‚denn wir haben uns niedergelegt, weil wir uns unwohl fühlten.‘

„‚Gerade deßhalb muß ich um so mehr darauf bestehen, meine Herren,‘ versetzte der Kapitän. Und der Doktor hob die Stirn empor und drückte seine Brille fester an die Augen.

„‚Ah! mein Herr,‘ fuhr der Major heftiger fort, ‚ich habe noch nie gehört, daß man Kranke nöthigt, aus ihren Betten aufzustehen! Gestattet Ihr Schiffs-Reglement, Passagiere so zu behandeln?‘

„‚Passagiere nicht,‘ entgegnete ruhig der Seeoffizier. ‚Aber das Schiff ist noch im Hafen, und die Herren werden mir keine Karten vorzeigen können.‘

„‚Weil wir dieselben,‘ mischte ich mich mit sehr schwacher Stimme in das Gespräch, ‚wie es immer der Fall ist, hier an Bord zu nehmen beabsichtigten.‘

„‚Ich muß bitten!‘ sagte dringender der Kapitän.

„‚Was soll das alles heißen?‘ brauste der Major auf.

„‚Ereifern Sie sich nicht, meine Herren,‘ versetzte hierauf begütigend der Doktor. ‚Der Herr Kapitän ist in seinem vollen Rechte. Das Schiffs-Reglement verbietet uns, Kranke an Bord des Schiffes zu nehmen. Sie werden sich freundlichst erinnern, setzte er stockend hinzu, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Pest sehr stark in Alexandria grassirt.‘

„Das war allerdings wahr, und daran sollten wir uns freundlichst erinnern, verlangte das Ungethüm von einem Arzt.

„‚He!‘ rief der Major zu mir herab.

„‚Hoho!‘ antwortete ich ihm auf Deutsch, ‚das sind verfluchte Geschichten!‘

„Dann wandte ich mich an den Kapitän und sagte ihm: ‚Be-

ruhigen Sie sich, mein Herr, wir müssen etwas Unverdauliches gespeist haben. Vor zwei Stunden waren wir frisch und gesund.'

„,Die Pest kommt sehr geschwind, mein lieber Herr,' bemerkte der verwünschte Doktor. ,Sie überfällt den gesundesten Menschen, vier Stunden nachher ist er todt.' — Damit nahm er eine Prise, klopfte ruhig auf den Deckel und bemerkte gegen den Seeoffizier: ,Ich will gerade nicht behaupten, daß sich die Herren in diesem Falle befinden, aber die Sache ist verdächtig.'

„,Ich habe die Seekrankheit!' schrie wüthend der Major, ,und will Ihnen das sogleich beweisen.' — Dabei langte er nach einem unaussprechlichen Geschirr.

„Der Kapitän zuckte mit den Achseln und entgegnete: ,Die Seekrankheit bekommt Niemand bei spiegelglattem Meer und ohne die geringste Bewegung des Schiffes. — Meine Herren,' fügte er bittend hinzu, ,setzen Sie mich in keine unangenehme Lage. Ich bin überzeugt, die vollkommensten Gentlemen vor mir zu haben, der eine Herr ist sogar Offizier; lesen Sie mein Reglement, es befiehlt mit kurzen und klaren Worten, Jeden, der auf den orientalischen Stationen erkrankt das Schiff betritt, ohne Ansehen der Person zurück zu weisen. Wir haben hundert und zwanzig Passagiere an Bord, und ohne an die Gefahr Ihres Zustandes glauben zu wollen, kann ich mich doch der Gefahr nicht aussetzen, die Pest mit mir zu nehmen. Uebrigens steht es Ihnen frei, augenblicklich in Alexandria gegen mich Schritte zu thun. Ich werde doch um einer Laune willen nicht meine Stelle aufs Spiel setzen!'

„Dagegen ließ sich nun freilich nichts erwidern, und, um mich kurz zu fassen, wir mußten das Schiff verlassen. Man hißte uns sammt unseren Sachen in ein Boot, das noch zufällig da lag, und während wir abstießen, brachten die Matrosen des Dampfbootes den Anker an Bord. Keine Spur irgendwo von dem alten General, von seinen Töchtern, und ich für meine Person war auch viel zu elend, um in dem Augenblicke weiter darüber nachzudenken. Der Major

aber kochte vor Wuth. Jetzt probirte der Dampfer seine Räder im Wasser, drehte sich langsam herum und fuhr davon. Als ich ihm betrübt nachblickte, glaubte ich aus einem der Sternfenster etwas Weißes flattern zu sehen, vielleicht Theresens Schnupftuch oder vielleicht auch die weiße Nachtmütze des alten indischen Barbaren.

„Wir fuhren nach Hause, legten uns zu Bette und ließen einen Arzt kommen. Dieser ließ uns sehr viel warmen Chamillenthee trinken, und als darauf etwas Natürliches eintrat, meinte er, wir hätten vielleicht etwas Unverdauliches gegessen oder unvorsichtiger Weise — ein Brechmittel verschluckt.

„Wir Beiden, nämlich der Major und ich, sahen uns erstaunt an, und Jeder suchte in dem Auge des Anderen dessen Gedanken zu lesen. Wir waren darüber einig, daß uns Sir Robert einen schändlichen Streich gespielt. Was sollten wir machen? — darüber wüthen, toben? ihn bei dem Generalkonsul verklagen? — Wozu hätte das führen können? — Wir thaten das Gescheidteste, was wir thun konnten, wir dankten dem Doktor für seine Bemühungen und erklärten ihm, er habe vollkommen Recht, wir müßten aus lauter Unvorsichtigkeit ein Brechmittel verschluckt haben, und dann fingen wir trotz unseres Unglückes nach einigen Minuten an zu lachen, bis uns die Thränen in die Augen traten. So lange die Welt steht, hat ein Papa noch niemals so kräftig und zugleich erfolgreich gegen seine zukünftigen Schwiegersöhne operirt. Er hat uns am Lande zurückgehalten und wenigstens versucht, uns lächerlich zu machen.

„Aber es ist schon spät," unterbrach sich selbst der Baron, indem er seine Uhr herauszog. „Ich muß wahrhaftig noch irgendwo hin."

„Aber deine Geschichte ist noch nicht zu Ende?" fragte der Diplomat. „Du hast unsere Neugierde erregt, ohne sie zu befriedigen."

„Das ist wahr," bemerkte der Graf. „Wenn du Geschäfte hast, will ich dich nicht abhalten, so leid es mir thut, deine Gesellschaft heute Abend zu verlieren. Aber deine Geschichte kann unmöglich schon beendigt sein. Wir wollen erfahren, wie ihr von Alexandria weggekommen."

„Nicht mehr als billig," entgegnete der Major, indem er aufstand; „ich stehe morgen nach dem Diner zu Befehl."

„Ich werde auch kommen," sagte der Gesandtschafts-Secretär. „Denn wenn man einen kranken Freund hat, so ist es eine herrliche Gelegenheit, von irgend einer langweiligen Soirée wegzubleiben. — Und der Major wird ebenfalls erscheinen?"

„Natürlich," erwiderte dieser, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte, während die anderen Beiden ihre Hüte nahmen. „Wenn es dir übrigens recht ist," wandte er sich an den Hausherrn, „so beendige ich erst meine Cigarre vor deinem angenehm wärmenden Kamine. Meine Frau erwartet mich nicht so früh —" dabei warf er einen forschenden Blick auf den Grafen, der ihm mit einem freundlichen, ja, herzlichen Miene dankte und darauf die Klingel zog, worauf ein Diener erschien, der den beiden anderen Herren die Thüre zum Vorzimmer öffnete, wo sie ihre Paletots fanden.

„Also bis morgen!" rief der Baron. „So gegen sieben Uhr werde ich erscheinen. — Gute Nacht!"

„Adieu, Baron!" sagten die beiden Herren, die zurück blieben.

Und damit wurde die Thüre des Vorzimmers wieder zugemacht.

Drittes Kapitel.

Worin wir Näheres über ein Duell erfahren, auch, daß der Kriegsminister ein Ziehen in der linken Seite fühlt und die Gräfin ein Geheimniß verbirgt.

Der Major saß in seinem Fauteuil, und der Graf spazierte einige Augenblicke in dem Salon auf und ab. Als er wieder an den Kamin trat, hob der Erstere den Kopf empor und sagte: „Es ist dir recht, daß ich dageblieben bin?"

„Vollkommen, lieber Freund!“ antwortete der Hausherr mit einem einigermaßen trüben Lächeln. „Wir verstehen einander. Ich bin in der That froh, daß du dageblieben; obgleich ich vor den Anderen eigentlich keine Geheimnisse habe, so kann ich mich doch nur dir gegenüber recht frei und offen aussprechen.“

„Dir fehlt etwas!“ bemerkte der Major in einem Tone, der deutlich aussprach, er irre sich nicht.

„Ja,“ antwortete der Graf.

„Du bist nicht glücklich?“

„Das will ich eigentlich nicht behaupten. Nur fürchte ich, unglücklich zu werden.“

„Ah, mein lieber Freund, du hast nur Befürchtungen? Die zu haben, ist eine schlimme Krankheit. Laß dich einmal von ihr ergreifen, und du hast bei den angenehmsten, besten Verhältnissen keine ruhige Stunde mehr. — Befürchtungen? — Ja, was kann der Mensch nicht alles befürchten! Du stehst am Morgen gesund und munter auf, bist aber unglücklich, weil du befürchtest, im Laufe des Tages krank zu werden. Du besteigst ein junges, muthiges Pferd; aber deine Lust an dem Thiere ist plötzlich vorbei, denn du befürchtest allerlei Unfälle, die dir begegnen können. Das sind die gewöhnlichen und traurigen Arten von Befürchtungen der Menschen, ohne daß man sie Furcht nennen könnte; denn die muthigsten Männer haben dergleichen Zufälle. Woher kommen sie? Von mehr oder minder angegriffenen Nerven, von einer schlaflosen Nacht oder dergleichen. — Nur keine Befürchtungen ohne haltbare Gründe dazu!“

„Ich habe dich ruhig ausreden lassen,“ entgegnete der Graf, „ohne daß du mir den gleichen Dienst vorhin erzeigtest. Wenn ich sagte, ich fürchte, unglücklich zu werden, so wollte ich hinzufügen: und ich habe hiefür meine Gründe.“

„Ah, das ist etwas Anderes! — Verzeihe mir, ich will dich ruhig anhören.“

„Du siehst, ich trage meinen Arm in der Schlinge,“ fuhr der

Graf fort. „Ich hatte ein kleines Rencontre. Ich sah mich veranlaßt, mit einem jungen Manne, den ich wenig kenne, ein Paar Kugeln zu wechseln. Es war eine unbedeutende Geschichte, und ich sehe es wohl ein, daß ich vielleicht Unrecht hatte."

„Etwas zu befürchten," warf der Major ein.

„Ah, davon war keine Rede!" entgegnete der Graf und hob sich stolz empor. „Wenigstens nicht in deinem Sinne. Die Sache war einfach die: Ich erschien mit meiner Frau in einer Soirée bei * * *. Meine Frau betrat zuerst den Salon, ich folgte ihr. Zwei Reihen junger Herren, wie das leider der Brauch ist, ließen uns durchpassiren, und ich ärgerte mich schon darüber, daß sie meine Frau so rücksichtslos begafften."

„Du hattest Unrecht. Wir haben es in unserer Zeit gerade so gemacht."

„Einige hatten sogar ihre Augengläser eingeklemmt, was ich zu meiner Zeit niemals gethan. — Nun gut! Meine Frau schreitet voran, ich folge ihr; ich muß gestehen, die jungen Leute verneigten sich ehrfurchtsvoll; dabei bemerkte ich aber auf einmal, daß Einer meiner Frau auf eine ungemein verbindliche Art zuzulächeln schien."

„Du hattest dich geirrt!"

„Es ist möglich. Aber damals fuhr es mir wie ein Stich durch das Herz; ich blickte den jungen Mann fest an, ich haßte den fast mir Unbekannten aus tiefster Seele. Vielleicht war ich aufgeregt. Wir traten ein; später wurde getanzt; jener junge Mann von guter Familie ließ sich meiner Frau vorstellen und tanzte mit ihr eine Française. Später bittet er noch um einen Walzer, was ich meiner Frau verbiete."

„Daran thatest du sehr unrecht. Du verbietest deiner Frau etwas, was du nicht verbieten darfst, und durch dieses Verbot stellst du ihr einen bis dahin gänzlich unbedeutenden Menschen als etwas Wichtiges vor Augen. O, ich hätte dich für klüger gehalten!"

„Heute bin ich ganz deiner Ansicht. Aber, wie gesagt, an jenem

Abende war ich aufgeregt, ich ärgerte mich. Jener Herr trat freilich augenblicklich zurück, aber — nun, er suchte mich später auf, um mich zur Rede zu stellen."

„Das finde ich begreiflich."

„Ich ebenfalls, hatte mir auch fest vorgenommen, es mir ein paar freundliche Worte kosten zu lassen; denn ich sah ein, daß ich im Unrecht war. Aber du weißt, wie es bei solchen Gelegenheiten geht."

„Namentlich bei heftigen, reizbaren Menschen, wie du einer bist," sagte ernst der Major.

„Ein Wort, ein Blick," fuhr der Graf fort, „vielleicht an sich unbedeutend, fällt wie der Funke ins Pulver. Es flammt auf, und ehe man sichs versieht, hat man so ein kleines Duell auf dem Halse."

„Bester Ferdinand, du mußt deine Heftigkeit mäßigen, sonst fange ich in der That an zu befürchten, daß du in deiner Ehe noch unglücklich wirst. Ich kenne deine Frau, als ob sie meine Schwester wäre. Du hast eine unendlich glückliche Wahl getroffen. Bei ihr ist Alles in der schönsten und glücklichsten Harmonie, ihr Aeußeres sowie ihr Inneres, Kopf, Herz, Gedanken und Seele — ein zusammen klingendes Ganzes. Nimm dich in Acht, mit einem rauhen, ja, nur mit einem harten Worte einen Mißton hinein zu bringen. — Lieber Freund," fuhr er heiterer fort, als er bemerkte, wie der Graf finster in die glühenden Kohlen schaute, „man sollte dich eine Zeit lang mit Sir Robert einschließen; ich glaube, das könnte euch beide bessern. — Aber weiter!"

„Ich erhielt einen leichten Streifschuß in den Arm," antwortete der Graf. „Natürlicher Weise sah ich bei kaltem Blute mein Unrecht ein und hätte um Alles in der Welt jenem jungen Menschen kein Leides thun mögen, sonst . . ."

„Ach, ich weiß, du fehlst nie ein Aß!"

„Das wußte mein Gegner auch, weßhalb er mich zu treffen versuchte, und als dies mißlang und ich mein Pistol senkte, sagte er leise zu seinem Secundanten: ‚Jetzt ist Alles vorbei!' — Wie gesagt,

ich schonte ihn, und das mochte ihn am Ende noch verstimmen, denn wir trennten uns kalt und förmlich."

Hier machte der Graf eine Pause und schritt einmal in dem Zimmer auf und ab. Als er darauf wieder zum Kamin trat, sagte er: „Du hast Recht, Major, du kennst meine Frau. Du hast sie vorhin sehr wahr geschildert; und diese glückliche Ruhe ihrer Seele, diese wohlthuende Harmonie, dieses klare, beständig ungetrübte Auge, ihre kindliche Heiterkeit bei so hohem Verstande war mein Stolz, mein Glück."

„Es war dein Glück?" fragte aufmerksam der Major, indem er seinen Freund ernst anblickte.

„Ich bin jetzt fünf Monate verheirathet," versetzte der Graf, ohne eine directe Antwort zu geben. „Vor vier Wochen war jene unangenehme, jene lächerliche Duellgeschichte. Wenige Tage darauf fand ich meine Frau merklich verändert."

„Hat sie jene Geschichte erfahren?" fragte besorgt der Major.

„Ich glaube nicht; denn mein Gegner, sowie unsere Secundanten gaben sich das feierliche Ehrenwort, nie darüber zu sprechen."

„Auf welche Art veränderte sich deine Frau?"

Der Graf zuckte die Achseln. „Kann ich das so genau sagen?" entgegnete er. „Man ist nicht jeden Tag gleich gestimmt, man ist arglos, man beobachtet nicht immer. Aber eines Tages bemerkte ich, daß Marie nicht so heiter sei wie gewöhnlich. Ihr Lächeln schien mir etwas Gezwungenes zu haben; sie starrte oft träumend vor sich hin, ja, sie blieb mir hier und da eine Antwort schuldig; dann fuhr sie plötzlich empor, und wenn sie mich anschaute mit ihren großen dunkeln Augen, so bemerkte ich einen seltsamen Schimmer darin, eigentlich keine Thränen, aber etwas Nebelhaftes, etwas, das den früheren Glanz ihres Blickes löschte. Auch war sie gern allein; sie vermied sogar zuweilen meine Gesellschaft, und wenn ich zuweilen besorgt ihre Hand faßte und sie herzlich fragte, ob ihr etwas fehle, so zuckten ihre Lippen und eine tiefe Blässe flog über ihre Züge."

„Und dergleichen kam häufig vor?"

„Zuerst seltener, dann häufiger," erwiderte der Graf mit einem tiefen Seufzer. „Marie ist nicht mehr, wie sie war; es ist eine Umwandlung mit ihr vorgegangen, die sie mir zu verbergen strebt, die ich aber, trotz ihrer oft erkünstelten Heiterkeit, entdeckte. O, mein Freund, das Auge der Liebe sieht scharf! Und du weißt, wie ich meine Frau liebe! Du weißt, daß sie mir Alles ist — mein Denken, mein Fühlen! Ich bete sie an!"

„Also eine Wirkung hätten wir entdeckt," entgegnete nachdenkend der Major, „aber keine Ursache."

„Keine, die ich zu denken wage!" entgegnete heftig der Graf. „Diese Umwandlung meiner Frau kam so leise und allmälig, daß ich mich oft frage: Irrst du dich nicht? Ist Marie vielleicht immer so gewesen, und du hast es nicht bemerkt? Der Gedanke kann mich so beherrschen, daß ich zuweilen meine Augen schließe und mir mit Gewalt ihr Bild zurückrufe, wie ich es immer vor mir gesehen; jung, heiter, blühend und glücklich. Wenn nun dieses Bild in seinen glänzenden Farben so recht fest vor mir steht und ich dann meine Augen öffne und mein geliebtes Weib anschaue, wie sie vor mir ruht in ihrem kleinen dunkeln Sammt-Fauteuil, die weißen Hände auf beide Lehnen gestützt, tief in den Sitz geschmiegt, als wolle sie sich vor der ganzen Welt verbergen, das sonst so glänzende Auge mit dem umflorten Blick weit hinausstarrend und unter dem immer noch rosigen Teint eine krankhafte Blässe hervorlauschend — ah, dann fahre ich erschreckt empor und sehe, daß ich mich nicht getäuscht, daß Marie leidet!"

„Deine Frau ist siebzehn Jahre alt?" fragte der Major.

„Sie war siebenzehn an ihrem Hochzeitstage," antwortete Graf Ferdinand.

„Und du hast sie nie befragt, ob ihr etwas fehle, ob sie Kummer habe?"

„O, wie oft! Sie schüttelt den Kopf und sagt Nein. Ich habe sie angefleht, mir zu sagen, warum sie nicht mehr so heiter und

glücklich sei, wie noch vor kurzer Zeit, und sie antwortete mir scheinbar erstaunt, sie habe sich durchaus nicht verändert. Aber ihr bleiches Gesicht in solchen Augenblicken widerspricht ihrer Rede. Ich habe sie gebeten mit den herzlichsten Worten, die ein Liebender vor der Geliebten aussprechen kann. Ich habe ihr gesagt: Marie, verschweige mir nichts! Fehlt dir etwas? Hast du Kummer? obgleich ich mir nicht denken kann, wie das möglich ist. Vertraue deinem besten Freunde! — Umsonst! sie lächelte oft unter wirklichen Thränen und sagte: Du irrst dich, Ferdinand, mir fehlt nichts, ich bin ganz glücklich."

„Ganz glücklich, sagte sie?"

„Ja, oder ganz zufrieden. Doch endlich fing ich an, mich über diese Antworten ein wenig zu ärgern."

„Du wurdest heftig?"

„Wenigstens dringender in meinen Fragen. Ich wollte ihre Antworten nicht gelten lassen. Ich versicherte ihr, sie habe Unrecht, mir nicht zu vertrauen."

„Und darauf?"

„Ah, darauf!" rief der Graf heftig aus und schritt abermals durch das Zimmer; „darauf zog sie sich vor mir zurück, verließ oft halbe Tage ihr Zimmer nicht, und wenn sie endlich zum Vorschein kam, so war es oft nur, um ihren Wagen zu verlangen und zu ihrer Mutter zu fahren."

„Zu ihrer Mutter zu fahren!" wiederholte ernst der Major.

Bei den Worten blieb der Graf auf seinem Spaziergange plötzlich vor dem Freunde stehen, sah ihn fest an, preßte seine Hand krampfhaft in die Lehne des Fauteuils und sagte mit tiefer Stimme: „Warum wiederholtest du meine Worte, Major?"

„Ich dachte darüber nach," entgegnete dieser erstaunt. „Ich wiederholte sie eigentlich ohne alle Ursache, ohne allen Grund. — Doch deine Frage, mein lieber Ferdinand?"

„Hat ihren guten Grund," erwiderte der Graf rasch und heftig.

Der Major starrte fragend in die Höhe und richtete sich halb empor.

„Wenn sie sagte, sie fahre zu ihrer Mutter," antwortete der Graf mit zitternder Stimme, „so fuhr sie auch zuweilen nicht dahin."

„Ah, Ferdinand!"

„Wie ich dir sage! Du kannst dir denken, daß ich nicht den Spion meiner Frau mache, — nein, was ich weiß, erfuhr ich zufällig. Ihr kleiner Wagen wurde vorgestern Abends zu der Zeit, wo sie mir gesagt, sie fahre zu ihrer Mutter, in der Schloßstraße gesehen."

„In der Schloßstraße?"

„Du weißt dagegen, ihre Mutter wohnt beim herzoglichen Palais."

„In der Schloßstraße!" wiederholte nachdenkend der Major.

„Dort hielt er vor dem Hause Nro. 120."

„Nr. 120. — Wer wohnt da?"

„Ich erfuhr das erst durch den Adreß-Kalender; denn mit Schrecken erinnerte ich mich, daß dort Niemand aus der Gesellschaft wohnt. Es ist ein großes Haus, die Bel-Etage besitzt der Doctor G., der Leibarzt des Königs."

„Und dein Hausarzt!" rief lachend der Major. „Nun, was ist da weiter zu fragen?"

„Noch sehr viel!" entgegnete finster der Graf. „Der alte Medicinalrath ist freilich mein Hausarzt. Doch erinnere dich, daß er mich jede Woche ein paar Mal besucht und daß Marie vollkommen gesund ist. Auch nimmt der Doctor, wie bekannt, Abends nie Besuche an. Da macht er zur bestimmten Stunde sein Spiel auf dem Casino und ist nur dort zu finden. — Also weiter!"

„Meinetwegen weiter! Was sagt der Adreß-Kalender?"

Der Graf stützte den Kopf in die Hand, verbarg einen Augenblick sein Gesicht und sagte dann mit so leiser Stimme, als wenn er zu sich selbst spräche: „In demselben Hause, Schloßstraße Nr. 120, wohnt jener junge Mann, mit dem ich das Duell gehabt."

„Ah, Ferdinand!“ rief der Major aufspringend. „Du bist in der That unartig!“

„Habe ich etwas gesagt . . .?“ fragte erschrocken der Graf.

„Nein, du hast nur laut gedacht. Aber es war ein schrecklicher Gedanke! Was kommt dich um Gotteswillen an? Ich beschwöre dich bei unserer Freundschaft, glaube mir, du bist auf dem besten Wege, dich und deine arme Frau unglücklich zu machen. Ein solcher Gedanke ist wie ein böser Geist, der aufs gehorsamste erscheint, den aber keine Macht der Erde wieder zu bannen im Stande ist. Wirf ihn weg! wirf ihn weg! Schau in das klare, unschuldige Auge deiner Frau, küsse ihre beiden Hände und bitte sie in deinem Innern tausend Mal um Verzeihung.“

„Ich hatte Unrecht,“ antwortete der Graf nach einem längeren Stillschweigen. „Aber was ich gesagt, ich dachte es wahrhaftig nicht. Gott soll mich in Gnaden bewahren! Du hast Recht: es war ein böser Geist, der über mich kam. Aber ich habe ihm mein Herz nicht geöffnet, gewiß nicht. Marie hat es gethan — wenn ich auch in Gottes Namen nichts Böses glauben will, so ist doch Eines wahr — sie hat ein Geheimniß vor mir.“

Hier entstand eine längere Pause, während welcher jetzt der Major seinerseits kopfschüttelnd auf und ab ging und der Graf finster sinnend an dem Kamin stehen blieb.

Endlich trat der Major wieder zu Ferdinand, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte mit tiefer Stimme: „Lieber Freund, du warst gezwungen, dich vier Wochen lang in diesen Zimmern einzuschließen. Du bist an Bewegung, an frische Luft gewohnt, und diese stille Lebensart, die du jetzt geführt hast, ist wahrhaftig an deinen Grillen schuld; du siehst Gespenster, die aber verschwinden werden, sobald du es nur ernstlich willst. Auf, wirf sie weg, die finsteren Gedanken! Sprich mit deiner Frau ehrlich und aufrichtig, aber um Gottes willen ohne alle Leidenschaft! Sie soll dir mittheilen, was ihr Herz drückt! bitte sie darum. Und wenn sie es auf

das erste Mal nicht thut, so versuch's zum zweiten und zum dritten Male. O, diese jungen guten Herzen sind leicht verstimmt! Ein rauhes Wort schüchtert sie ein, ja, sogar oftmals eine Frage, die man geradezu thut. Erlausche deinen Vortheil; ich bin überzeugt, du wirst mir in wenigen Tagen sagen, das Ganze sei eine unbedeutende Kleinigkeit gewesen."

„Also das nimmst du doch auch an, daß Marie etwas vor mir verbirgt?" fragte traurig Graf Ferdinand.

„Du lieber Gott!" sagte der Major, „das ist wohl möglich; du wirst doch deiner Frau am Ende nicht übel nehmen, wenn sie einmal ein kleines Geheimniß vor dir hat? Das kommt bei uns auch vor."

„Aber wegen eines kleinen Geheimnisses, wie du es nennst, ändert man nicht sein ganzes Betragen. Man sieht deßhalb nicht krankhaft aus, man zieht sich nicht von seinem Manne zurück. O, unsere Angelegenheit hat einen tieferen Grund."

Der Major zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Lassen wir die Sache heute Abends ruhen. Du bist aufgeregt, gereizt, du siehst unklar. Ich will mir das Alles überlegen; ich will das Für und Wider bedenken. Darf ich mit meiner Frau darüber sprechen?"

„Warum nicht! Ich kenne sie als im höchsten Grade discret."

„Frauen haben einen besonderen Blick. Aber laß die Sache ganz gehen; verdoppele deine Aufmerksamkeit womöglich gegen Marie, aber dringe nicht weiter in sie. Du hast sie gefragt, ob ihr etwas fehle, sie hat dies verneint — gut! Es wird also eine Grille sein; sie wird von selbst wieder kommen. — Doch jetzt muß ich nach Hause, es ist spät geworden; morgen nach dem Diner komme ich wieder. Der Baron soll uns seine Geschichte zu Ende erzählen; wir müssen dich vor allen Dingen aufheitern, wir müssen die Gespenster zu verjagen suchen, von denen ich vorhin sprach. — Gute Nacht, lieber Freund!"

„Gute Nacht, Major! — Bis morgen also!"

Der Graf blieb allein; er rückte einen Fauteuil vor den Kamin, ließ sich auf denselben nieder und stieß mit der Feuerzange die glühenden Kohlenstücke durcheinander. In tiefe Gedanken versunken, blickte er den auffliegenden Funken zu, und seine Phantasie verwandelte die aufzüngelnden Flammen in allerlei seltsame Gestalten. Endlich fuhr er mit einem Seufzer empor, strich sich die dichten Haare von der Stirn und sagte: „Wie lag mein Leben vor mir, so schön, so rosig beglänzt! — Es sind jetzt vier Monate, wo ich mit ihr in diesem Zimmer war, wo draußen Alles blühte und grünte, wo wir von dem kommenden Winter sprachen und uns wie Kinder darauf freuten, hier zusammen vor der lodernden Flamme zu sitzen — wir Beiden zusammen. Und jetzt bin ich hier allein, ah, so ganz allein! — — Ich will dem Major recht geben, es soll vielleicht nur eine Grille sein, — eine Grille in der ersten so glücklichen Zeit des Ehestandes! — — Ein schöner Anfang! Und wenn es selbst eine bloße Laune ist, so verspricht sie mir ein schönes Leben für die Zukunft! Und es ist mehr als eine Laune, ich fühle es, Marie hat ein Geheimniß vor mir!“

Ein Wagen rollte in den Hof. Der Graf lauschte und stand hastig auf. Er zog an der Klingel; der Bediente erschien und meldete: „Die Frau Gräfin sind so eben nach Hause zurückgekehrt.“

Einen Augenblick war der Graf im Begriffe, sich an die Treppe zu begeben, wie er es sonst wohl gethan. Doch blieb er plötzlich stehen und sprach zu sich selber: „Ah, sie wird vielleicht hieher kommen!“

Aber die Gräfin kam nicht — statt ihrer erschien nach einer Viertelstunde die Kammerfrau und sagte, die Frau Gräfin sei ermüdet und habe sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen.

Graf Ferdinand nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe, biß heftig die Zähne über einander und warf sich abermals in den Fauteuil, wo er bis tief in die Nacht sitzen blieb. —

Der Major war eifrig mit sich selbst redend nach Hause gegangen. Was er vorhin gehört, hatte ihn tief bewegt, weit mehr, als er es seinen Freund merken ließ. Er kannte die beiden jungen Leute so

genau, er liebte sie wie ein älterer Bruder. Wie lebhaft erinnerte er sich noch der Zeit, wo er der kleinen Gräfin Marie verschiedene Bombons zugesteckt, die er von der königlichen Tafel für sie mitgenommen — wie freudig klatschte das kleine Mädchen in die Hände, wenn er ihr erzählte, dies und das von den glänzenden Papieren sei von dem Teller Sr. Majestät! Auch den Grafen hatte er heranwachsen sehen: derselbe kam als blutjunger Offizier zu der Schwadron des Majors, und dieser fühlte sich mächtig hingezogen zu dem warmen und edeln Herzen voll Uebermuth und Jugendfeuer. Aber er hatte schon damals seine Fehler: er war heftig und gleich gereizt, und das hatte ihm von dem Vorgesetzten manchen Verweis, manche väterliche Ermahnung zugezogen. Während der Major seine weiten Reisen machte, hatte er nie an die Heimat gedacht, ohne sich der beiden jungen Leute lebhaft zu erinnern. Ja, als er fast im Vaterlande zum ersten Male wieder einen Bekannten sah, der die Verhältnisse der Residenz genau kannte, war seine erste Frage: „Was macht meine kleine Gräfin Marie?“ — „Sie ist verheirathet.“ — „Ei der Tausend, das Kind!“ — „Und Graf Ferdinand?“ — „Natürlicher Weise ebenfalls verheirathet, denn die Gräfin von E. ist seine kleine Frau.“ — Darauf hatte sich der Major vergnügt die Hände gerieben; denn wenn er der Vater von Beiden gewesen wäre, er hätte für sie keine bessere Partie arrangiren können. — Und wie glücklich war das junge Paar, als er sie nun zum ersten Male wieder sah — zwei heitere, lebensfrohe Kinder! Die kleine Gräfin hatte bittend die Hand zu ihm emporgestreckt und abermals um Bonbons gebeten. Und wie freudig überrascht war sie, als er ihr ein kleines Paket übergab mit einem kostbaren indischen Shawl! Sogleich hatte sie ihn anprobirt, hatte sich vor den Spiegel gestellt und sich so herzlich, so kindlich, so aufrichtig gefreut!

„Ah,“ sagte der Major, indem er an alles das dachte, „dummes Zeug! Was kann dieses Kind, diese Frau von vier Monaten für ein Geheimniß vor ihrem Manne haben? — Aber ihn kenne ich. So gut und edel sein Herz ist, so aufbrausend und heftig kann er sein.

Schon diese lächerliche Duellgeschichte! Und wer weiß wie er sonst schon das arme Kind gekränkt hat! Der Teufel auch! ich will ihm den Kopf schon zurecht setzen!"

Kurz nach jenem ersten Wiedersehen hatte der Major die Stadt abermals verlassen und war erst vor einigen Tagen zurückgekehrt, ohne daß es ihm bis jetzt möglich gewesen wäre, der Gräfin einen Besuch zu machen. Er hatte sich gefreut, sie heute Abend begrüßen zu können.

Am anderen Morgen rief den Major sein Dienst in das Vorzimmer des Königs. Er dachte wieder an die Geschichte von gestern Abend und spazierte in dem weiten Gemache auf und ab. Er ließ alles, was er gehört, noch einmal an seinem Geiste vorüber gehen — die Duell-Geschichte, Schloßstraße Nr. 120, wo jener junge Mann, aber auch der königliche Leibarzt wohnte. „Ich glaube, mir ist Alles begreiflich," dachte er. „Wer weiß, ob man nicht vor der Gräfin allerlei über jenes Duell munkelt! Man kennt ja den liebenswürdigen Erfindungsgeist der jungen Leute hiesiger Stadt. Da hat man achselzuckend von jener Begegnung gesprochen, hat die Ursache dazu vielleicht zurück verlegt in die Zeit, wo der Graf noch ledig war, irgend eine pikante Geschichte daraus gemacht, eine frühere Verbindung zu Grunde genommen, und damit die junge Frau aufs Tiefste verletzt. Ferdinand hatte, wie er selbst gestanden, das Duell verheimlicht, hatte angegeben, er sei mit dem Pferde gestürzt, und die kleine Frau — oh, entschlossen war sie immer! — macht einen Besuch bei ihrem Hausarzte, um die Wahrheit zu erfahren. So ist es gegangen," sprach der Major zu sich selber, „es kann nicht anders sein. Jene Zuflüsterungen haben sie verstimmt, daher kleine Scenen; sie hat Näheres erfahren über die Verwundung ihres Mannes, daher ihr Besuch bei dem Leibarzte."

In diesem Augenblicke öffnete ein Kammerdiener leise die Flügelthüren, die aus dem Gang in das Vorzimmer führten. Der Major wandte sich um und erkannte den alten Medicinalrath, der gekommen

war, um seinen täglichen Besuch bei der Majestät zu machen. „Er kommt mir wie gerufen," dachte der Offizier und schritt dem Leibarzt lächelnd entgegen. Der Doctor war ein kleiner, alter Herr mit weißen Haaren, durchdringenden Augen und sehr lebhaften Bewegungen. Schon im Hereintreten rieb er sich die Hände, sagte: „Puh! puh! wie kalt!" und ging auf den Thermometer zu, der an der Wand hing. „Zwölf Grad!" rief er dann aus. „Man sieht wohl, daß Sie den Dienst haben, Major — großer Reisender, abgehärtet unter allen Zonen. — Wie geht's? Wie geht's?" fuhr er freundlich fort, indem er ihm die Hand reichte. „Aber was frage ich da? — Die festeste Gesundheit, das blühendste Leben."

„Unberufen," sagte lachend der Major.

„Natürlich unberufen," entgegnete der Leibarzt. „Wenn ein Doctor über eine gute Gesundheit spricht, so versteht sich das von selbst. Aber ich freue mich wirklich, bester Major, wenn ich Sie ohne alle Fehler und Mängel so vor mir sehe."

„Fehler und Mängel vom medicinischen Standpunkte," erwiderte rasch der Major. „Sonst habe ich auch die meinigen. Aber Gott sei gedankt, ich fühle mich ziemlich gesund und habe deßhalb nur Einen Kummer, weil mir dieß nämlich das Glück versagt, Sie zuweilen bei mir zu sehen."

„O, unbesorgt!" lachte der Leibarzt. „Ew. Gestrengen haben sich in den Stand der heiligen Ehe begeben, und da werden in Ihrem Hause auch nächstens die Flickereien anfangen. — Aber ich plaudere hier und habe so viel zu thun. Kann ich zu dem Herrn hinein?"

„Sie müssen mir schon einen Augenblick Gesellschaft leisten, bester Medicinalrath. Der Kriegsminister ist Ihnen heute zuvorgekommen."

„Puh!" machte der Doctor. „Kann das lange dauern?"

„Ich glaube kaum, denn es sind keine Paraden in Aussicht, und wir leben ja in Frieden mit der ganzen Welt."

„Aber die Uniformen, bester Freund!" sagte wichtig der Leibarzt

und faßte einen Knopf des Offiziers, den er sanft hin und her drehte. „Wenn da drinnen irgend eine neue Litze vorgeschlagen wird oder die Aenderung der Kopfbedeckung, so bin ich ein verlorener Mann; dann sterben mir zwanzig Kranke, ehe ich wieder aus dem Schlosse komme.“

„Seien sie unbesorgt, es geht heute nichts dergleichen vor.“

„Aber dem Kriegsminister fehlt immer etwas. Und wenn er mich hier erwischt, so muß ich ihm eine Audienz geben. — Sie sind erst vor ein paar Tagen zurückgekehrt? Haben Sie Ihre Bekannten wohl angetroffen?“

„O ja,“ antwortete der Major, wohl und glücklich; das heißt alle diejenigen, die sich nicht gerade unter Ihren Händen befinden.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Leibarzt. „Doch habe ich keinen Ihrer Freunde in der Arbeit.“

„Nur den Grafen B.,“ entgegnete der Major.

„Ah so, eine Kleinigkeit,“ antwortete der Leibarzt. „Ein Schrammschuß!“

„Doctor! Doctor!“ rief der Major. „Seien Sie nicht indiscret! Man spricht im Vorzimmer des Königs nicht von einem Schrammschusse, den Jemand im Duell erhalten. — Also sehr unbedeutend?“

„Vollkommen; er kann in den nächsten Tagen wieder ausgehen.“

„Ich habe mich recht sehr gefreut, diesen lieben Freund wieder zu sehen,“ sprach der Major, indem er leicht Säbelkuppel und Schärpe herabzog. „Das ist ein glückliches Paar!“

„Sehr glücklich!“ sagte der Leibarzt.

„Ist die junge Gräfin wohl? Ich habe sie noch nicht wieder gesehen, hätte aber in der Begierde, sie einen Augenblick zu sprechen, neulich fast eine Indiscretion begangen.“

„Wie so das?“ fragte der Doctor.

„Ich sah die junge Gräfin vor ein paar Abenden bei Ihnen vorfahren,“ antwortete der Major im ruhigsten Tone von der Welt und mit dem unbefangensten Blick auf das Gesicht des Arztes, obgleich

dieser Blick aufs ängstlichste jede Zuckung im Auge des Anderen zu erfassen trachtete.

Die Züge des Medicinalrathes blieben aber vollkommen ruhig und unbewegt, als er verwundert fragte: „Bei mir?"

„Bei Ihnen," entgegnete der Major. „Lassen Sie sehen, es mögen drei bis vier Tage sein. Die Gräfin stieg aus und ging in Ihre Wohnung. Wahrhaftig, ich hätte mich fast in dem Vorzimmer aufgestellt, so begierig war ich, die verehrte junge Dame einen Augenblick zu sehen."

„Da haben Sie sich geirrt," erwiderte völlig ruhig und unbefangen der Doctor. „Ich habe weder vor einigen Tagen noch überhaupt je das Glück gehabt, die Gräfin B. bei mir zu sehen. Wozu das auch, da ich seit der Verwundung ihres Mannes fast täglich ins Haus komme?"

„Dann habe ich mich wohl geirrt," sagte der Major und that sich allen Zwang an, um seine Stimme ihren gewöhnlichen Ton behalten zu lassen.

„Das haben Sie in der That, Theuerster!" lachte der Doctor. „Und an einem Abend wäre das gewesen, sagen Sie? Die ganze Welt weiß, daß ich Abends nie zu Hause bin."

Der Major dankte Gott im Stillen, daß der Kammerdiener vom Dienst in diesem Augenblicke die Thüre zum Nebenzimmer öffnete. Der Doctor wandte sich lebhaft dahin, um am Kriegsminister vorbei zu schlüpfen, der eben heraustrat.

„Ah," sprach Seine Excellenz, „mein lieber Doctor, Sie kommen mir sehr erwünscht. Ich fühle noch immer jenes unangenehme Ziehen in der ganzen linken Seite. Sie sagen, es sei kein Rheumatismus. Was kann es sonst sein?"

Der Doctor warf dem Major einen verschmitzten Blick zu, als wollte er sagen: „Habe ich nicht Recht gehabt?" Dann biß er sich auf die Lippen, umfaßte den Säbel des Kriegsministers, den er langsam in der Hand wog.

„Und Euer Excellenz fühlen dieses Ziehen am stärksten, wenn Sie angezogen sind?“

„Natürlicher Weise. Im Schlafrock ist mir besser.“

„Der Säbel ist offenbar zu schwer,“ versetzte der Leibarzt mit wichtiger Stimme. „Wir sollten den Versuch machen, ob das Ziehen nicht daher kommt. Könnten Euer Excellenz nicht einmal eine Zeitlang den Säbel an der rechten Seite tragen?“

„Unsinn, lieber Doctor!“ antwortete der Kriegsminister. „Hat man je gehört, daß Jemand den Säbel rechts trägt? Auch ist der Schmerz weiter oben. Hier, wenn ich dahin drücke.“

„So kann ich Euer Excellenz nur den Rath geben,“ sprach achselzuckend der Arzt, „einmal eine Zeitlang durchaus nicht dahin zu drücken, und Sie werden Ihr Uebel vergessen.“

Damit eilte er davon; denn der Kammerdiener war mit leisen Schritten näher getreten und hatte flüsternd gesagt: „Seine Majestät der König!“

„Es ist ein eigener Mann, unser Leibarzt,“ bemerkte Seine Excellenz dem Major, indem sie abging. „Sehr geschickt, hat aber einen großen Fehler; er hätte ein paar Jahre bei uns dienen müssen — ihm fehlt die Subordination!“

Die Antwort des Leibarztes hatte in die Vermuthungen des Majors einen starken Riß gemacht. Er schüttelte den Kopf, schritt lange hin und her und war im ersten Augenblicke — er konnte sich das nicht verhehlen — einigermaßen betroffen. Doch bald faßte er sich wieder, ließ noch einmal in seinem Gedächtnisse alles Erzählte vorübergehen und sagte zuletzt ziemlich beruhigt: „Ja, ja, so wird es sein. Wer weiß, wer es ihm gesagt, daß man seinen Wagen an jenem Abend in der Schloßstraße gesehen! Wer weiß, ob Jener überhaupt im Dunkeln die Equipage des Grafen so genau kennt! Da muß der Irrthum stecken.“

Der Dienst des Majors ging nach der königlichen Mittagstafel zu Ende. Darauf fuhr er nach Hause, zog sich um und begab sich

zu seinem Freunde. Als er in den kleinen Salon trat, fand er Alle von gestern schon versammelt. Der Baron hatte es sich vor dem hell lodernden Kamine bequem gemacht und schien schon irgend eine lustige Geschichte erzählt zu haben; denn der Diplomat lachte aus Leibeskräften, und selbst über das Gesicht des Grafen Ferdinand flog ein heiteres Licht. Doch wurde er wieder ernst, als er dem Major entgegen trat und ihm herzlich die Hand drückte.

„Nun?“ fragte dieser.

„Es ist Alles beim Alten,“ entgegnete achselzuckend der Graf. „Sie speist abermals bei ihrer Mutter, hat mir aber versprochen, früher nach Hause zu kommen.“

„Nun gut, wir wollen sehen!“

Viertes Kapitel.

Von den moralischen Folgen eines Brechmittels, sowie sehr Belehrendes über Theebereitung.

„Also ihr wollt meine Geschichte zu Ende hören?“ sagte der Baron.

„Welche Frage!“ entgegnete der Diplomat. „Abgesehen von dem Interesse, das wir daran nehmen, so hast du deine Geschichte in einem Zeitpunkt unterbrochen, wo ihr euch in einer gar zu komischen Situation befandet.“

„Ah, mit einem Brechmittel im Magen! Zum Teufel auch! Ich glaube erzählt zu haben, daß wir bei der ersten Entdeckung dieses seltsamen Giftes, welches uns Sir Robert aus seinem Flaschenkeller eingeflößt, laut hinaus lachten. Nun, diese Heiterkeit dauerte indessen nicht lange. Denn als wir unsere Lage recht überlegt und besprochen, kamen wir in solche Wuth über den alten General, daß es, unter uns gesagt, keine Verwünschung gab, die wir ihm nicht über das

Meer nachsandten. Hätten wir eine Hexe bei der Hand gehabt, wir würden ihm einen artigen Sturm gebraut haben. Zwei junge feurige Liebhaber — und das waren wir — so bei ihrer ersten innigen Liebe — und das war sie ebenfalls — zu unterbrechen, erschien uns mit Recht als eine Barbarei, für die man sich nicht genug rächen kann. Und dann — o pfui! über das jämmerliche Mittel, das er angewandt hatte, um uns von dem Schiffe zu vertreiben! Ich war davon, sowie von dem Kummer, den mir die ganze Geschichte machte, ganz elend und kraftlos. Der Major dagegen, den sein Gleichmuth ebenfalls verlassen, malte mir mit wahrhaft höllischen Farben das Gesicht des indischen Ungeheuers, wenn er seinen beiden Töchtern die ganze Geschichte erzählte. Und dazu lachte wahrscheinlich der rothhaarige Neffe, und dann summte der alte General ohne Zweifel noch obendrein und vergegenwärtigte dadurch den jungen Damen das Abenteuer mit dem Bienentanz und ließ sie erkennen, wie väterlich er für sie dadurch gesorgt, daß er sie von zwei so unmoralischen Subjekten befreit. Ah, es war zum Teufelholen! Wir vergruben uns zeitig in unsere Betten, und nachdem wir sehr lange und sehr gut geschlafen, erwachten wir am anderen Tage frisch und gesund.

„Da saßen wir nun an der ägyptischen Küste fest, und das nächste Schiff über Malta ging erst in zehn Tagen. Freilich fuhr eines nach Triest früher ab; doch hatten wir uns einmal fest vorgenommen, die Spur des alten Generals zu verfolgen und ihm wo möglich seinen Streich mit Zinsen heimzugeben.

„Wer mit den Quarantaine-Verhältnissen auf Malta bekannt war, wie wir, der mußte wissen, wie vortrefflich Sir Robert manövrirt und gerechnet. Die Quarantaine-Zeit war dort auf dreiundzwanzig Tage festgesetzt; zehn Tage mußten wir in Alexandria warten: also wenn wir nach viertägiger Fahrt in Malta ankamen, hatte er schon zehn Tage abgesessen und war nach dreizehn weiteren Tagen frei."

„Aber dreizehn Tage mit den jungen Damen in demselben Hause ist schon eine schöne Zeit!" meinte Graf Ferdinand.

„Lieber Freund, das verstehst du nicht," fuhr der Erzähler fort. „Da ist von keinem Zusammenleben die Rede; denn jede Gesellschaft, die ankommt, erhält ihr eigenes Quartier, ihren eigenen Hüter. Man geht sich dort aus dem Wege, und die besten Freunde sprechen nur über ein Gitter zusammen. Nicht daß man glaubt angesteckt zu werden, sondern weil die Quarantaine-Regeln auf Malta so verflucht streng sind; wenn du nämlich zweiundzwanzig und einen halben Tag da bist, und es kommt ein Fremder an, meinethalben ein Bekannter, dem du zufällig die Hand drückst, so wirst du ohne Gnade verurtheilt, nochmals dreiundzwanzig Tage abzusitzen."

„In dem Falle wird sich Jeder in Acht nehmen, mit einer anderen Partei in Berührung zu treten," sagte der Diplomat.

„Natürlicher Weise hütet man sich so viel wie möglich. Doch sind auch die Quarantaine-Wächter dazu aufgestellt, einen solchen Verkehr unmöglich zu machen. Mit ihren langen Stöcken folgen sie euch auf Schritt und Tritt, beobachten euch mit der größten Sorgfalt, und haben das Recht, Gewalt zu brauchen, wenn es euch allenfalls einfiele, ihren Worten nicht zu folgen."

„Und diese Quarantaine-Wächter," fragte der Hausherr, „treten nicht in Berührung mit ihren Pflegebefohlenen?"

„Gott bewahre! Wenn es euch aber an Bedienung mangelt, so könnt ihr von Malta herüber Leute bekommen, so viel ihr wollt. Nur werden die ebenfalls mit euch eingeschlossen und dürfen vor Eurer abgelaufenen Strafzeit ebenfalls nicht mehr mit der äußeren Welt in Verbindung treten. Was sich euch genähert hat, wird als angesteckt betrachtet."

„Aber es gibt doch Sachen, durch die man unumgänglich mit der Außenwelt in Verbindung treten muß, und die auch nicht so streng abgeschieden werden können: z. B. eure Wäsche muß doch gemeinschaftlich besorgt werden."

„Im Gegentheil," erwiderte der Baron, „darüber besteht eine ganz eigenthümliche Verordnung, und wer dieselbe kennt, sieht sich in

Alexandria, oder wo er sonst herkommt, so gut wie möglich vor. Denn wenn ihr frischer Wäsche bedürft, so macht euch der Intendant der Quarantaine-Anstalt durchaus keine Schwierigkeit. Ihr braucht nur zu sagen, wie viel ihr Wäscherinnen verlangt, und die erscheinen pünktlich, bleiben dann für die übrige Zeit eurer Quarantaine gleichfalls mit euch eingeschlossen."

„Ei, der Tausend!" lachte der Diplomat. „Ich finde einigen Sinn in dieser Einrichtung. Und wie sind die Wäscherinnen von Malta?"

„Wie ihr sie verlangt, nach der Qualität eurer Wäsche."

„Ich danke dir, Baron," antwortete der Andere. „Ich habe mich bis jetzt vor einer Versetzung nach dem Orient gewaltig gefürchtet. Aber du erzählst so angenehm, so geistreich, daß man sich sogar mit der wirklich unangenehmen Quarantaine-Anstalt befreunden könnte."

„Und diese Bedienten und Wäscherinnen fürchten sich nicht inficirt zu werden?"

„Was wollen sie machen? Es sind meistens arme Leute, die ihr Geld so gut wie möglich zu verdienen suchen. Uebrigens weiß man auch schon seit langen, langen Jahren von keinem Pestfall auf Malta."

„Die zehn Tage," fuhr der Baron nach einer Pause fort, „gingen vorüber, wie Alles auf dieser Welt. Das neue Schiff machte sich zur Abfahrt bereit, und wir gingen an Bord, so rosig und gesundheitstrahlend, wie nur möglich. Ich betrat abwechselnd singend und pfeifend das Verdeck, um dem Schiffsarzt die beste Meinung von unseren körperlichen Zuständen zu geben. Uebrigens war die See in unangenehmer Bewegung. Das Schiff schwankte schon im Hafen ziemlich stark, und der Kapitän meinte lächelnd, er wolle das Diner um eine Stunde vorrücken lassen, denn er fürchte, einmal draußen vor der Rhede würde sämmtlichen Passagieren der Appetit vergehen. Und der Mann hatte furchtbar Recht. Kaum hatten wir das Ufer eine halbe Stunde verlassen, so fing das Schiff an sich zu bäumen, sich rechts und links

zu wälzen, daß Niemand, der nicht Seemann war, auf seinen Beinen stehen konnte. Dazu hatten wir scharfen Wind, der uns von der Seite kam. Das Tauwerk pfiff, das Schiff krachte und stöhnte, daß es zum Erbarmen war. Und erst die Passagiere! Ich will euch verschonen mit der Erzählung des Elends und der Verwirrung, die etwa zweihundert Menschen anzurichten im Stande sind, wenn sie von der Seekrankheit überfallen werden. Auch dem Major half seine eiserne Constitution nichts, und das — du wirst mir verzeihen lieber Freund — war eigentlich ein Trost für mich. So dampften wir dahin, den langen lieben Tag hindurch, und die noch langweiligere Nacht immer elend, immer krank, und wenn Morgens der erste falbe Tagesschein zu dem kleinen Kajütenfenster hereindrang, so hatten wir das Gleiche vor uns wie gestern. Das dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, bis endlich am vierten Tage die See ein wenig ruhiger wurde, das Schiff nicht mehr so furchtbar nach allen Richtungen schwankte und die Passagiere anfingen, aufzustehen und herumzukriechen, etwa wie die Fliegen im Spätherbst, wenn der Strahl der Mittagssonne sie etwas erwärmt hat.

„Der Major und ich hatten während der Zeit nicht viel zusammen gesprochen. Jetzt aber versuchte auch er es, aufzustehen. Er lag über mir, rutschte von seinem Lager herab und setzte sich neben mich. Er sah jammervoll elend aus und war nur noch der Schatten des Majors. ‚Wir kommen jetzt nach Malta,' sagte er, ‚vielleicht finden wir dort unseren guten Freund, Sir Robert, mit seinen beiden Töchtern.'

„‚Vielleicht?' fragte ich erschrocken. Denn ich muß gestehen, daß der einzige Trost in meinem dreitägigen Leiden der war, bald das Land zu betreten, wo Miß Therese weilte, und wo ich sie, wenn auch nur aus der Entfernung sehen würde.

„‚Kann der General nicht seine Reiseroute geändert haben?' meinte der Major. ‚Der Dampfer auf den er sich eingeschifft, blieb einen Tag in Malta liegen und ging alsdann über Gibraltar nach Liverpool. Auch wird den in England ankommenden Reisenden diese See-

reise als ganze Quarantaine angerechnet. Wir müssen auf Alles denken.‘

„‚Ich habe nur einen Gedanken,‘ entgegnete ich mit schwacher Stimme: ‚Miß Theresen wieder zu sehen.‘

„‚Ich hoffe auch, daß mich Ellen freundlich begrüßen soll, und ich hoffe, daß sie auf Malta sind. Aber wir müssen einen Plan machen und ihn festhalten.‘

„‚Welchen Plan und wozu?‘

„‚Meinst du vielleicht,‘ erwiderte der Major, ‚ich hätte Lust, dem alten Indier einen Gefallen zu thun, um als ein lächerlicher Mensch vor ihn hinzutreten, der in Alexandria zurückbleiben mußte, weil man ihm ein Brechmittel eingegeben? Pfui Teufel! Du liebst wie ich; davon bin ich überzeugt. Aber glaube mir, ridicul zu sein, ist in der Liebe das Schlimmste, was einem begegnen kann. Wir sollten lächerlich gemacht werden, und das von uns abzuwälzen, muß unsere eifrigste Sorge sein.‘

„‚Aber die Sache ist einmal geschehen und läßt sich nicht ändern.‘

„‚Aber läugnen!‘

„‚Pah! Glaube mir, der alte General hat unserem jämmerlichen Aufzuge hinter irgend einem Kajütenfenster wohlgefällig zugeschaut.‘

„‚Gleichviel; willst du mich machen lassen und nach meiner Vorschrift handeln, so wollen wir schon mit ihm fertig werden. Aber du mußt mir unbedingt folgen.‘

„Das that ich denn nun recht gern, denn ich habe unter den vortrefflichen und großen Eigenschaften unseres theuren Freundes namentlich seine Geistesgegenwart und Umsicht anerkannt.

„Das Wetter wurde Nachmittags immer besser; ich wollte auf das Verdeck gehen, doch der Major wünschte, daß ich im Bett bliebe und mich nicht unter den Passagieren sehen ließe. Er selbst stieg anscheinend mühsam die Treppen hinauf, hustete dumpf und hohl, ging gebückt umher und hielt sich das Sacktuch vor den Mund. Ich fing an zu begreifen, was er wollte, und legte mich matt in mein Bett, wie ein

Sterbender. Glücklicher Weise für uns und die Komödie, die wir zu spielen beabsichtigten, ging von den übrigen Passagieren nicht ein einziger in Malta vom Schiff. Am anderen Morgen wurden die Bewegungen des Dampfers sanft und schaukelnd, die Ankerkette rasselte nieder, und er schien sich im Anblick der malerisch schönen Stadt kokett und wohlgefällig auf dem tiefgrünen Wasser zu wiegen. Leider konnten wir die prächtig emporsteigenden Festungswerke und die an die Felsen angeklebten Häuser von La Valette und St. Elmo nicht sehen, — ich wenigstens nicht, der ich in meinem Bette lag.

„Der Major ging hustend die Kajütentreppe hinauf und kehrte dann gebückt und schleichend mit dem Schiffsarzte zurück. Dieser war erstaunt, mich so regungslos auf meinem Bette ausgestreckt zu sehen, hütete sich aber wohl, meinen Puls anzufassen. ‚Sie haben Recht,‘ sagte er zu meinem Freunde, ‚das können keine Nachwehen der Seekrankheit sein. Alles Andere auf dem Schiffe ist wieder gesund, sogar die zartesten Damen.‘

„‚Und Sie fühlen Schmerzen?‘ wandte er sich an mich.

„‚Ungeheure!‘ versicherte ich ächzend. — Der Major hatte mich natürlicher Weise instruirt. — ‚Ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren; vom Aufstehen ist gar keine Rede.‘

„‚Aber was können wir für Sie thun?‘ fragte hastig der Doktor, der offenbar ängstlich war, wir hätten vielleicht die Absicht, an Bord des Schiffes zu bleiben.

„Der Major zuckte die Achseln und sagte: ‚Unser Bestimmungsort ist Malta, ich muß meinen armen Freund hier ausschiffen. Aber da er nicht aufstehen und gehen kann, so bleibt nichts übrig, als daß mir der Kapitän ein paar Matrazen überläßt, die ich natürlich bezahlen werde und auf denen ich den Kranken in das Boot hinablasse.‘

„‚Das wird offenbar keine Schwierigkeit haben,‘ entgegnete eifrig der Doctor. ‚Ich stehe für die Erlaubniß des Kapitäns; Sie haben wohl Ihre Bedienten bei der Hand? Bitte also, Ihren armen kranken

Freund sorgfältig auf die Matrazen schnüren zu lassen, damit ihm beim Hinablassen kein Unfall begegnet.'

„Das thaten wir denn alsbald, obgleich unsere Leute bei diesem Vorfall große Augen machten. Ich wurde hinaufgeschafft, und Jedermann, Passagiere und Matrosen, gingen uns sorgfältig aus dem Wege. Nur die Leute, welche hierzu kommandirt wurden, faßten behutsam die vier Zipfel meiner Matraze, schoben ein Brett unter, hoben mich auf die Brustwehr hinauf und befestigten vier Ziehtaue an mein Lager. Ich muß gestehen, daß ich einiger Maßen unruhig von der beträchtlichen Höhe in das Wasser hinab blinzelte. Wenn die Kerle mich ungeschickt behandelten, so hätte ich möglicher Weise in dem Hafen von Malta ertrinken können. Aber Alles ging vortrefflich von Statten. Der Kapitän sprang auf das Hinterdeck, grüßte mich zum Abschiede mit seinem Hut, machte ein Zeichen mit der Hand, worauf sich eine gellende Pfeife vernehmen ließ und ich an meinen vier Tauen außerordentlich sanft in das Boot hinabrollte.

„La Valette und St. Elmo ließen wir zu unserer Linken und steuerten quer durch den Hafen nach dem Fort Emanuel, wo sich die Quarantaine-Anstalt befand. Unterwegs saß der Major neben mir, tief gebückt, das Schnupftuch vor dem Munde, ließ aber trotzdem seine Augen sorgfältig auf den Wällen des vor uns liegenden Forts umherspazieren. Jetzt beugte er sich dicht zu mir herab und sagte mit leiser Stimme: Alles geht vortrefflich. Dort oben auf dem Walle steht Sir Robert und neben ihm der rothhaarige Neffe, mit einem unendlichen Tubus bewaffnet. Er hat unsere klägliche Ausschiffung mit angesehen, und so ist die Sache außerordentlich gut eingefädelt.

„Die Sanitätsbehörde am Fuße der großen Treppe empfing uns mit ziemlich langen Gesichtern, die sich aber einigermaßen wieder aufheiterten, als der Major ein Papier übergab, welches er sich von dem Schiffsarzte verschafft hatte. Dieser schrieb nemlich seinen Quarantaine-Kollegen, er glaube nicht, daß der vorliegende Fall mit der Pest in Verbindung zu bringen sei. Man möge sich beruhigen; ihm scheine



der Zustand der beiden Herren nach dem, was er von dem Einen vernommen, von einer seltsamen Vergiftung herzurühren; woher aber diese stamme, wüßten sich die beiden Kranken selbst nicht zu erinnern.

„Mit großem Vergnügen bemerkten wir Beide, daß das Fernrohr des blonden Neffen alle unsere Bewegungen hartnäckig beobachtete. Sie befanden sich auf einem Außenwerke und hätten, um zu uns gelangen zu können, einen ziemlichen Umweg machen müssen, was uns sehr lieb war. So wurde ich denn in das schloßähnliche Gebäude hinaufgetragen, das im Fort Emanuel zur Quarantaine-Anstalt benutzt wird. Der Major ging tiefgebückt neben mir her und hustete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. In Folge unseres zahlreichen Gepäckes und auch wohl aus Sorgfalt, weil wir krank waren, erhielten wir ein ganz anständiges Quartier — drei Zimmer auf den Hof hinaus mit der Aussicht auf La Valette, St. Elmo und das Meer; zwei andere gingen auf eine kleine Bastion, einen niedlichen Kugelgarten, der uns zum Spazierengehen angewiesen war. Wir begaben uns sogleich in unsere Wohnung; ich wurde auf den Boden niedergelegt, der Major setzte sich in Ermanglung eines anderen Sitzes höchst erschöpft auf eine Fensterbrüstung. Die Zimmer waren groß, hoch und gut erhalten, aber ohne alles Ameublement, — ein Mangel, dem aber in dieser gut eingerichteten Anstalt sogleich abgeholfen wird. Kaum hatten wir uns nämlich niedergelassen, so erschien ein Intendant, Haushofmeister oder was er war, und übergab ein langes Papier, auf welchem alle Gegenstände verzeichnet waren, die man braucht, um eine leere Wohnung, wie die unsrige, zu möbliren. Diese Gegenstände waren nach verschiedenen Tarifen zusammengestellt, von einer einfachen, nothdürftigen Einrichtung an bis zum größten Comfort mit Teppichen, Kronleuchtern, Blumentischen, Fauteuils; man hatte also nur zu bestimmen, wie man wohnen wollte, d. h. wie viel man auszugeben beabsichtige; denn begreiflicher Weise liefert die Quarantaine-Anstalt nur die nackten Wände; alles Uebrige muß der Reisende auf seine Kosten anschaffen. Mit dem Frühstück und Diner ist es ebenfalls so.

Man braucht nur einen Preis zu bestimmen und ist im Verhältniß zur Zahlung immer recht gut bedient. Natürlich ist englische Küche vorherrschend und dazu englisches Bier zu haben von sehr guter Qualität.

„Ich hatte einen mörderlichen Hunger; denn wenn man fast vier Tage seekrank war, so ist der Magen ziemlich ausgeleert. Was war aber zu thun? Wir mußten einmal die Kranken spielen, weßhalb der Major, nachdem er aus den vorgelegten Papieren eine anständige Zimmereinrichtung ausgelesen, einfache Fleischbrühe für uns Beide befahl, dagegen ein sehr reichliches Diner für unsere Bedienten, die, wie er sagte, für das viertägige Fasten zu entschädigen seien.

„Unsere Wohnung war in weniger als einer Stunde vollkommen eingerichtet. Ich legte mich sogleich zu Bett, und der Major wickelte ein gelbes Foulard um seinen Kopf, welches ihm ein äußerst krankhaftes Ansehen gab, und kämmte seinen widerstrebenden kohlschwarzen Bart, daß er melancholisch herabhing. So gerüstet erwarteten wir die Besuche, die nothwendiger Weise bald erfolgen mußten.

„Zuerst kam der Quarantaine-Arzt und ließ sich unseren Zustand schildern. Der Major erzählte ihm eine seltsame Geschichte, wie wir uns, ohne eine Ursache angeben zu können, schon in Alexandria zum Sterben krank befunden hätten, wie man uns vom Schiffe zurückgewiesen, und wie ein französischer Arzt, der uns behandelt, erklärt habe, wir müßten durch einen unglücklichen Zufall vergiftet worden sein. ‚Dieser vortreffliche Arzt,‘ fuhr der Major fort, ‚behandelte uns während zehn Tage mit der größten Sorgfalt und stellte uns so weit her, daß man uns an Bord des eben abfahrenden Schiffes aufnahm. Doch hat diese Seefahrt unser Uebel bedeutend verschlimmert. Mein Freund dort fühlt bedeutende Schmerzen und eine Erlahmung an allen Gliedern, und ich, der ich eine sehr starke Konstitution habe, leide auf der Brust und huste seit mehreren Tagen, daß es zum Erbarmen ist.‘

„Der Quarantaine-Arzt, sehr beruhigt, daß wir keine andere Krankheit nach Malta geschleppt, verordnete uns einige leichte Sachen,

empfahl uns Ruhe und Diät und versprach, noch denselben Abend wieder zu kommen.

„Wir hatten absichtlich keine Fragen an ihn gestellt, wer noch außer uns in der Anstalt sei. Wir hatten uns vortrefflich benommen, wie zwei sehr kranke Menschen, die für nichts mehr Interesse haben, und überließen Alles andere dem Zufalle, fest überzeugt, Sir Robert, der unsere klägliche Ankunft gesehen, werde sich baldigst nach uns erkundigen lassen. Unsere Vermuthung war vollkommen richtig. Der Quarantaine-Arzt wurde, sobald er uns verlassen, zu den Engländern geholt und berichtete da getreulich über unseren Zustand, und die Folge davon war, daß unser Quarantaine-Wächter nach einer kleinen halben Stunde eine Karte von dem alten General überbrachte, der uns zu sprechen wünschte.

„‚Nehmen wir ihn an?‘ fragte ich.

„‚Allerdings,‘ entgegnete der Major und machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um den Besuch eintreten zu lassen.

„Der alte General trat ein und sah einigermaßen bestürzt aus, als er uns Beide erblickte. Hinter ihm ging sein Quarantaine-Wächter mit einem großen Lehnstuhl, den er in die Mitte des Zimmers setzte, und auf welchen Sir Robert sich niederließ, entfernt genug von uns Beiden, so daß keine Berührung stattfinden konnte.

„‚Ei der Tausend!‘ sagte der General nach einer Pause, ‚wie schmerzlich ist es mir, Sie, meine Herren, so wieder zu sehen!‘ — Bei diesen Worten zitterte seine Stimme fast unmerklich, und er fixirte den Major, dem er das Gesicht zuwandte, aufmerksam mit seinem Blicke.

„Ich stieß einen tiefen Seufzer aus, der Major entgegnete mit sehr dumpfer Stimme: ‚So kann man überfallen werden, von dem Schicksal getroffen, ohne zu wissen, woher der Schlag kommt.‘

„‚Aber, meine Herren,‘ fuhr Sir Robert fort, ‚Sie erschrecken mich in der That. Was ist denn geschehen?‘

„‚Wir sind vergiftet worden.‘

„‚Vergiftet?!‘ rief der Engländer mit wahrem Entsetzen. ‚Auf welche

Art denn? — Durch Zufall? — Sie sehen mich ganz begierig, etwas Näheres über diese schreckliche Geschichte zu vernehmen.' Dabei zog er sein Taschentuch heraus und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn.

„‚Wir sind überzeugt von dem Antheil, den Euere Herrlichkeit an uns nimmt,' antwortete der Major. ‚Aber was können wir sagen? Sie werden sich erinnern, daß wir die Ehre hatten, in Alexandria vor Ihrer Abreise mit ihnen zu diniren.'

„‚Ganz recht; aber ich befand mich sehr wohl darauf.'

„‚Daß wir nach diesem Diner mit Eurer Herrlichkeit einen Abschiedstrunk nahmen, nicht von dem Weine des Wirthes, aus Ihrem Flaschenkeller.'

„‚Mein Gott, ja!' sprach immer ängstlicher der General. ‚Das war ein alter vortrefflicher spanischer Wein, der den Magen angenehm erwärmt und stärkt. Sollten Sie die schreckliche Idee haben, der hätte Ihnen schaden können?'

„‚Gewiß nicht,' entgegnete ruhig der Major. ‚Ich erzähle nur den Verlauf der Geschichte. Wir gingen an Bord, als wir uns auf einmal sehr übel befanden.'

„‚Das habe ich von unserem Kapitän erfahren,' sagte verwirrt der alte Herr und schaute dabei aufmerksam zum Fenster hinaus. ‚Leider war ich in dem Augenblicke mit dem Unterbringen meines Gepäcks beschäftigt, sonst hätte ich Ihnen mein Beileid bezeugt. Als ich heraufkam, waren Sie schon abgefahren. — Und damals fühlten Sie sich schon recht unwohl?'

„‚Wir litten Beide die heftigsten Schmerzen mit Anwandlungen von Uebelkeit.'

„‚Ah!' machte der General.

„‚Wir kehrten nach Alexandria zurück, wir ließen einen Arzt kommen, dieser zog noch einen zweiten zu Rathe, sie untersuchten uns, hielten eine förmliche Consultation, deren Resultat war, wir seien vergiftet worden.'

„‚Vergiftet!'

„‚Vergiftet, Herr General; mit einem höllischen Gebräu — ich habe den Namen vergessen, — welches man im Orient anzufertigen pflegt, und das auch in Indien bekannt sein soll. Man gibt es vorkommenden Falls dem unglücklichen Schlachtopfer in Kaffee, Wein oder dergleichen. Sie werden davon gehört haben.‘

„Der alte Engländer war sehr blaß geworden; er athmete tief und schwer und schaute bald mich, bald den Major an. Letzterer fuhr fort: ‚Dank sei es der kräftigen Constitution, die wir Beide haben, und den vortrefflichen Mitteln, die uns jener junge Arzt gab! Sie haben uns gerettet, sonst wären wir jetzt die todtesten Menschen.‘

„‚Die Sache ist mir vollkommen unerklärlich!‘ brachte mühsam der alte Herr hervor.

„‚Auch wir haben nicht den geringsten Verdacht,‘ antwortete der Major. ‚Vielleicht war es Ungeschick, vielleicht ein Zufall — Gott mag es wissen, — was uns so weit gebracht. Denn das kann ich Eurer Herrlichkeit versichern, wir sind Beide noch recht elend.‘

„‚Ich sehe es, ich sehe es!‘ entgegnete hastig der General, indem er aufstand. ‚Gönnen Sie sich Ruhe, meine Herren, und erlauben Sie mir, daß ich mich stündlich nach ihrem Befinden erkundigen lasse.‘ — Darauf machte er ein paar wankende Schritte gegen uns, und ich glaube, er hatte in dem wirklichen Schrecken, den wir ihm eingejagt, sogar vergessen, daß er uns nicht berühren durfte. Denn er trat an mein Bett und wollte mir die Hand reichen. Doch sprang sein Wächter wie ein Blitz dazwischen und erinnerte ihn an das Quarantaine-Gesetz, worauf Sir Robert sich besinnend vor meiner schon ausgestreckten Hand zurück fuhr, als bäume sich eine indische Natter vor ihm. Dieser Händedruck hätte ihm aber auch unfehlbar zehn weitere Tage Quarantaine eingetragen. Er verließ uns ganz erschüttert, und kaum war er fort, so schickten wir unseren Quarantaine-Wächter hinaus, schlossen alle Thüren und begaben uns in das äußerste Vorzimmer, wo das Diner für unsere Bedienten servirt war, dem wir alle Gerechtigkeit angedeihen ließen.“

„Ich muß doch gestehen, Baron," sagte hier der Diplomat, „daß ihr ein Bischen zu arg Komödie gespielt. Der alte Herr glaubte eurer Erzählung, wie ihr meint. Da muß er ja mit schrecklichen Gewissensbissen von euch gegangen sein. Er hatte am Ende als Vater gehandelt, der seine Töchter von zwei ihm lästigen Bewerbern zu befreien suchte. Die Strafe war offenbar zu hart für ein gelindes Brechmittel."

„Da hast du vollkommen Unrecht," nahm der Major das Wort. „Wir klagten ihn freilich eines Mordversuchs an; aber hatte er uns mit dem Brechmittel, seinen von uns geliebten Töchtern gegenüber, nicht moralisch tödten wollen? Ich wiederhole es nochmals: Nichts läßt so leicht selbst eine wahre Liebe verschwinden, als die Lächerlichkeit. Kamen wir frisch und gesund nach Malta, so rieb er sich die Hände, lachte uns freundlich an, summste vielleicht ein wenig und hatte wohl gar die Kühnheit, gelegentlich, wenn auch sehr verblümt, seines Heilmittels zu gedenken. Wir konnten doch mit dem alten Herrn keine ernstlichen Händel anfangen! Dabei wirst du begreifen, daß unser Lebensglück auf dem Spiele stand; denn ich muß gestehen, mich hätte der Verlust des Mädchens, das ich so innig liebte, wahrhaft unglücklich gemacht. Seine Handlung gegen uns war jedenfalls sehr unüberlegt. Wir hatten Recht, ihn dafür zu bestrafen, und es gelang uns vollkommen. Er rieb sich nicht die Hände, er summste nicht und lachte noch viel weniger über uns. Er ging tief erschüttert nach seiner Wohnung, schloß sich mit seiner Familie ein und erzählte zitternd, was uns begegnet. Wir standen da als Opfer einer höllischen Bosheit. Und der Papa kam jetzt erst recht schlecht weg. Ellen, die überhaupt keinen Spaß verstand, wollte augenblicklich zu uns herüberstürzen und war, wie auch Therese, nur mit Gewalt zurück zu halten. Dann aber ging ein Verhör los, wie der alte Herr nie eines bestanden. Die Mädchen wollten wissen, ob eine Verwechselung bei dem Weine möglich gewesen sei und ob der alte indische Kammerdiener, der ihn in Alexandria verlassen, vielleicht ein Gift, wie das genannte, be-

sessen. Sir Robert gab achselzuckend zu, daß dies am Ende möglich sei, und nun erfolgte, wie wir später vernahmen, ein solcher Ausbruch des Schmerzes, ja des Zornes bei den beiden jungen Damen, daß der rothhaarige Neffe schauderte und der alte General vollkommen wußte, woran er war. — So!" unterbrach sich der Major und sagte zu seinem Freunde, dem Baron: „Jetzt nimm deine Geschichte wieder auf und verzeihe, daß ich dich abgelöst."

„Dafür bin ich dir sehr verbunden," antwortete dieser, „denn ich habe mich ganz trocken gesprochen. — Bekommen wir eine Tasse Thee?" wandte er sich an den Hausherrn.

„Ganz gewiß," versetzte Graf Ferdinand in einiger Verlegenheit, indem er auf die Uhr schaute, welche auf dem Kamine stand. „Ich hatte nur gehofft, meine Frau käme zeitig zurück — sie speist bei ihrer Mutter, — und wir würden den Thee gemeinschaftlich nehmen."

„Ah, das ist etwas Anderes!" rief eifrig der Baron. „Dann warten wir auf alle Fälle. Wie freue ich mich darauf, die kleine Gräfin zu sehen! Ferdinand, du bist ein ungeheuer glücklicher Mensch."

„Du kannst mit deinem Loose ebenfalls zufrieden sein," warf der Diplomat dazwischen. „Ihr ruht alle im schönsten Hafen, während ich wahrscheinlich noch sehr lange auf der See des Lebens umher getrieben werde."

Der Graf hatte nachdenkend geschwiegen und sah alsdann den Major verstohlener Weise mit einem fragenden Blicke an.

„Nehmen wir immerhin unseren Thee," sagte dieser mit seinem ruhigen Tone. „Wenn junge Damen ihre Eltern besuchen, dauert's immer ein Bischen länger. Man kennt das. Und dann dauert mich auch der gute Baron. Er kann nun seine Geschichte zu Ende erzählen, und die würde doch, schon sehr weit vorgerückt, wie sie ist, kein Interesse für die Gräfin haben."

Der Major wußte wohl, was er that. Er hatte der Gräfin zwei Zeilen geschrieben, worin er sie bat, ihm nach ihrem Diner eine

Viertelstunde zu gönnen. Er war überzeugt, sie würde sich freuen, ihn wieder zu sehen, und ihn augenblicklich nach ihren Zimmern bitten. Wartete man aber mit dem Thee auf sie, so war sie genöthigt, augenblicklich in den Salon herüber zu kommen, und die Unterredung, auf die er gehofft, war für ihn verloren.

Der Graf zog also die Klingel, gab seine Befehle, und einen Augenblick darauf war der Thee auf einem kleinen Tische vor dem Kamine servirt, mit jener Stille und Geräuschlosigkeit, welche gut geleitete Häuser weit angenehmer macht, als alle Pracht und Herrlichkeit, welche sie zu entwickeln im Stande sind.

„Man trinkt bei dir auch nur schwarzen Thee," sagte der Gesandtschafts-Secretär; „und da ich das weiß, so freue ich mich immer auf eine Tasse. Man bekommt so oft mit grünem gemischt, und es ist mir das unausstehlich. Es kostet mich ein paar Stunden Schlaf."

„Der Major muß unseren Thee machen," versetzte der Hausherr. „Es ist eine schwere Kunst, die Niemand so wie er versteht."

„Meine Frau ausgenommen," sprach wichtig der Baron. „Ich schließe mich der Ansicht unseres diplomatischen Freundes an. Auch ich weiß wenig Häuser, wo ich Thee nehmen mag. Es liegt mir ungeheuer viel an der Art, wie er gemacht wird."

„Und du hast es doch schon so oft gesehen," erwiderte lachend der Major, indem er sich an das ihm aufgedrungene Geschäft machte. „Es kommt hier, wie bei allem, auf gute Stoffe an. Ein ächter schwarzer Thee, siedendes Wasser und zwei Tropfen concentrirten Rahmes."

„Ich war neulich in einer Gesellschaft," bemerkte träumerisch der Diplomat, „da warfen sie Zimmt in den Thee."

„Brrrr!" machte der Baron. „Das war bei einer Kanzleiräthin. Aber dieses Gebräu wurde wieder gut gemacht durch die kleine Hand, die es dir darreichte, und die schönen schwarzen Augen, die dich dabei anblickten."

„Laß mich dem Major bei seinem Geschäfte zusehen," sagte der

junge Mann ausweichend. „Er weiß die Portionen so sicher zu nehmen. Und dann seht ihr, wie er den Thee vorher so sorgfältig abspült, ehe er die Kanne mit kochendem Wasser füllt!“

„Das ist eine wahre Lauge, die ich zuerst abgieße, die dem Magen wehe thut und die Nerven angreift,“ versetzte der Major. „So! jetzt bin ich fertig. Ich hoffe, ihr sollt zufrieden sein.“

Fünftes Kapitel.

Der Baron erzählt von den vortrefflichen Einrichtungen einer Quarantaine-Anstalt, wie man daselbst Whist spielt, und berichtet von Kampf und Sieg.

Der Thee war in der That ausgezeichnet, und der Baron, nachdem er in die Tasse nur eine Thräne Rahm geträufelt, schlürfte sie aus, schob sie auf den Tisch, nahm eine neue Cigarre und fuhr in seiner Erzählung fort: „Natürlicher Weise hatte die medicinische Behandlung, welche uns der Quarantaine-Arzt angedeihen ließ, einen überraschend schnellen und günstigen Erfolg. Schon am zweiten Tage verschwanden meine Schmerzen und hustete der Major auffallend weniger. Es versteht sich von selbst, daß der Doctor hierüber außerordentlich vergnügt war, daß wir ihn durch die Berehrung, welche wir ihm bezeugten, unauflöslich an uns ketteten, und daß es Niemanden gab, der eifriger und zuversichtlicher über den hohen Grad unserer Vergiftung sprach, als dieser vortreffliche Arzt. In wenigen Tagen verließen wir unsere Zimmer und begaben uns sogleich nach dem vorhin erwähnten Kugelgarten; wir hofften auf das Glück, vielleicht die beiden jungen Damen sehen zu können, hielten es aber auch für unsere Schuldigkeit, unsere Umgebung, unser Gefängniß, die Mauern und Geräthe, die uns von der englischen Familie trennten, zu untersuchen.

„Der alte General hatte uns gegenüber seine Wohnung gut gewählt. Zu unserem Kugelgarten mußten wir aus dem ersten Stock der Wohnung noch ein paar Treppen hinaufsteigen, denn er lag auf der Höhe des Walles, während Sir Robert aus dem Parterre der seinigen einige zwanzig Stufen hinab stieg, um auf den Grund des Grabens zu gelangen, wo ihm zu lustwandeln vergönnt war. Ihr seht demnach, daß wir durch eine recht solide Mauer getrennt waren. Zwanzig Stufen für ihn abwärts, zehn für uns aufwärts bilden eine recht anständige Entferung.

„Uebrigens hatten wir schon das Glück, bei unserem ersten Spaziergange die beiden jungen Damen sehen zu können. Ja, ich muß gestehen, daß sie uns mit unverhohlenen Ausrufen der Freude empfingen. Doch war unser Standpunkt, hoch oben, gar schlecht geeignet, um eine Unterredung zu führen. Das sahen wir denn auch ein und begnügten uns mit den allergewöhnlichsten Fragen und Antworten. Auf einen Augenblick stieg auch Sir Robert in den Graben hinab und rieb sich vergnügt die Hände, als er die Entfernung zwischen uns betrachtete. Hier brauchte er seine Töchter nicht zu bewachen; denn außer der hohen Mauer, die dieses Geschäft übernahm, befand sich zum Ueberflusse auch noch der Quarantaine-Wächter da, der mit seinem langen Stock hinter den jungen Damen auf und ab spazierte.

„Es war uns vor allen Dingen darum zu thun, ein wenig näher zu den beiden Mädchen zu kommen, um ein wichtiges Gespräch, dessen wir für unsere Zukunft so sehr bedurften, mit ihnen führen zu können. Ich nahm unseren Wächter auf die Seite, zeigte ihm eine Guinee und bat ihn um Auskunft, wie es möglich sei, in jenen Graben hinab zu steigen, um ein paar Worte mit den Damen zu plaudern. Der Wächter, ein kluger Malteser, der die Sache augenblicklich durchschaute, lächelte und meinte, er handle nicht gegen die Quarantaine-Vorschrift, wenn er uns in dem Kugelgarten eine Fallthüre zeige, die auf eine Treppe gehe und in den unteren Graben führe. ‚Es versteht sich von selbst,‘ setzte er hinzu, ‚daß Sie unten

eine starke verschlossene Gitterthüre finden werden und daß ich Sie bitte, nicht den Versuch zu machen, durch irgend etwas mit den beiden Damen in Berührung zu treten. — Ich will meinen Kameraden da unten von Ihrer Absicht in Kenntniß setzen, und wenn ... ich drückte ihm augenblicklich eine andere Guinee in die Hand ... so werden Sie im Graben, nur durch das Gitter getrennt, eine angenehme Conversation führen können.‘

„Gesagt, gethan! Der zweite Wächter hatte nichts dagegen zu erinnern; nur verlangte er auf die höflichste Art von der Welt, er müsse zunächst am Gitter stehen, und man möchte keinen Versuch machen, sich eine Hand zu reichen oder dergleichen, da er eine Berührung unter keinen Umständen gestatten könne.“

„Was wollen sie denn immer mit ihrer Berührung?“ fragte der Diplomat. „Es hatte doch wahrscheinlich Niemand in der Anstalt die Pest und konnte also Keiner fürchten, angesteckt zu werden.“

„In Wirklichkeit nicht,“ entgegnete der Baron. „Aber die Quarantaine-Behörde, wie ich auch früher schon bemerkt habe, was ich nicht zu vergessen bitte, duldet, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch nicht die Möglichkeit einer moralischen Ansteckung und bestimmt, daß, wo zwei Parteien mit einander in Berührung treten, die, welche am längsten da ist, nach dieser Berührung noch so lange bleiben muß, bis auch die andere ihre dreiundzwanzig Tage hinter sich hat, nach deren Verlauf man annimmt, es könne sich kein Peststoff mehr äußern.“

„Richtig, richtig!“ sagte der Diplomat.

„Sir Robert kannte diese Bestimmung recht genau,“ fuhr der Erzähler fort, „und hatte, wie wir später erfuhren, seinem Wächter oder vielmehr dem seiner Töchter eine ziemliche Belohnung versprochen, wenn er seinen Dienst recht streng handhabe. Wir warteten also, bis der alte General sich in sein Zimmer eingeschlossen hatte, um Briefe zu schreiben oder zu schlafen, und dann stiegen wir die Treppe hinab in den unteren Graben. Unsere beiderseitigen Wächter standen zunächst dem Gitter und machten zum Ueberfluß noch eine weitere

Schranke mit ihren Stöcken. Doch war es schon ein Trost, uns so in der Nähe sprechen zu können. Ihr könnt euch ja denken, worüber wir redeten, und will ich deßhalb kein Wort weiter darüber verlieren. Nach wenigen Tagen war Sir Robert mit seiner Familie frei und verließ alsdann die Quarantaine und wahrscheinlich auch Malta, und bekam auf diese Art wieder einen Vorsprung von zehn Tagen. Es wurde also ausgemacht, die jungen Damen sollten so viel wie möglich in den Städten, durch welche sie kämen, für uns Erkennungszeichen zurücklassen, um die Spur des alten Generals nicht zu verlieren. Dabei meinte aber Miß Ellen, es sei die größte Vorsicht zu beobachten; denn wenn der Papa, der an ein eigentliches Verhältniß noch nicht glaube, erführe, ein solches bestehe in der That, so wäre er in seiner Hartnäckigkeit im Stande, nach Indien zurück zu kehren.

„Leider muß ich gestehen, daß wir nur diese einzige Unterredung an dem Gitter hatten. Traute der Quarantaine-Wächter der Geschichte nicht, oder hatte uns der rothhaarige Vetter belauscht — genug, die Fallthüre an unserem Kugelgarten wurde noch an demselben Abend mit einem äußerst soliden Schlosse versehen, zu welchem unser Wächter keinen Schlüssel hatte. Auch waren wir demselben, wie es schien, als sehr gefährliche, unternehmende Leute in Betreff der Quarantaine-Regeln geschildert worden; denn er verfolgte uns von da an bei unseren Spaziergängen auf Schritt und Tritt, und als ich ein paar Tage später ein Briefchen an einen Stein band, um es in den unteren Graben zu werfen, ergriff er meine Hand und versicherte mir alles Ernstes, so leid es ihm thue, aber bei einem nochmaligen derartigen Versuch sehe er sich genöthigt, uns gar nicht mehr auf deu Spaziergang zu lassen, sondern denselben zu verschließen.

„Der Major machte Plane über Plane, und vor Allem setzte er großen Werth darauf, dem General so bald wie möglich einen Gegenbesuch zu machen. Endlich erhielten wir ein Schreiben von diesem, worin er sagte, er erwarte uns am anderen Morgen um zehn Uhr. Wir verließen um die bestimmte Zeit unsere Wohnung, schritten über

den breiten Hof des Forts, dieses Mal gefolgt von zwei Quarantaine-Wächtern — es hatte sich ohne unseren Wunsch noch ein anderer angeschlossen.

„Die Wohnung des Generals war sehr elegant möblirt. Dicke Teppiche bedeckten die Treppen, auf welchen ein schmales Stück grauen Tuches lag — uns zu Ehren, wie der Quarantaine-Wächter versicherte; denn dasselbe werde, als von uns berührt, später zusammengerollt und bei Seite gelegt, um dann für einen zweiten Fall nochmals zu dienen. Ich lachte herzlich über diese Vorsichtsmaßregel, der Major aber schüttelte ernsthaft den Kopf. Nun wurden wir in den Salon des Generals geführt, blieben aber bei unserem Eintritt erstaunt auf der Schwelle stehen. Das Zimmer war durch eine große, starke Schranke in zwei Hälften getheilt; diesseits waren wir, jenseits der General mit seiner Familie. Man stellte Lehnstühle für uns hin, Sir Robert bat uns, Platz zu nehmen, und ließ sich ebenfalls auf einen Fauteuil am Fenster nieder; die beiden Damen saßen an einem Tischchen, und der rothhaarige Neffe lehnte an der Schranke, wo er alle unsere Bewegungen aufmerksam verfolgte.

„‚Wir sind erstaunt, General,‘ sagte der Major nach einer Pause, ‚daß Sie Ihr Zimmer, wahrscheinlich uns zu Ehren, so außerordentlich merkwürdig möblirt haben. Sie zeigen uns da einen Argwohn, der im Stande wäre, uns tief zu kränken.‘

„‚Da haben Sie Unrecht!‘ erwiderte lachend der alte General. ‚Es sind nur einfache Vorsichtsmaßregeln, die ich gebraucht. Sie wissen ganz genau, daß ich in ein paar Tagen meine goldene Freiheit wieder habe, während Sie noch weitere zehn Tage hier bleiben müssen.‘

„‚Allerdings,‘ versetzte ruhig der Major, ‚Dank jenem traurigen Vorfalle, der uns fast für immer die Rückkehr nach der Heimat abgeschnitten hätte! — Aber ich bitte Sie, General, wozu jene mannshohe Schranke, wenn Sie uns nicht im höchsten Grade mißtrauen?‘

„Der General lächelte in sich hinein, ward aber plötzlich sehr ernst und entgegnete: ‚Die Jugend ist schnell und unternehmend. Wir

sind das seiner Zeit auch gewesen, und es gibt Verhältnisse, unter welchen man die sonst geachtetsten Männer für seine Feinde halten muß.'

„‚Und zwischen uns existiren solche Verhältnisse?' fragte scheinbar erstaunt der Major.

„‚Ich will es nicht läugnen,' antwortete Sir Robert mit einem unruhigen Seitenblick auf seine Töchter. ‚Lassen Sie sich durch diese Schranke nicht geniren,' fuhr er lustiger fort; ‚obgleich in Wahrheit eine hohe Schranke zwischen uns besteht, so können wir doch, wenn Sie wollen, eine recht harmlose und vergnügte Conversation zusammen führen; nicht nur heute, sondern auch morgen ist mir Ihr Besuch sehr angenehm, natürlich unter den gleichen Vorsichtsmaßregeln.'

„‚Aber ich bitte Sie um Gottes willen, General,' sagte ich, ‚was befürchten Sie denn eigentlich? Halten Sie uns für fähig, daß wir Ihnen gewaltsam eine Umarmung abzwingen, Sie so compromittirten und zu noch längerem Dableiben nöthigten?'

„‚Meiner Treu'!' entgegnete der Indier mit pfiffigem Lächeln, ‚es gibt in der That Verhältnisse, unter welchen wir unternehmende Leute, wie Sie, zu Allem fähig halten.'

„‚Also stehen wir uns auf dem Kriegsfuße einander gegenüber?' fragte der Major.

„‚Wenn Sie feindlich gegen mich gesinnt sind, ja,' erwiederte Sir Robert.

„‚Sie hätten sich alle diese unnützen Kosten sparen können, Sir Robert,' versetzte lächelnd der Major: ‚Sie brauchten uns Beiden nur das Wort abzuverlangen, das und das — enfin, was Sie befürchten — nicht zu thun, und Sie hätten weder Schranken noch alles das gebraucht.'

„‚Das ist in der That wahr,' sprach der Engländer. ‚Machen wir es also so, geben Sie mir Ihr Wort, und . . .'

„‚Halt, halt!' rief der Major. ‚Vertrauen um Vertrauen! Aber Sie hatten keines zu uns, deßhalb ist es besser, es bleibt Alles,

wie es ist. Sie erklären uns den Quarantaine-Krieg — gut! wir nehmen ihn an.'

„‚Recht gern!' entgegnete heiter der alte General. ‚Ich versichere Ihnen, verehrtester Major, ich brauche in dieser verdammt langweiligen Anstalt einige Aufregung. Aber nehmen Sie sich in Acht. Jemand, der lange mit und gegen die Indier gekämpft, steckt voller Ränke und Pfiffe. Da Sie mir den Krieg anbieten, so errathe ich Ihre gefährliche Absicht. Ich könnte mich einfach sicher stellen, indem ich Ihnen mein Haus verschlösse. Aber, wie gesagt, die Sache belustigt mich. Sie sind heute Abend freundlichst zum Souper eingeladen.'

„Nach einer halben Stunde, die wir noch über allerhand gleichgültige Dinge verplauderten, wobei sich Sir Robert lächelnd die Hände rieb, auch zuweilen leise summste, standen wir auf und empfahlen uns, stellten uns aber Abends um acht Uhr zum Thee pünktlich wieder ein. Die Vorsichtsmaßregeln hatten sich vermehrt. Es war in dem großen Salon eine zweite Schranke gezogen worden, ungefähr drei Fuß von der ersten entfernt, und an jedem Ende dieses Zwischenraumes saß einer der Quarantaine-Wächter, aufmerksam jede unserer Bewegungen beobachtend.

„Auf unserer Seite befand sich ein Tisch, gegenüber ein anderer. Wir wurden von unserem Wächter mit einem besonderen Service bedient, während der General aus dem seinigen trank. Ich muß gestehen, mir begann dieser gegenseitige Belagerungszustand außerordentlich Spaß zu machen. Blicke, die hin und her gewechselt wurden, konnte der alte General nicht verhindern, bemerkte sie auch nicht einmal; Worte, die wir sprachen, und welche für ihn gar keinen Sinn hatten, waren oft für uns Vier von der süßesten Bedeutung.

„‚Seit gestern fühle ich mich viel wohler und heiterer,' sprach Sir Robert, nachdem er seinen Thee getrunken und sich in den Fauteuil zurückgelegt. ‚Mein Blut rollt frischer. Ich fürchtete immer, mein altes Kopfweh würde wieder erscheinen, weil ich unthätig bin;

aber mein Kopf ist hell und rein. — Ellen,‘ sagte er zu der jungen Dame, ‚du würdest mich außerordentlich verbinden, wenn du den Knäul deiner Stickwolle nicht so gefährlich bis ans Ende des Tisches rollen ließest. Wenn er zufällig herabfiele und zur Gegenpartei gelangte, so würdest du diese schöne rothe Farbe verlieren.‘

„‚Oh! unbesorgt, General!‘ versetzte ich lachend, ‚wir würden uns das größte Vergnügen daraus machen, den Knäul zurück zu geben.‘

„‚Zum Teufel auch!‘ entgegnete der General, ‚nachdem Sie ihn berührt nnd für uns compromittirt; — Ueberhaupt, meine jungen Damen,‘ setzte er ganz leise gegen sie hinzu, ‚ich muß mir ausbitten, daß ihr vollkommen neutral bleibt. Ich kann nicht zu gleicher Zeit Feinde von außen und Feinde im eigenen Lager beaufsichtigen.‘

„‚Für das Letztere bin ich da,‘ meinte ruhig der blonde Neffe.

„‚Was meinen Sie, General,‘ sagte ich nach einer Pause, ‚zu einer Partie Whist, die wir zusammen spielen können? Natürlich unter den außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln.‘

„‚Das wäre schwer zu machen,‘ meinte der Neffe.

„‚Aber gerade diese Schwierigkeit wäre pikant,‘ entgegnete ich.

„Der General lächelte und dachte nach.

„‚Natürlicher Weise,‘ fuhr ich fort, ‚muß Ihre Partei beständig geben. Einer von uns spielt mit dem Strohmann gegen Sie Beiden, oder wir Beiden gegen Sie und den Strohmann.‘

„‚Das ist originell!‘ versetzte Sir Robert. ‚Aber die Idee gefällt mir. Nur müßte man ziemlich hoch spielen. Ich sehne mich recht sehr nach einem Whist.‘

„‚Nur bedürfte es für jedes Spiel frischer Karten,‘ warf der Neffe dazwischen.

„‚Allerdings,‘ entgegnete ich. ‚Denn Karten, die wir einmal berührt, dürfen nicht wieder in Ihre Hände kommen.‘

„‚Nein, nein, es geht nicht,‘ mischte sich der Major, der bis jetzt geschwiegen, ins Gespräch. ‚Wir müßten doch unsere Karten selbst in

der Hand halten, und wenn ich eine zu Ihrem Trique werfe, so ist sie ja von mir berührt, und Sie dürfen sie nicht aufheben.'

„‚Richtig,' erwiderte nachdenkend der General. ‚Das ist recht schade.'

„Mir fiel ein Ausweg ein, mit dem ich, obgleich noch unbestimmt, eine weitere Idee verband. ‚Nehmen wir,' sprach ich, ‚Ihre beiden Quarantaine-Wächter, die halten unser Spiel, wir deuten mit einem Stöckchen auf eine beliebige Karte, sie spielen sie aus, nehmen unseren Trique, und auf diese Art brauchen wir die Spiele nicht so häufig zu wechseln: Alles bleibt in ihren Händen.'

„‚Das ist wahr,' antwortete der General nach einer Pause.

„‚Verzeihen Sie mir,' sagte dagegen der blonde Neffe, ‚aber wenn Ihre beiden Quarantaine-Wächter als Kartenhalter benutzt werden, so sind unsere Festungswerke entblößt.'

„‚Verflucht gescheidt, mein Junge!' erwiderte Sir Robert lachend. ‚Diese Umsicht verspricht für deine Zukunft. Holla hoh! Beinahe hätten wir uns fangen lassen.'

„Ich machte das ehrlichste Gesicht von der Welt und versicherte, ich habe an keinen Hinterhalt gedacht und die Barrièren dadurch nicht ihrer Vertheidiger berauben wollen.

„‚Gewiß nicht?' fragte lauernd der Neffe.

„‚Es ist mir nicht eingefallen.'

„‚Es wäre schade,' sagte der General mit einem sonderbaren Lächeln, ‚wenn an diesem kleinen Hinderniß unsere amusante Partie scheitern sollte. Wir können das aufs Beste arrangiren, daß uns die Herren ihr Ehrenwort geben, alle Feindseligkeiten sollen ruhen, so lange Whist gespielt wird.'

„Der Major hatte während dieser etwas lebhaften Unterredung einige halblaute Worte mit Miß Ellen gewechselt.

„‚Was meinst du?' rief ich ihm zu. ‚Man verlangt unser Ehrenwort, so lange das Spiel dauert, nichts Feindseliges auszuüben.'

„‚So lange das Spiel dauert,' sprach nachsinnend der Major. ‚Und wann nehmen wir an, das Spiel sei geendigt?'

„‚Nun, sobald wir unsere Karten niederlegen,‘ sagte ich.

„‚Einen Augenblick Geduld!“ versetzte der Neffe. ‚Das könnte gefährlich werden. Unsere Gegner hätten jeden Augenblick das Recht, die Karten hinzuwerfen, so das Spiel zu beendigen und die Feindseligkeiten zu beginnen. Nur wir dürfen das Zeichen zum Aufhören geben.‘

„‚Richtig!‘ sagte der General. ‚Sobald ich und mein Neffe die Karten niederlegen, hört das Spiel auf, der Krieg beginnt.‘

„‚Meinetwegen!‘ antwortete ich.

„‚So soll es sein,‘ versicherte der Major.

„Nach diesen Präliminarien, die von allen Seiten mit einem aufrichtigen und herzlichen Lachen begleitet wurden, begann nun dieses seltsame Spiel. Die Quarantaine-Wächter rückten zusammen zwischen den beiden Barrièren und setzten sich vor den Tisch, deren andere Seite der General als Strohmann inne hatte. Wir lehnten uns auf die Schranken und deuteten mit unsern Stöcken die Karten an, die gespielt werden sollten. Doch war das Spiel nicht so recht amusant. Man muß die Karten in der Hand haben. Es ist wahrhaftig so, als wenn man zu Pferde sitzt, und ein Anderer führt die Zügel, dem man zuweilen sagt: jetzt rechts, jetzt links! Wenigstens wurde aber sehr hoch gespielt und das, sowie unsere seltsame Lage, hielt das Interesse gefesselt.

„Ich will euch nun nicht damit ermüden, euch die Einzelnheiten des sonderbaren Spiels zu erzählen. Wir, der Major und ich, hatten Unglück und verloren ziemlich, worüber sich der alte General außerordentlich zu freuen schien. Auf unser Wort bauend, bewegte sich die sämmtliche Gesellschaft während des Whistspiels in außergewöhnlicher Freiheit. Doch die jungen Damen lehnten sich, um hier und da in die Karten zu sehen, weit über die Schranke auf ihrer Seite herüber, und wir machten es auf unserer Seite gerade so. Zuweilen kam mir das Gesicht von Miß Therese so nahe, daß mich der Hauch ihres Mundes berührte. Das ist nun eine gefährliche Probe für jeden Liebhaber; aber hier, gewaltsam getrennt durch die hindernden Schranken,

durchzuckte es mich oft fieberhaft von oben bis unten. So lange jedoch das Spiel dauerte, gab der alte General auf dergleichen durchaus nicht Acht: er war überzeugt, daß wir unser Versprechen pünktlich halten würden."

„Ein Wort ist heilig! sagte Borgia," recitirte der Diplomat.

„Allerdings!" meinte der Baron. „Und ich habe immer gehofft, der Major würde das seinige nicht verpfänden."

„Dann hätten wir keine Whistpartie gehabt," versetzte dieser.

„Nachdem wir vielleicht zwölf Rubber gespielt," fuhr der Baron fort, „erklärte der General, daß er genug habe, hielt seine Karten fest in der Hand und befahl den Quarantaine-Wächtern, auf ihre Posten zu gehen. Nachdem der Raum zwischen den Barrièren auf solche Weise wieder klar war, die jungen Damen und wir uns etwas zurückgezogen hatten, rückte Sir Robert seinen Stuhl zurück und warf die Karten auf den Tisch. Der Waffenstillstand war zu Ende, die Feindseligkeiten konnten wieder beginnen. Wir brachen alle in ein homerisches Gelächter aus; der General rieb sich die Hände und versicherte ironisch, es thue ihm wahrhaftig Leid, daß er nur noch wenige Spielabende habe; die Sache amusire ihn außerordentlich.

„Mittlerweile war es spät geworden, wir empfahlen uns bis morgen und kehrten auf unsere Zimmer zurück.

„Der Major zündete sich eine Cigarre an und schritt nachdenkend auf und ab. Er hatte einen Plan, das bemerkte ich an ihm und ließ ihn ungestört. Eine Viertelstunde später schellte er einem Bedienten — es war Joseph, den ihr alle kennt, ein gedienter Soldat.

„‚Was machen unsere Waffen?' fragte ihn der Major.

„‚Alles ist in bestem Stande, Euer Gnaden.'

„‚Die Jagdflinten geputzt und eingepackt? — Und die Pulverhörner . . .?'

„‚Haben wir bei uns aufgehängt. Sie sind noch fast ganz voll.'

„‚Gut. — Du hast ja bei der Artillerie gedient?'

„‚Ja wohl, Herr Major.'

„‚Wirst du noch einen kleinen Kanonenschlag zu Stande bringen?‘

„Der ehemalige Soldat lächelte und sagte: ‚Das will ich meinen, Herr Major! Alle Arten von Feuerwerk. Wenn ich nur die Geräthschaften zur Anfertigung bekommen könnte!‘

„‚Aber zu dem Mordschlage braucht's dergleichen nicht.‘

„‚O nein, das macht man aus der Hand. Ein Bischen Pappendeckel, Bindfaden und Leim.‘

„‚Schön. Also mach heute Abend ein paar.‘

„‚Sollen Sie recht krachen?‘

„‚So ziemlich. Aber es ist nur Spaß, wir wollen Jemanden erschrecken.‘

„Der Bediente wollte gehen.

„‚Apropos!‘ fuhr der Major fort; ‚wie ist's mit der Kiste, worin die ägyptische Mumie ist?‘

„‚Ja, Herr Major, der ist ein kleines Unglück widerfahren, wie ich mir schon erlaubte, Ihnen zu melden. Man hat die Kiste auf dem großen Dampfboote wahrscheinlich zu tief in den Raum hinabgelassen, da ist sie feucht geworden, und wenn man die Mumie jetzt nur anrührt, so fällt sie in Stücke aus einander.‘

„‚Hm!‘ machte der Major, ‚das ist mir unangenehm. Hole mir geschwind so ein kleines Stück.‘

„Joseph ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem Stück Oberarm zurück. — Ihr habt alle schon dergleichen gesehen? Diese Mumien sind durchdrungen von harzigen Stoffen, daß sie sich auf dem Bruche glänzend schwarz zeigen, wie das schönste Erdpech."

„Das muß vortrefflich brennen," meinte der Diplomat.

„Wie die beste Fackel," entgegnete der Baron. „Und Joseph hatte augenscheinlich darüber auch schon Experimente angestellt, denn er lächelte verschmitzt auf die gleiche Frage des Majors, der alsdann den Befehl gab, Kopf, Hände und Füße behutsam zu trocknen und in dünnes Papier einzuwickeln, den Rest aber in einen Korb zu werfen, über den er befehlen werde.

„Sobald wir allein waren, konnte ich meine Verwunderung über die Anstalten des Freundes nicht unterdrücken. „Gelten diese Anstalten dem General?‘ fragte ich ihn lachend. ‚Willst du ihn mit Pulver und Feuer angreifen?‘

„„Wir müssen einen Schritt vorwärts thun,‘ entgegnete der Major. ‚Du bist doch mit mir einverstanden, daß wir den General nöthigen müssen, noch so lange da zu bleiben, bis auch wir abreisen? Mit Gewalt dürfen wir aber nichts unternehmen; er muß uns von selbst in die Arme rennen, uns berühren und sich so in den Augen der Quarantaine-Anstalt compromittiren.‘

„„Das wird schwer halten,‘ meinte ich. ‚Und wann soll dieser Coup ausgeführt werden?‘

„„Natürlich beim Whistspiel.‘

„„Aber du vergissest, daß wir unser Wort gegeben haben, während desselben alle Feindseligkeiten einzustellen.‘

„„Bis Sir Robert die Karten niederwirft.‘

„„Und das wird er nicht eher thun, als bis seine beiden Schildwachen wieder auf ihrem Posten sind.‘

„„Wir wollen sehen.‘

„Nun setzte ich, wie immer, das unbedingteste Vertrauen in die kluge Taktik meines Freundes und ließ ihn machen, was er wollte. Hätte er mich zu etwas gebraucht, so würde er es mir schon gesagt haben. Aber der gute Major, der wohl wußte, daß ich zuweilen sehr nervös sein kann und nicht seine Kaltblütigkeit besitze, wollte mir eine unnöthige Aufregung ersparen und nahm deßhalb die ganze Sache auf sich. So schrieb er den anderen Morgen einen Brief nach Malta an einen bekannten Oberoffizier der Garnison und bat, ihm die Erlaubniß auswirken zu wollen, einem Freunde, dem englischen General, der mit ihm in Quarantaine sei, zum Feste von dessen Geburtstag ein kleines Feuerwerk zu veranstalten. Joseph, sowie mein Bedienter erhielten geheimnißvolle Befehle, und ich wurde dahin instruirt, am nächsten Abend unbefangen Whist zu spielen, und nur bei der Hand zu

sein, um einen glücklichen Zufall, der sich für uns aufthun würde, bestens zu benutzen.

„Der andere Abend kam; wir gingen, wie gestern, zum Whist. Zuerst nahmen wir unseren Thee. Sir Robert war von einer großen Heiterkeit. Auf der Treppe, wo auch dieses Mal der graue Tuchstreifen nicht fehlte, standen schwer bepackte Koffer, die uns offenbar deßhalb so in die Augen gestellt waren, damit wir uns ein wenig darüber ärgern sollten.

„Unser Thee war wie gestern servirt; wir hatten einen besonderen Tisch und unser eigenes Service.

„Jetzt muß ich noch erwähnen, daß der Salon in welchem wir uns befanden, mit seinen Fenstern auf eine kleine einsame Bastion ging, auf welcher ungeheure Haufen von Stroh und Heu lagen. Auch stieß diese Bastion nicht unmittelbar an das Haus, sondern es war ein kleiner, aber tiefer Graben dazwischen. Von La Valette oder St. Elmo aus konnten diese Fenster nicht gesehen werden. Dann hatte das Gemach — es war das letzte in der Reihe, die Sir Robert bewohnte — außer dem Eingange, zu welchem wir herein kamen, noch eine andere Thüre, die sich zwischen den beiden Schranken befand und in die Nebenzimmer führte. Das ganze Gebäude, wie überhaupt alle im Fort, war mit Corridors und Treppen aus den massivsten Steinen gebaut, ja, sogar die Scheidewände zwischen den Zimmern ebenfalls gemauert. So war das Schlachtfeld beschaffen, auf welchem wir operiren wollten.

„Wir tranken friedlich unseren Thee, und Sir Robert konnte es nicht unterlassen, in der Heiterkeit seines Herzens hier und da ganz leise vor sich hin zu summsen.

„‚Es ist wahrhaftig schade,‘ sagte er, ‚daß wir so feindselig getrennt hier bei einander sitzen. Ich schäme mich ordentlich, daß ich Ihnen Ihren Thee so an einem abgesonderten Tische serviren lassen muß.‘

„‚So lassen Sie die Barrière wegräumen,‘ entgegnete ich, ‚lassen

die Wächter abtreten, und wir können uns viel harm- und zwangloser unterhalten.'

„Mit Vergnügen,' meinte der General, ‚wenn Sie Ihr Ehrenwort, statt nur für die Whist-Partie geltend, auf den ganzen Abend ausdehnen wollen.'

„Nein, nein!' entgegnete lachend der Major. ‚Sie haben uns zu viel Mißtrauen bewiesen, das können wir unmöglich vergessen!'

„Denken Sie nur,' fuhr der General fort, ‚was wir unseren Wächtern für Arbeit verursachen! Sehen Sie nur die Anstalten, die ich habe machen lassen müssen! Die Leute haben mit uns doppelte Arbeit.'

„O, was das betrifft,' versetzte gleichgültig der Major, ‚so ist unser Scherz nur ein harmloses Kriegsspiel. Da haben die Leute in der Quarantaine mit ernsteren Sachen zu kämpfen.'

„Wie so, Major? Wie meinen Sie das?"

„Nun, Sie wissen ja selbst, daß auf dem Fort Emanuel, für uns ein freiwilliges Gefängniß, alle Klassen der Menschen vertreten sind. Ich machte heute einen Spaziergang an das Meer hinunter und ging da hinten herum, dort hinter Ihren Fenstern unterhalb der kleinen Bastion vorbei.'

„Aber ich hoffe doch, Ihr Wächter war dabei!' sagte lächelnd der General.

„Er verließ mich nicht einen Augenblick. Er war mein Führer, er gab mir Erläuterungen. — Also dort hinten in der Bastion ist auch eine Quarantaine-Anstalt. Aber da sieht's natürlicher Weise ganz anders aus, als hier. Da befinden sich ihrer fünfzig bis sechszig Gesellen, wild aussehende, verfluchte Bursche, die viel eher einer Räuberbande gleichen, als Matrosen. Sie haben ein Schiff von Aegypten gebracht mit getrockneten Häuten. Die machen ihren Wächtern zu schaffen! Zuerst hat man sie mit Gewalt in die Quarantaine bringen müssen, und sie waren nur zu bewegen, ihr Schiff nach dem Fort zu rudern, nachdem sie gesehen, wie von dem englischen Wachtschiffe ein paar anständig große Kanonen sanft auf sie gerichtet wurden. Und

in der Bastion dahinten sind sie jetzt vollkommen eingeschlossen; denn ein paar machten vor einigen Tagen den Versuch, zu entweichen, was ihnen auch wahrscheinlich gelungen wäre; denn diese Kerle, denen alle Mittel gelten, beabsichtigten, sich unter dem Schutze einer Feuersbrunst davon zu schleichen.‘

„‚Einer Feuersbrunst?‘ fragten die jungen Damen erschreckt.

„‚Sie werden dort vor den Fenstern die Heu- und Strohmagazine bemerken,‘ fuhr der Major mit der größten Ruhe fort. ‚Die wollten sie in Brand stecken und dann aus der Quarantaine entfliehen. Sie hätten vielleicht auch ein Bischen bei uns geplündert, wenn es ihnen möglich gewesen wäre. So viel muß ich bekennen, ich habe in meinem ganzen Leben keine wildere und unheimlichere Bande bei einander gesehen.‘

„‚Ich hoffe, sie sind vortrefflich eingeschlossen!‘ sagte der General.

„‚Sie wissen,‘ entgegnete der Major achselzuckend, ‚Fort Emanuel ist eigentlich kein Gefängniß. Man thut, was man kann. Ich würde ihnen ein Piquet Soldaten beigegeben haben.‘

„‚Haben sie Waffen?‘ fragte der blonde Neffe.

„‚Was man gefunden, nahm man ihnen ab. Was sie aber vielleicht bei sich versteckt haben, weiß Niemand.‘

„‚Ich bin nur froh,‘ meinte Sir Robert, indem er sich die Hände rieb, ‚daß meine Zeit bald vorbei ist. Sollten Sie aber nach meiner Abreise zufälliger Weise mit jenen Kameraden ein kleines Scharmützel zu bestehen haben, so bitte ich freundlich, es mich wissen zu lassen.‘

„‚Dazu müssen wir aber Ihre Adresse haben,‘ sagte ich ruhig.

„‚Allerdings, mein lieber Baron,‘ entgegnete lachend der General. ‚Ich werde beim Abschiede daran denken. Aber jetzt wollen wir unsere Whist-Partie aufnehmen, es wird sonst spät, und ich hätte wohl Lust, Ihnen noch einige Points abzugewinnen.‘

„‚Das wird diesen Abend unmöglich sein,‘ versetzte unerschütterlich der Major. ‚Wir haben uns vorgenommen, Sie groß Schlemm zu machen.‘

„Damit wurden die Spieltische auf ihre Plätze von gestern gerückt; die Quarantaine-Wächter nahmen auf unserer Seite Platz, der Neffe gab die Karten, und sowie der General sein Spiel in die Hand nahm, sagte er: ‚Also, meine Herren, auf die gestrigen Bedingungen beginnt der Waffenstillstand.‘

„‚Natürlicher Weise,‘ versetzte ich, ‚bis Eure Herrlichkeit die Karten niederlegen.‘“ — —

In diesem Augenblicke — der Baron war gerade im Begriff, seine ausgebraunte Cigarre wegzuwerfen, und Graf Ferdinand reichte ihm eine neue — rollte ein Wagen in den Hof. Der Hausherr wandte sich lebhaft um, denn ein Bedienter trat ein und meldete, die Frau Gräfin sei eben zurück gekommen und habe sich in den kleinen Salon begeben. Sie hoffe die Herren später zu sehen, lasse aber dem Herrn Major sagen, sie sei sogleich für ihn zu sprechen. Graf Ferdinand warf seinem Freunde einen fragenden Blick zu, den der Major mit der größten Ruhe aushielt, dem Bedienten ein bejahendes Zeichen machte und sich alsdann erhob. „Ihr müßt euch nicht wundern, meine Freunde,“ sprach er lachend, „daß mir das Glück einer geheimen Audienz zu Theil wird. Ich habe darum gebeten, wie ein älterer lange abwesender Bruder oder, wenn ihr wollt, wie ein sorgsamer Vater. Denn das war ich der Gräfin Marie von jeher.“

„Schon gut!“ sagte der Diplomat. „Du weißt dir immer einen Vorzug zu verschaffen.“

„Undankbarer!“ lachte der Major. „Ich verlasse euch ja nur, damit der Baron im Stande ist, seine Geschichte, die ich ja kenne, ohne Unterbrechung zu Ende zu bringen. Bleibe du auch da, Ferdinand. Sobald ich ungefähr denke, daß die Whist-Partie in der Quarantaine-Anstalt zu Ende sein kann, führe ich die Gräfin hieher. — Seid ihr damit zufrieden?“

„Vollkommen,“ entgegnete der Gesandtschafts-Secretär. Nur der Hausherr blieb etwas widerstrebend am Kamin stehen.

„Kommen wir zu Ende!“ fuhr der Baron fort. „Wir spielten

also unsere Whist-Partie mit aller Ruhe und Gemüthlichkeit, der Major mit seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, ich — das muß ich allerdings gestehen — leicht aufgeregt. Der alte General war in der besten Laune, vollkommen unbesorgt und heiter. Unter der Waffenstillstands-Flagge hatten sich, wie gestern, unsere feindseligen Stellungen vollkommen gelockert; die beiden jungen Damen lehnten an den Barrièren, schauten in das Spiel, wir flüsterten zuweilen ein leises Wort zusammen, ich war aber nicht so ganz bei der Sache.

„Der General bekam vortreffliche Karten. Er und sein Neffe spielten gegen den Major, der den Strohmann hatte. Die Karten desselben waren aufgelegt, und Sir Robert bemerkte triumphirend: dieses Mal müsse er zugeben, daß es schlechte Karten seien. Es sei auch nicht ein Stich in den Papieren des Feindes.

„‚Der Major hat Alles in der Hand,‘ bemerkte der rothhaarige Neffe. ‚Desto schlimmer für uns.‘

„Bei diesen Worten zwinkerte der General vergnügt mit den Augen, und ein Blick, den ich als Unparteiischer in seine Karten thun durfte, überzeugte mich, daß mein Freund groß Schlemm werden würde.“

„Aber es war unrecht, beim Whist zu sprechen,“ meinte der Diplomat. „Ein Engländer verfällt selten in diesen Fehler.“

„Das weiß ich ganz genau,“ entgegnete der Erzähler. „Doch wir hatten bei dieser überhaupt seltsamen Whist-Partie den Anlaß dazu gegeben, indem wir anfingen, über die Karten zu sprechen, um auch so die Erlaubniß zu erhalten, mit den Damen einige Worte zu reden. Wie ich übrigens vorausgesehen, wurde der Major groß Schlemm, und während der Neffe notirte, gab der General, nicht ohne ein mächtiges Triumphgeschrei, die Karten für den zweiten Robber.“

„Da fiel plötzlich ein Schuß in der Nähe der Fenster. Der General blickte in die Höhe — ein zweiter Knall, sehr nahe vor den Scheiben, folgte.

„‚He! was soll das bedeuten?‘ rief der alte Herr, indem er seine Karten auf den Tisch warf.

„Wir alle wandten uns den Fenstern zu, die jetzt von einem hellen Pulverblitz erleuchtet wurden, dem ein ganz nahes und entsetzliches Krachen folgte.

„Jetzt warf auch der Neffe sein Spiel auf den Tisch und sprang an die Fenster. Ein neues Pulverleuchten folgte, stärker und andauernder als das erste, und mit Einem Male bemerkte man eine kleine tiefrothe Flamme, die vor den Scheiben aufflackerte und an den Fensterkreuzen zu lecken schien.

„‚Alle Teufel!‘ rief der General, indem er eines der Fenster aufriß, um hinauszuschauen.

„Doch hatte er kaum einen Flügel geöffnet, als ein solcher Qualm und Rauch herein drang, daß er im Augenblicke wieder schließen mußte. — ‚Was kann das sein?‘

„‚Vielleicht haben unsere Nachbarn in der Bastion das Heumagazin in Brand gesteckt,‘ sagte ich und sah den Major an, der ruhig sitzen blieb.

„Mittlerweile waren auch die Quarantaine-Wächter aufgesprungen und an das Fenster getreten, der Neffe aber in das Nebenzimmer geeilt, um dort zu den Fenstern hinaus nach den Flammen zu sehen. Ihm folgte eilig Sir Robert; die beiden jungen Damen drängten sich schüchtern an die Barrièren, blieben aber ziemlich ruhig, da sie bemerkten, daß der Major und ich auf unseren Plätzen verharrten.

„Der Erstere aber hatte nicht so bald bemerkt, daß das Feld ziemlich rein sei, denn die beiden Wächter steckten ihre Köpfe, so weit als möglich, aus dem wieder geöffneten Fenster hinaus, als er mir ein Zeichen machte, mich mit den beiden Mädchen etwas entfernt von ihm zu unterhalten. Dann stand er rasch von seinem Stuhle auf, drückte ihn unter der Barrière weg auf die Seite des Generals und zog dessen Fauteuil an sich, worauf er sich ruhig auf diesen niederließ.

„In diesem Augenblicke kamen der General und der Neffe aus dem Nebenzimmer zurück, indem Letzterer sagte, er habe dort nichts Verdächtiges bemerkt. Auch fingen die Flammen vor den Fenstern

des Salons an kleiner zu werden und schwächer zu brennen. Plötzlich schien den General ein Gedanke zu erleuchten. Rasch wandte er sich gegen uns und übersah mit einem Blicke das Schlachtfeld, schüttelte aber zweifelnd den Kopf, als er durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken schien. Die beiden Damen lehnten an der Barrière, ich hielt mich in einer ziemlichen Entfernung von ihnen. Der Major hatte sich, wie gesagt, ruhig wieder hingesetzt.

„Kopfschüttelnd winkte Sir Robert den Quarantaine-Wächtern, welche augenblicklich ihren Platz zwischen den Barrièren wieder einnahmen; dann ließ er sich langsam auf seinen oder vielmehr des Majors Stuhl nieder.

„‚Nun?‘ fragte ich den Neffen, der an den Tisch trat und uns verwundert anschaute.

„Dieser zuckte die Achseln; doch der General drohte mit den Fingern, indem er sagte: ‚Das wär ein Attaque von Ihnen — fast hätten wir uns überlisten lassen! Sprechen Sie, Major, was hatte diese Geschichte zu bedeuten?‘

„‚Es war ein Freudenfeuer, Sir Robert,‘ entgegnete dieser und schaute den alten Herrn lächelnd an. ‚Sie wissen, daß man bei Siegen dergleichen aufflammen läßt.‘

„‚Von welchem Sieg sprechen Sie?‘ versetzte der General, indem eine tiefe Röthe auf seinem Gesichte erschien.“

„‚Nun, natürlich von dem unsrigen!‘

„‚Sie hätten gesiegt? — Darf ich bitten, mir das zu erklären?‘

„‚Sehr gern. Wir siegten auf die einfachste Weise der Welt.‘

„‚Das ist gar nicht möglich!‘ entgegnete heftig der General. ‚Sie wissen genau, daß wir Ihr Wort hatten, nicht die Feindseligkeiten wieder zu beginnen …‘

„‚Bis Sie die Karten auf den Tisch legten. Das haben Sie gethan — dort liegt Ihr Spiel. Es war bei allem dem meine Befürchtung, Sie möchten sich das Freudenfeuer draußen mit den Karten in der Hand anschauen. Dann war natürlich unsere ganze List vereitelt.‘

„‚Weiter! weiter!‘

„‚Dadurch, daß Sie sowie Ihr Herr Neffe in das Nebenzimmer eilten und die Quarantaine-Wächter zum Fenster hinausschauten, ließen Sie uns im unbeschränkten Besitze des Salons. Wir brauchten also einfach nur über die Schranke zu steigen, um Ihnen beim Herauskommen freundschaftlich die Hand zu drücken. Doch da wir dies nicht thaten, so können Sie sich einen Begriff machen von unserer ehrlichen und offenen Handlungsweise.‘

„‚Und was ist denn geschehen, daß Sie sich triumphirend den Sieg zuschreiben?‘ fragte bestürzt der alte Herr.“

„‚Etwas sehr Einfaches,‘ entgegnete der Major. ‚Ich habe unsere beiden Fauteuils verwechselt; Eure Herrlichkeit sitzen auf dem meinigen und sind deßhalb nach den Quarantaine-Regeln aufs höchste compromittirt.‘

„Sir Robert schnellte von seinem Stuhl in die Höhe und sah die Quarantaine-Wächter fragend an.

„Diese zuckten die Achseln, und der ältere von ihnen sagte: ‚Eure Herrlichkeit werden uns verzeihen, aber es ist unsere Schuldigkeit, diesen Vorfall sogleich der Intendanz anzuzeigen.‘

„Der Neffe ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Hätte er uns mit seinen Blicken vergiften können, so wären wir im nächsten Augenblicke schon todt gewesen. So aber begnügte er sich, allerlei unverständliche Worte hervorzukollern und dann den Quarantaine-Wächter zu fragen: ‚Und was wird da geschehen?‘

„‚O! nicht viel Besonderes,‘ antwortete dieser: ‚Sie haben nur dieselbe Quarantaine-Zeit wie diese Herren auszuhalten.‘

„‚Dafür aber,‘ sagte ich dem rothen Gentleman, ‚brauchen Sie künftig keine Barrièren mehr zwischen uns aufzurichten.‘

„Die Gesichtsfarbe des Generals ging indessen vom Purpurroth ins Violet über. Seine Augen schossen Blitze, sein Bart sträubte sich unnatürlich aus einander. Wir erwarteten eine Eruption im groß-

artigsten Maßstabe. Dabei blickte er den Major wild an und schaute mit den Augen rings um sich her nach einem greifbaren Gegenstande.

„‚Nicht so, mein Freund General,‘ sagte der Major ruhig, ‚werfen Sie keinen Zorn auf uns, sehen Sie die Sache an, wie sie ist. Nicht wir haben Sie besiegt, sondern das Schicksal, das über uns alle waltet. Ueber uns alle, wiederhole ich. Sie verlieren zehn Tage an Ihrer Reise, uns ist das Gleiche geschehen. Ihnen aber war verstattet, um diese zehn Tage zu kämpfen, mit offenen Augen, Stirn gegen Stirn. Wir jedoch wurden heimlich überfallen, man warf uns rücklings nieder, man griff uns mit Waffen an, denen wir nichts entgegen zu stellen hatten, mit Waffen, die man füglich ein ungeheures Verbrechen nennen könnte. Hätte ich indessen gewußt, General, daß der Verlust dieses kleinen Gefechtes Sie so außerordentlich angreifen würde, so hätten wir vielleicht darauf verzichtet. Aber Sie begannen die Feindseligkeiten so lustig und heiter, daß wir uns nicht denken konnten, eine Niederlage würde Sie im Ernste kränken — Ihre Niederlage, unser Sieg, der uns das Glück verschafft, noch eine Zeit lang in Ihrer und Ihrer liebenswürdigen Fräulein Töchter Gesellschaft zu verweilen.‘

„Diese so vollkommen ruhig gesprochenen Worte, namentlich die Erwähnung des Vorfalls in Alexandria, verfehlten nicht, ihren Eindruck auf den General zu machen. Er bezwang sich mit aller Kraft; ja, einige Zeit darauf lächelte er sogar; aber dieses Lächeln sah recht unheimlich aus. Er bereitete sich auf einen letzten Stoß vor, der uns verwunden sollte und mußte.

„‚Wohlan!‘ sagte er nach längerem Stillschweigen, ‚Sie haben gesiegt, Sie haben mich gezwungen, noch fernere zehn Tag in Ihrer so angenehmen Gesellschaft zu verleben. Aber verstehen Sie mich recht, auch nur mich ganz allein. Mein Neffe so wenig, wie meine beiden Töchter sind, hoffe ich, compromittirt; sie werden also in einigen Tagen allein abreisen, während ich bleibe.‘

„Ah!“ sagte laut lachend der Diplomat. „Daran hattet ihr Beiden wohl nicht gedacht!“

„Freilich hatten wir dies nicht vermuthet," antwortete der Baron. „Auch überraschte uns dieser Ausspruch für den Augenblick; doch hatten wir das Unsrige gethan, und wenn uns die beiden Damen wirklich liebten, so mochten sie auch versuchen, den Papa umzustimmen. Wir wollten das als einen Beweis ihrer Zuneigung ansehen."

„Und ihr irrtet euch nicht," warf der Hausherr dazwischen, der schon verschiedene Merkzeichen der Unruhe von sich gegeben hatte und öfter als nothwendig nach der Thüre blickte.

Der Baron streckte sich in dem Fauteuil aus, wie Jemand, der anfängt, müde zu werden, und sagte: „Wir hatten uns nicht getäuscht. Natürlich verließen wir die Wohnung des Generals so bald als möglich; aber schon den anderen Tag rief mich der Major triumphirend ans Fenster und zeigte mir den General, der seine beiden Töchter am Arm, seinen gewöhnlichen Spaziergang machte.

„Den folgenden Tag wurden wir zum Diner eingeladen, und ehe noch unsere Quarantaine-Zeit vorüber war, hatten wir den hochblonden Neffen zur größtmöglichen Verzweiflung gebracht; denn Sir Robert nahm unsere Bewerbungen um seine beiden Töchter allergnädigst an.

„Damit bin ich zu Ende; wenn ihr noch einige Details wollt, so laßt euch solche von meiner Frau oder der Majorin geben. Erstere hat mich beauftragt, euch morgen zum Diner einzuladen. Du kommst auch, Ferdinand. Der Arzt hat mir versprochen, er werde dich ausgehen lassen."

„Ja, wenn man reist, erlebt man allerlei," meinte aufstehend der Diplomat. „Wo bleibt aber der Major? Dürfen wir nach ihm sehen? Was meinst du, Ferdinand? Oder ist es Zeit, daß wir uns zurückziehen?"

„Gewiß nicht!" sagte der Hausherr, wie aus tiefen Gedanken auffahrend. „Ich will den Major und meine Frau holen."

„Aber der Tabaksrauch hier in dem Salon!" sagte der Baron.

„O!“ entgegnete Graf Ferdinand lächelnd, „hier ist neutraler Grund. Die Gräfin macht sich nichts daraus.“

„Du bist sehr glücklich!“ sprach der Gesandtschafts-Secretär, worauf der Graf das Zimmer verließ und die beiden Freunde allein zurückblieben.

Sechstes Kapitel.

Welches abermals von dem Geheimniß der Gräfin handelt, und worin schließlich der Erzähler den geneigten Leser verläßt, indem er ihm ein Räthsel aufgibt.

Der Major war unterdessen durch das ihm wohlbekannte Haus gegangen, durch hohe, elegant möblirte Zimmer, in denen Kaminfeuer flackerten und Lichter brannten. — Es war das ein Comfort, auf den der Graf sehr viel hielt — Wärme und Licht, die ein Haus außerordentlich wohnlich machen. Der Major wußte genau den Salon, den er suchte, zu finden, und als er an die Thür desselben gelangte, öffnete ihm die Kammerfrau geräuschlos und ließ ihn eintreten.

Dieses Gemach war mehr ein kleines, zierliches Boudoir und mit außerordentlichem Geschmack, mit großer Eleganz eingerichtet. Man sah hier die schaffende Hand, die jedem Möbel, jedem Gemälde, jeder kleinen Bronze-Statuette ihren Platz anwies, die verständig in Auswahl der hier stehenden Pflanzen war, die ihre Blumentische aufs reizendste selbst arrangirte. Dicke Teppiche bedeckten den Boden, lange, schwere Vorhänge verbargen die kalten, dunkeln Fensterscheiben, und das ganze kleine Gemach war von einem süßen, aber unbestimmten Wohlgeruche durchweht.

Die Gräfin saß in einem kleinen, sehr niedrigen Fauteuil in der Kaminecke und hatte einen Schirm von bunten Federn in der Hand, den sie zuweilen zwischen sich und die lodernden Flammen hielt, mit dem sie aber auch hier und da ihr Gesicht fächelte.

Daß die Gräfin nicht aufstand und ihrem Freunde wie sonst entgegen sprang, befremdete den Major einiger Maßen. Doch rief sie ihm ein Willkommen zu, so herzlich wohl klingend wie früher, nur nicht so freudig.

Der Major setzte sich ihr gegenüber, und da sie in diesem Augenblicke gerade ihr Gesicht fächelte, so war es ihm deßhalb unmöglich, ihre Züge zu betrachten. Aber die Stimme, mit der sie auf sein Befragen nach ihrem Befinden antwortete: O, sehr gut, wie immer! zitterte ein klein wenig.

Hier hat sich doch Einiges verändert, dachte der Major und sprach von seiner Zurückkunft, von seinem neuen Hauswesen und von seiner Frau, die sich sehr darauf freue, die Gräfin häufig zu sehen.

„Ich hoffe, wir werden gute Freundinnen," antwortete die junge Dame. „Es wäre mir so recht angenehm, Jemanden zu finden, eine junge Frau namentlich, mit der ich sehr, sehr bekannt würde."

„Ellen wird sich darüber unendlich freuen," erwiderte der Major. „Doch Ihnen, beste Gräfin, fehlt es wahrhaftig nicht an Bekannten, ja, ich möchte sagen, Freundinnen."

„In Ihrem Sinne nicht," entgegnete sie, „aber in meinem wohl. Ein junges Mädchen, das heirathet, tritt aus dem Kreise ihrer Bekannten in einen ganz neuen ein, wo sie sich ebenfalls fremd fühlt. Für meinen bisherigen Umgang, die jungen, lachenden Fräulein, bin ich auf einmal eine gesetzte Frau geworden; die wirklich gesetzten Frauen dagegen schauen mich noch immer an wie einen kleinen Eindringling, zählen mich noch immer zu der jungen lustigen Welt, der ich bis jetzt angehörte."

„Aber, Gräfin, Sie gehören auch noch immer zu dieser jungen, lustigen Welt."

„Ach nein!" sagte sie, halb traurig lächelnd, während sie ihren Fächer sinken ließ und so dem Major zum ersten Male den vollen Anblick ihrer Züge gönnte.

Sie hatte sich wirklich verändert. Das mußte sich der Major

gestehen, nachdem er einen langen Blick auf sie geworfen. Ihr Gesicht, obgleich zierlich und voll wie immer, sah ermattet aus. Ihre Züge waren bleich, und ihr Blick war schwimmend, als sammelten sich in Einem fort Thränen in ihren großen blauen Augen. Dabei zuckten zuweilen ihre Lippen, was sie früher nie gethan.

Die Gräfin bemerkte den forschenden Blick des Majors und sagte: „Warum sehen Sie mich so an, lieber Freund? Finden Sie mich verändert?"

„Ich kann es nicht läugnen — ein wenig."

„Ha!" entgegnete sie, und eine plötzliche Röthe überflog ihr Gesicht; „wenn Sie es also gern läugnen möchten, so muß mein Aussehen nicht vortheilhaft sein."

„Ich meine, Sie seien ein wenig blaß. Oder thut es der Schein der Lichter?"

„Ich glaube nicht," antwortete sie, und der Federschirm in ihrer Hand zitterte. „Ich meine wirklich, ich sehe in der letzten Zeit etwas blaß aus."

„Verzeihen sie die Frage eines alten Freundes, Gräfin Marie," sagte ernst der Major: „Fehlt Ihnen etwas? Haben sie einen kleinen Kummer?"

„Auch Sie fragen mich das?" antwortete sie vorwurfsvoll und hob ihren Fächer vor das Gesicht.

„Auch ich? — Und wer sonst?"

„Nun — Ferdinand!"

„Ah, Ferdinand? Richtig, ich erinnere mich, er sprach mir davon, mein liebes Kind sei ein wenig leidend. Aber er konnte mir keine Ursache angeben. Hat er Sie nicht oftmals selbst gefragt?"

„O, sehr oft! zu oft!" entgegnete sie unruhig. „Aber . . ."

„Aber?"

„Aber — ich sagte ihm, was ich auch Ihnen sagen muß: mir fehlt nichts, durchaus nichts. Ich bin glücklich, ganz glücklich, oh, so sehr glücklich!" Dabei füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Verzeihen Sie, Marie!“ sprach ernst der Major, „Sie wissen, welchen Freund Sie an mir haben. Sie haben mich oft um Rath gefragt, und mein Rath war, glaube ich, nie schlecht für Sie. Nun denken Sie daran. Fragen Sie mich auch heute um Rath!“

„Oh!“ machte die junge Frau und hob ihren Fächer dicht vor das Gesicht.

Man wußte nicht, lächelte sie hinter demselben, oder flossen ihre Thränen. Doch rasch faßte sie sich, warf ihren Fächer auf den Boden, und reichte dem Major ihre beiden Hände, die er zutraulich und freundlich faßte.

„Nicht wahr, bester Major,“ sagte sie, „Sie haben mich schon als kleines Kind gekannt. Sie wissen, wie ich Ihnen beständig zugethan war, wie ich nie ein Geheimniß vor Ihnen hatte. Glauben Sie denn, ich habe mich geändert, können Sie denken, wenn ich Sie um einen Rath zu fragen hätte, ich würde es nicht unaufgefordert thun?“

„Hm!“ machte der Major nach einer Pause, während er beruhigt in dieses offene, ehrliche Auge sah. „Ja, ich glaube es Ihnen, Gräfin. Ich danke Ihnen für dieses Wort; und da Sie mir meine alten Rechte als Ihr Rathgeber wieder einräumen, so erlaube ich mir, Ihnen auch einen Rath zu geben:“

„Darauf bin ich begierig und schon im Voraus dankbar!“

„Eine goldene Regel, die namentlich in der Ehe von außerordentlicher Wichtigkeit ist.“

„Nun?“

„Wenn Sie glücklich sind, so müssen Sie es auch zu sein scheinen.“

„Und scheine ich nicht glücklich?“

„Nein, Gräfin.“

„Wer sagt das?“

„Zuerst ich,“ antwortete der Major, „als ich — in Ihr so liebes, freundliches Gesicht sah; vorher aber schon sprach mir Ferdinand darüber.“

„Ferdinand?“ rief die junge Frau mit schmerzlichem Ausdrucke.

„Ja, Ferdinand; und es hat ihn sehr betrübt.“

Sie hatte ihre kleinen Hände vor sich auf der Brust gefaltet und schaute dem Major forschend und ängstlich in die Augen. „Ferdinand hat mich bei Ihnen verklagt?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Gewiß nicht verklagt!“ antwortete der Major. „Aber Ferdinand, der kein Geheimniß vor mir hat, sagte mir, Sie haben sich gegen ihn verändert, Sie seien stiller geworden, gedankenvoll, ja, Sie vermieden seine Gesellschaft, kurz, Sie hätten ein Geheimniß vor ihm.“

Die junge Frau war in ihren Fauteuil zurückgesunken, drückte beide Hände vor ihr Gesicht und verharrte in dieser Stellung mehrere Secunden.

„Sie können Ferdinand darüber keinen Vorwurf machen,“ fuhr der Major fort. „Sie wissen, Marie, wie unendlich er Sie liebt, wie Sie ihm Alles sind.“

„Ja, er liebt mich!“ rief sie freudig. „Aber liebe ich ihn denn minder?“

„Das glaube ich gewiß nicht,“ antwortete rasch der Major. „Aber wozu etwas Geheimnißvolles zwischen euch? Er klagt mir, Sie meiden seine Gesellschaft, Sie fahren sehr häufig zu Ihrer Mutter, Sie diniren dort und lassen ihn allein, ihn, der Sie so sehr liebt und der im Augenblicke krank ist.“

„Ach, das ist wahr!“ rief sie mit kindlich bewegter Stimme. „Ach, das ist nur zu gewiß wahr! Ich habe Unrecht gehabt!“

„Und ein Geheimniß vor ihm?“ fragte lächelnd der Major.

„Vielleicht!“ sagte sie stockend und roth werdend. „Aber es sollte ihm kein Geheimniß bleiben — gewiß nicht!“ setzte sie süß lächelnd hinzu. Dann sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme: Und es wird ihn gewiß recht glücklich machen.“

Dem Major kam plötzlich ein Gedanke; er faßte an seine Stirn, er strich mit der Hand über seinen langen Schnurrbart hinab, und wir müssen gestehen, daß er in diesem Augenblicke dieser jungen Frau gegen-

über, einem wahren Kinde, ziemlich albern drein schaute. Ja, er beugte sich zu dem flammenden Kaminfeuer hinab, er warf die Kohlen durch einander, um eine kleine Röthe zu verbergen. Dann veränderte er das Gespräch gewaltsam, ohne aber, wie ein kluger Feldherr, der seines Feindes sicher sein will, das Terrain zu verlassen. „Wissen Sie auch," sagte er nach einer Pause, „daß ich Sie schon vor einigen Tagen gesehen, flüchtig, wie ein Schatten?"

„Mich? — Und wo das?" fragte erstaunt die Gräfin.

„Schloßstraße Nr. 120," entgegnete so unbefangen als möglich der Major. „Ihr Wagen hielt vor dem Hause Ihres Arztes."

„Ah!" machte die Gräfin überrascht. Doch faßte sie sich schnell wieder und antwortete: „Ja, ich war da."

„Ich konnte mir das denken," versetzte ruhig der Major. „Hier sehen Sie den Arzt freilich jeden Tag, aber nur in Gegenwart Ferdinands. Sie aber wollten ihn allein sprechen, um . . ."

„Um?" fragte erschrocken und hoch erröthend die Gräfin, während sie ihre Hand fest in den weichen Sammt des Fauteuils drückte.

„Nun, um ihn zu fragen — ob die Verwundung Ferdinand's etwas Gefährliches habe."

„Richtig, Sie haben es errathen!" sagte aufathmend die junge Dame. Sie reichte ihrem Freunde die Hand und setzte hinzu: „Ihnen entgeht nichts, Major."

„In der That nichts, liebe Gräfin."

„In diesem Augenblicke hörte man vor der Thüre eine kleine Bewegung.

Rasch erhob sich der Major. „Es ist Ferdinand," sagte er. „Erlauben Sie mir, beste Gräfin, daß ich mich bei Ihnen verabschiede und ihm entgegen gehe. Wir hatten drüben auf Ihre Gesellschaft gehofft; aber es ist schon spät. Ich will mich mit meinen Freunden nach Hause begeben. Aber Eines versprechen Sie mir, Ihrem besten Freunde, Ihrem langjährigen Bekannten — Ihrem Erzieher, setze ich stolz hinzu: Haben Sie keine Geheimnisse mehr vor Ihrem Manne!"

Damit faßte er eine ihrer Hände und drückte einen freund
darauf.

„Gewiß nicht," erwiderte die Gräfin und setzte stock
„Und wenn ich ja eines habe, so will ich es Ferdinand mi

Draußen vor der Thüre traf der Major seinen Freu
Begriffe war, in das Boudoir seiner Frau zu treten. Er z
rück in eine Fenstervertiefung des Vorzimmers, sah ihm lac
Augen und sagte: „Thu mir den Gefallen und nenne mich e

„Warum das?" fragte der Graf erstaunt und mit ern

„Damit ich auch dir diese Benennung geben darf. Viel
wir waren Beide im Begriffe, uns vor unseren Frauen lä
machen."

„Ah!" machte der Graf, immer mehr erstaunt.

„Glücklicher Weise habe ich Ellen noch nichts von de
nisse der Gräfin mitgetheilt. Geh hinein, sie wird es dir an

„Und hat sie dir davon gesprochen?"

„Gott bewahre! Das ist eine Sache, die den Ehem
angeht."

Das Gesicht des Grafen überflog eine plötzliche Röt
Auge glänzte, er drückte seinem Freunde die Hand und rief o
stehe ich dich recht?"

„Vielleicht kann ich mich irren," entgegnete der Major
aber kaum glaube. Wenn ich mich aber nicht irre, so bi
aus, daß du meiner gedenkst. Meine Vornamen sind: T
Paul Julius Karl. Ich meine, hier hättest du eine schöne
Damit eilte er lachend von dannen und suchte seine Freund
mit ihnen nach Hause zu gehen.

Der Graf ging bewegt in das Zimmer seiner Frau. A
kurze Zeit lang mit der jungen Gräfin gesprochen, mußte
stehen, daß es in dieser Welt doch recht süße und liebenswi
heimnisse gäbe.

Reise-Abenteuer.



Erstes Kapitel.

Vom Reisen im Allgemeinen.

Reisen — ich weiß nicht, hat das Wort für mich allein einen so lieblichen, wunderbaren Klang, oder geht es anderen Leuten auch so — reisen. Wenn ich Abends am flackernden Kaminfeuer sitze, im halbdunklen Zimmer und mir das Wort recht eindringlich und etwas sehnsüchtig vorspreche, so ist es wahrhaftig eine Zauberformel. Ein langgezogener feiner Posthornton klingt in mein Ohr, eine lustige Fanfare, und — ich fliege durch die Nacht dahin. Vor uns sitzt der Schwager auf seinem starken Sattelpferde, er fliegt im Sitz hin und her, hüpft auf und ab, und der gelbe Federbusch auf seinem Hut karrikirt alle seine Bewegungen. Bald erhalten die beiden Vorderpferde durch einen künstlich angebrachten Hieb zu gleicher Zeit einen tüchtigen Merks. Jetzt drückt er dem Sattelgaul die Sporen ein, hebt den Peitschenstiel empor und stößt ihn dem Handgaul recht kräftig vor den Widerrist. Hurrah! wie fliegen sie dahin! Staub und kleine Steinchen wirbeln auf und verdecken die ohnehin düster brennende Lampe. — Aber wohin? Ach, bei dem Gedanken falle ich aus meinen süßen Phantasien wieder in die rauhe Wirklichkeit. Nur keine Frage: wohin? Immer zu! bald an den Ufern mächtiger Flüsse vorüber, bald durch wild romantische Thäler hin, mächtige Ruinen auf allen Spitzen, tief in den Schluchten zwischen finsteren Bäumen die hohen

Mauern einsamer Klöster. Es wird Abend und melodisch klingen die Glocken empor, dazwischen Heerdengeläute, und die freundlichen Grüße heimkehrender Landleute schlagen an Ohr und Herz. Dort im Hintergrunde dampft die Stadt. Hie und da blitzen Lichter auf, dumpfes Getöse schallt mir entgegen. — Aber jetzt halt! Denn wenn auch viel Poesie darin liegt, Abends durch beleuchtete Straßen über das klirrende Pflaster zu fahren, so kommt doch jetzt des ächt Prosaischen so viel, daß ich es gern entbehre. Es gibt für mich im Leben nichts Schrecklicheres, als das Tönen einer großen Wirthshausglocke und das Rennen einer ganzen Schaar Kellner, die Serviette auf dem rechten Arm, in der Linken das Licht, alle mit verzerrt freundlichen Gesichtern. Der erste dieses Haufens, mit der Feder hinter dem Ohr, bedauert unendlich, daß entweder gar kein Platz oder nur noch im vierten Stock ein Zimmer frei ist.

Lassen wir den Postwagen in Gottes Namen fahren. Dort vor uns liegt die große Stadt, aber ich mag nicht hinein. Viel lieber wünsche ich mir den Weg frei, setze mich auf einen Stein an der Landstraße, mein Päckchen neben mir und denke nach und träume. Warm ist die Luft, süß und duftig. Endlich stehe ich auf, lasse die Stadt zu meiner Seite liegen und steige den Berg hinan, durch Olivenwälder und Citronengärten. Droben steht eine einsame Locanda, wo man mich gern aufnimmt. Ueber der Thüre schwankt ein Dach von leichten Latten, über welches sich üppige Reben wiegen. Vater und Mutter sind nicht daheim, aber die junge kräftige Tochter fürchtet sich vor dem Fremden nicht. Sie weist ihn in's Zimmer hinein und setzt sich ihm gegenüber; den Kopf mit den schwarzen Haaren und blitzenden Augen auf beide Hände gestützt, lacht und scherzt sie mit dem Fremden und ist dabei ganz züchtig, zurückhaltend und voll Anstand.

Unterdessen ist mir die Pfeife ausgegangen, und wenn ein Raucher diese Zeilen liest, so wird er es für profan halten, mit ausgegangener Pfeife weiter träumen zu wollen.

Reisen — o Gott! ja reisen! — Aber wohin? Ich fühle mich eigentlich recht unglücklich, schon so viel in der Welt herumgekommen zu sein. Die Zauberformel hat doch viel von ihrer Kraft verloren. Vor langen Jahren — es war am Rhein — da brauchte ich mich nur auf einen Haufen Stricke am Werft hinzusetzen und den Dampfschiffen zuzuschauen. Und ich muß gestehen, ich dehnte dieses Zuschauen nicht gerade zum Vortheil der Lectionen, die mir meine Lehrer aufgaben, stundenlang aus: meine Forschungen sollten gründlich sein. Oft war ich schon da, wenn der Kessel des Dampfboots den ersten knarrenden Laut von sich gab, weil er von der sanften Wärme des Feuers sich nach allen Seiten auszudehnen begann. Jetzt entsteigt dem Schornstein eine mächtige schwarze Rauchsäule, der Kapitän und der Steuermann kommen von der Stadt her und begeben sich auf's Verdeck, das von den Schiffsjungen mit einer großen Menge Verschwendung an Wasser abgewaschen wird. Der erste überflüssige Wasserdampf zischt weiß aus der Maschine empor und einer der Matrosen steht an der Glocke, das erste Zeichen zur Abfahrt zu geben. Schon kommen einzelne Passagiere an. Diese ersten, die vor den Signalen anlangen, finden sich meistens in großer Begleitung. Das Schiff geht zur Bequemlichkeit der Reisenden erst Nachmittags ab, man kommt gerade von der Tafel, und die sechs bis sieben guten Freunde, die den Abreisenden begleiten, können ihren Kaffee ebenso gut auf dem Schiff, als irgendwo anders trinken.

Dies waren aber nicht die Leute, an denen ich die Fäden meiner Phantasie anzuknüpfen pflegte.

Der Kapitän auf dem Radkasten gibt unterdessen ein Zeichen, und der Matrose vornen, nachdem er sich die Nase geputzt, faßt den Schwengel der Glocke und läßt die Töne rasch aufeinander weithin klingen. Zwischen diesem ersten Zeichen und dem zweiten kommen wenig Passagiere. Der Kapitän geht auf dem Radkasten spazieren, und die Maschinisten und Heizer stecken ihre berußten Köpfe aus den Lucken, um frische Luft zu schöpfen. Hinter einem großen Haufen

Fässer und Stricke verborgen, treiben die Schiffsjungen allerhand zarte Kurzweil, geben einander Kopfnüsse oder zerren sich auf dem Verdeck umher.

Und der Kapitän winkt wieder.

Der Matrose vornen schneuzt sich abermals und gibt das zweite Zeichen.

Nun beginnt es auf dem Werft lebendiger zu werden. Es kommt jene Klasse von Passagieren, die den richtigen Grundsatz, lieber eine Viertelstunde zu früh als eine Minute zu spät zu kommen, übertreiben: junge Leute, die die erste Reise in die Welt machen, einen kleinen Ausflug in's Gebirge, mit Gamaschen, in den Händen große Stöcke, über die Schulter die grüne Botanisirbüchse, auf dem Kopfe eine brennend rothe oder blaue oder weiße Mütze, worunter das lange, hellblonde Haar. Auch viele alte Damen werden sichtbar, mit altmodischen seidenen Hüten und langen hochrothen oder hellgelben Shawls, am Arm einen weitläufigen Ridicüle und gefolgt von dem Kammermädchen, das den Mops trägt.

Das waren noch alle nicht meine Leute. Sie fahren vier oder fünf Stunden den Strom hinauf oder hinab, und da war ich ja auch schon. Ihnen kann ich nicht meine Träume und Wünsche mitgeben. Auch Engländer erscheinen, — reisende Engländer mit langweiligen Gesichtern, langen dürren Hälsen und weiten Staubmänteln. Die kommen schon weiter her, als alle die Anderen, und ihre Insel, die sie eben verlassen, schwebt mir auch interessant genug vor, aber sie sind so theilnahmlos, so kalt, sie sperren die Mäuler so auf, was, wie mein Lehrer mir sagte, ein Zeichen von Dummheit sein sollte. Dann hatte man mir ferner erzählt, sie tränken den ganzen Tag Thee und äßen Gebackenes dazu. Letzteres hätte ich mir schon gefallen lassen, aber das Erstere — ich hatte in meinem Leben ein einziges Mal Thee getrunken, und damals war ich sehr krank und sah blaß und hager aus, wie die reisenden Engländer. Nein, nein, ich ließ sie vorüberziehen, ihnen mochte ich mich nicht anvertrauen.

Oft saß ich so am Werft und wartete Stunden lang vergebens, denn was ich liebte, und woran ich so gerne meine Reisepläne und Träume knüpfte, das waren die großen, schweren Equipagen mit glänzenden Wappenschildern und bestaubten und beschmutzten Rädern, die weit herkamen und wieder weit, weit in die Ferne gingen — Reisekometen! Ach, ich erinnere mich sehr gut, wie ich lange ein Steinchen bewahrt, das ich von dem Wagen eines russischen Fürsten abgebröckelt, der direct vom Ural kam, — einen Stein vom Ural! Doch ging nach dem Norden eigentlich nicht mein Streben; meine Phantasie, mein Herz war dem Süden zugekehrt, dem Lande

Wo die Citronen blüh'n.

Italien! das Land mit seinen Orangengärten, mit seinen verfallenen Tempeln und Marmorpalästen. Dafür schwärmte ich und das liebte ich. Dahin sehnte mein Herz sich sehr. Ach, ich weiß es noch, wie sehr es mich betrübte, als mein Lehrer, der ein sehr praktischer Schulmann war, einen solchen Wunsch dahin berichtigte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehen würde, als ich nach Italien kommen.

Italiener kamen von jeher wenig zu uns, und nur ein einziges Mal wurde mir bei meinem Aufenthalt auf dem Werft das Glück zu Theil, eine reiche italienische Familie in ihrem Wagen zu sehen und zu bewundern. Ach, wie beneidete ich sie, daß sie zurückkehren durfte in ihr schönes Land; ich beneidete die schöne junge Dame, die in dem Wagen saß und etwas traurig aussah, ich beneidete ihr Kind, das aus dem Wagenschlag schaute und einen sehr schwarzen Lockenkopf hatte; ich beneidete den Wagen selbst und vor allen Dingen die Bedienten, die hinten recht hoch saßen, und also von der Höhe der Alpen herab Italien zuerst wieder sehen konnten. Das Kind sagte zu seiner Mutter: „madre mia,“ und dies madre mia hatte für mich einen so schönen Klang, daß ich es nie vergessen konnte. Die Mutter antwortete: „carissima mia,“ und auch das habe ich behalten und seitdem sehr häufig angewandt. —

Jetzt gab der Kapitän das dritte Zeichen, und als sich der Matrose vornen zum dritten Mal geschneuzt, läutete er nochmals mit aller Kraft und that dann drei einzelne Schläge, allen Zuspätkommenden anzeigend, daß in Kurzem die Laufplanke weggenommen würde.

Hui! wie springen sie herbei, die die Abfahrtsstunde versäumt hatten! Einigen gelingt es, noch über das Gangport in's Schiff zu kommen. Jetzt wird auch dies fortgenommen, und das Schiff fluthet langsam in den Strom hinein. Noch sind ein paar zurückgeblieben. Einem gelingt es, mit einem verzweifelten Sprung das Schiff zu erreichen, ein Anderer überlegt, zaudert, trippelt auf und ab, und bleibt jammernd am Ufer stehen. Ein trauriges Schicksal! tief mitempfunden von einem Dutzend Straßenjungen, die dem davoneilenden Schiffe und dem zurückbleibenden Passagier ein lautes Hurrah spenden.

Ach ja, reisen möcht' ich — reisen in alle Welt!

Zweites Kapitel.

Von verschiedenen Arten des Reisens, worunter vielleicht einige, die dem geneigten Leser bis jetzt noch nicht bekannt waren.

Wenn ich verspreche, auf den nachfolgenden Blättern dem Leser zu Nutz' und Frommen Bilder aus dem Reiseleben mitzutheilen, so bitte ich aber keine Reisebeschreibung zu erwarten. Ich weiß, die Zeit derselben ist fast vorüber. Jetzt, wo es fast Jedem gestattet ist, die halbe Welt auf Eisenbahnen und Dampfschiffen mit wenig Zeit und Geld zu durchfliegen, ist es erstaunlich schwer, einen Winkel aufzustöbern, von dem man noch etwas Neues und Interessantes berichten könnte, und die Zeit der Thümmel, auch wenn man ein Thümmel wäre, wo man von dem Schreibtisch aus die schönsten Reisen in ent-

fernte Länder beschrieb, Reisen, die man nie gemacht, — — ist leider dahin. Deßhalb will ich einen kleinen Abriß, eine Geschichte des Reisens selbst zu geben versuchen, aber durchaus nicht in chronologischer Ordnung, und zum Beispiel mit deutlichem Nachweis, wo man anfing, vom Pferd auf den Esel zu kommen, um welche Zeit man sich der Sänfte bediente, und wann man sich in der Maschine auf Rädern, die man Equipagen nennt, fortzubewegen begann. Nein, gewiß nicht! vielmehr frei, fröhlich, ohne große Ordnung, ohne Zwang.

Da beim Reisen das Fortkommen, das Sichfortbewegen von einem Ort zum andern ein nicht unwesentliches Haupterforderniß ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, zuerst die verschiedenen Arten dieses Fortkommens in's Auge zu fassen.

Ich hatte das Glück, seit meiner Kindheit wohl eine solche Menge Reisearten kennen zu lernen, wie sie vielleicht selten einem Sterblichen geboten wurden, namentlich geschah meine erste Reise, die ich vom elterlichen Hause aus begann, durch ein außerordentlich seltsames Transportmittel. Im benachbarten Heimathsdorfe unserer Dienstmagd, einer langgedienten, treuen Person, war nämlich Kirchweih, und ich erhielt die Erlaubniß, mit dorthin gehen zu dürfen. Natürlich versprach der Bruder unserer Magd, einen kleinen Wagen zu senden, um die Schwester und mich zu transportiren. Aber vergeblich warteten wir am Tage unserer projektirten Reise, ich natürlich in fieberhafter Ungeduld, — der ersehnte Wagen kam nicht. Endlich Nachmittags mußte ein Entschluß gefaßt werden; das Dorf war vier Stunden von der Stadt, wo wir wohnten, entfernt, und wenn auch das Mädchen für ihre Person gerne zu Fuß dorthin gegangen wäre, so blieb doch die Frage, wie ich zu transportiren sei, und endlich kam sie auf eine ganz originelle Idee, welche mir denn auch zu den Freuden der Kirchweih verhalf, und mich jetzt in den Stand setzt, ein Reisetransportmittel anzugeben, an welches bis jetzt noch Niemand gedacht — den Schubkarren nämlich.

Sie verschaffte sich eine solche Maschine, setzte einen Korb mit ihren Effekten oben hinauf, mich rittlings darüber, und so zogen wir — doch man kann das eigentlich nicht sagen, da ich geschoben wurde — oder wir gingen, was auch nicht ganz richtig ist, kurz wir kamen glücklich zum Thore hinaus und auf die Kirchweih, wo ich mich, nebenbei gesagt, außerordentlich amüsirte, denn ich kehrte zurück mit mehrfach zerrissenen Hosen, einer zerschundenen Nase und einem Auge in allen Farben des Regenbogens, einige Indigestionen, die nur vorübergehend waren, nicht mitgerechnet. Und trotz alledem kam ich mit einem großen Stolze heim, denn man hatte auf dem Dorf meine Equipage für etwas Seltenes, noch nie Dagewesenes erklärt, und die ausgelassene Schuljugend war mir jauchzend gefolgt und hatte, da ich, weil aus der Stadt kommend, in ihren Augen als etwas Vornehmes erschien, auf diese Art ihre Huldigung dargebracht.

Trotzdem ich diese erste Reise auf einem Schubkarren als etwas Außergewöhnliches auch für eine außergewöhnlich glückliche Vorbedeutung ansah, die mir lange und schöne Reisen verhieß, und die mich auch später nicht getäuscht, kam damals in meinen Reisen lange nichts Außerordentliches mehr vor.

Ich ging zu Fuß, einen tüchtigen Stock in der Hand und einen kleinen Ranzen auf dem Rücken, mit einem Freunde meines Alters während der Ferienzeit Verwandte zu besuchen. Wir fürchteten uns damals entsetzlich vor Räubern, und erzählten uns aus der Phantasie die fürchterlichsten Geschichten von Straßenraub und Mord, die irgendwo vielleicht einmal geschehen waren, und als wir Abends in ein bescheidenes Wirthshaus kamen, da hatten wir lange nicht den Muth, ein Zimmer zu verlangen, denn wir erwarteten in dem Falle, daß man alsdann sogleich nach unseren Pässen fragen würde, um uns, da wir dergleichen Ehrlichkeitspapiere nicht besaßen, schleunigst als Vagabunden ins Gefängniß zu werfen. Es ging aber alles das besser, wie wir erwartet. Nachdem wir das wohlfeilste Gericht der Speisekarte, Pfannenkuchen mit Kartoffeln, verzehrt, und uns sogar die un-

geheure Verschwendung eines Glases Weins erlaubt hatten, führte man uns in ein Zimmer mit einem Bette, wo wir bis zum anbrechenden Morgen sanft und ruhig schliefen. Doch kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß mich vor dem Auskleiden ein paar Dintenflecken auf dem Boden sehr beunruhigten, die ich für schwarze Blutstropfen ansah, und analog denselben das Haus, in welchem wir uns befanden, für eine Mörderhöhle.

Diese bescheidenen Fußreisen verwandelten sich allmälig und ganz folgerecht in Fahrten auf dem Trittbrett einer zufällig vorüberrasselnden Equipage, oder auf dem schwebenden Brett eines Leiterwagens, oder um den Preis von sechs Pfennigen für einen Schnaps auf dem Bock eines vornehmen Hauderers. — Des Tages aber, wo ich als wirklicher und berechtigter Besitzer in eine solche Lohnkutsche selbst hineinsitzen durfte, erinnere ich mich heute noch mit Entzücken. Es war zugleich meine erste größere Reise von Burtscheid bei Aachen, wo ich einst geboren, nach Düsseldorf, — ich erkenne diesen meinen Geburtsort hiemit öffentlich an, damit derselbe nicht später in den Fall komme, sich mit sechs anderen Städten dieser Ehre wegen herumzanken zu müssen. Da lagen in der Phantasie des Knaben in der Perspektive dieser Reise stundenlange unbekannte Länder, Städte und Dörfer, ein kleines Gebirge, vielleicht mit einigen Räubern, eine kleine Festung — Jülich — mit Soldaten und Kanonen, und endlich der Rhein. Ja der Rhein; das war das Ziel des Sehnens und Trachtens, der breite schöne Fluß mit seinen Schiffen und Brücken. Es war eine glückselige Reise, und als ich morgens früh um vier Uhr Sommers bei aufleuchtender Sonne in die Chaise gepackt wurde, und als der Vater Abends um eilf Uhr, als wir nach Düsseldorf kamen, erklärte, er sei wie gerädert, war ich tief betrübt, daß die schöne Fahrt schon zu Ende sei.

Vom wirklichen und berechtigten Lohnkutscher-Beisitzer wurde ich geheimer Oberpostamts-Passagier; geheim insofern, als ich für ein Drittel der Fahrtaxe als blinder Reisender mitgenommen wurde, und

da wäre ich, zwischen zwei dicke Damen hineingepreßt, um ein Haar eines unnatürlichen Todes gestorben. Ach, es war dies noch die rosige Jugendzeit der Postkutschen. Conducteur und Postillon hatten noch menschliche Gefühle, und wenn Letzterer sich hie und da einen Schnaps einschenken ließ, war der Erstere menschenfreundlich genug, bei irgend einem dichten Gebüsch halten zu lassen, um einem beliebigen Passagier — frische Luft zu gönnen. Das Innere dieser Postkutsche war zu sechs Personen berechnet, wir saßen aber unserer zehn darin, mich eingerechnet, ferner ein Kanarienvogel, ein Affe und ein kleiner Hund.

Nachdem ich nun vom geheimen und blinden Passagier endlich auch hier ein wirklicher und berechtigter geworden war, blieb ich lange diesem Transportmittel getreu, und bin daher aus jener Zeit nicht im Stande, eine neue Reiseart aufzuzählen. Darauf folgten aber die Dampfschiffe, deren ich schon Eingangs dieser Blätter erwähnt. Anfänglich waren dies ebenfalls harmlose, gemüthliche Wesen, die an einem Tage höchstens von Köln nach Koblenz fuhren, mit englischem Kapitän, englischem Condukteur, englischen Heizern und Maschinisten, auf welchen Essen und Trinken außerordentlich schlecht war, auf welchen man sich gar nicht heimisch und zu Hause fühlte, und in welchen man immer vermuthete, der Dampf werde jetzt endlich die Quälereien satt bekommen und, plötzlich explodirend, Alles mit sich in die Luft nehmen. Alte ehrwürdige Frauen warnten auch vor diesen Fahrzeugen auf den Dampfbooten, indem sie das Ganze für eine höllische Erfindung erklärten. Gott, wie ist die Ehrfurcht verschwunden, die man früher vor dieser entsetzlichen dämonischen Kraft hatte! Heute sieht man eine Dampfmaschine, eine Lokomotive, und denkt eben nichts weiter, als daß es eine Dampfmaschine oder eine Lokomotive ist. Ja man hat den Dampf traurig heruntergebracht, indem man ihn unter Anderem zum Auskochen und Reinigen schmutziger Pfeifen und noch schmutzigerer Wäsche braucht.

Da verbreitete sich, wie eine Sage aus alter fabelhafter Zeit, wo die Menschen noch auf Wolken fuhren und auf Drachen ritten,

beschlagen, und um auf diesen Reifen ebenfalls mit Dampf in der unglaublichsten Geschwindigkeit nun auch zu Lande von Ort zu Ort zu gelangen. Ruhigere gesetztere Männer lächelten darüber und doch zeigte sich die Geschichte als wahr. Nürnberg und Fürth reichten sich zuerst die eisernen Hände, und ich erinnere mich noch ganz wohl, wie in der erstern industriellen Stadt gleich darauf kleine Ansichten von Eisenbahnen erschienen, dies neue Wunder sichtbarlich darstellend.

Bald sah man überall Eisenbahnen ausstecken, Berge durchwühlen, Thäler ausfüllen, Flüsse überbrücken, und die geduldige Chaussee, die sich so harmlos bergauf bergab schlängelte, sah gelb vor Neid und — Lehmwasser diese gefährliche Concurrenz. Da wurde auch zwischen Elberfeld und Düsseldorf ein Schienenweg projektirt und um Weihnachten irgend eines Jahrs war ein Stückchen derselben fertig und wurde mit Lokomotiven befahren. Natürlich setzte sich Alles in Bewegung, dies neue Wunder selbst zu erleben, und zu dem Ende fuhr man mit Omnibus, Postwagen und Hauderern ungefähr drei Stunden bei Regenwetter und Sturm durch Schmutz und Schneewasser, um jene Abfahrtstation, mitten im Walde gelegen, zu erreichen. Dort hatte man das Vergnügen, unter einer elenden Holzbaracke, in welche von allen Seiten Regen und Schnee hineinpfiff, einige Stunden auf die Abfahrt warten zu müssen, indem die Lokomotive bei unserer Ankunft eben im Begriffe war, den ersten Mund voll Kohlen und Wasser zu verspeisen. Es war ein trostloser Anblick, die frierenden Damen und Herren, die durchnäßten Röcke und Mäntel, die zerstörten Hüte und Coifuren, die bleichen und rothen Gesichter, alle so begierig auf den endlichen Anfang des großen Vergnügens.

Von der Station, wo es gerade einen steilen Berg hinab ging, hatten wir einen ungemein komischen Anblick. Da lag eine Miethkutsche umgeworfen im Wege, und es war entsetzlich anzusehen, wie ohne Aufhören die Passagiere paarweise, wie aus der Arche Noah, dem Wagen entkletterten. Zuletzt tauchte ein unendlich langer Mensch

auf, aus dem oberen Kutschenfenster, und er war so groß, d
dasselbe nicht bis an das Knie reichte, und er hielt, in dem
stehend, eine donnernde Rede gegen den eben vorüberfahrende
wagen, indem er behauptete, dieser sei nicht gehörig ausgewiche
habe so das Unglück herbeigeführt. Eine alte Frau, die n
übrigen Passagieren rüstig den Berg vollends zu Fuß hina
klagte in einem fort und jammerte: „Ach Gott! wenn ich
meinem Leibe nichts zerbrochen habe!“ — Endlich war die Lok
eingespannt, Alles saß in die Waggons und erwartete mit U
das Zeichen der Abfahrt. Da erklärte plötzlich der Maschin
der Lokomotive müsse etwas nicht ganz richtig sein und s
nochmals genau zu untersuchen. Diese Untersuchung dauerte
eine gute Stunde, und dann endlich fuhren wir ab, erfroren, h
durchnäßt, ermüdet und gelangweilt. — Es war meine erste
bahnfahrt.

Jetzt bediente ich mich lange Zeit wieder des soliden Pos
als Transportmittel, saß bald im Coupée bei dem Conducteu
ihm Cigarren rauchend und plaudernd, oder auch zuweilen im
des Wagens, zwischen zwei dicken alten Damen eingepreßt, d
feuer im Voraus abverdienend.

Auf einer größeren Reise, die ich später das Glück hatte,
zu können, und welche über die Grenzen der Civilisation hi
die Wüsten des todten Meeres und von Gaza ging, mußte
zu meinem Fortkommen noch einiger seltsamer Reisemittel b
Eine Tour zu Maulesel ist bei uns zu Land nicht ganz außer
lich, gehört aber auch nicht zu den täglichen Ereignissen.
möchte es schwer sein, eine Reise zu Kameel zu machen, es s
daß man sich, um diese Seltenheit zu genießen, an einen Bär
wendete, die meistens ein solches Schiff der Wüste mit sich
führen. Das Reisen zu Kameel kommt aber, was Unannehml
anbelangt, noch vor dem Reisen in einer übersetzten Lohnkutsche
sitzt mit weit gespreizten Beinen auf dem breiten und hohen

des Thiers, das heißt, man kann sich glücklich schätzen, wenn man einmal ruhig droben sitzt, ohne während des Aufsteigens einigemal herabgeworfen worden zu sein, da das Kameel am Boden liegt, und nachdem der Reiter auf seinen Rücken geklettert, sehr schnell und ruckweise in die Höhe springt. Ist man nun aber droben und hat sich das Thier in Bewegung gesetzt, so erleidet man eine solche unangenehme, schaukelnde Bewegung, daß es Leute genug gibt, die davon schwindlicht, ja völlig seekrank werden. Jetzt hebt sich das Kameel vornen, und man starrt in den Himmel, jetzt hebt es sich hinten, und man blickt über seinen Kopf hinaus in den Sand, jetzt hebt es sich an der rechten Seite, und man rutscht auf die linke, jetzt hebt es sich auf der linken, und man rutscht auf die rechte Seite. Und das geht den ganzen Tag so fort, abgemessen und gleichförmig, wie ein Uhrwerk, in diesen vier höchst unangenehmen Tempo's.

Ohne der kleinen Fuhrwerk-Variationen besonders gedenken zu wollen, deren man sich auf einer solchen orientalischen Reise oft bedienen muß, als da sind: Eselswagen, Ochsenkarren, muß ich dagegen unbedingt noch eines seltsamen Rittes erwähnen, den ich in der Nähe der Pyramiden in Ghizet bei Kairo gemacht. Dies war nämlich ein Ritt zu — Neger. Um einen Arm des Nil zu passiren, auf dem sich zufällig keine Barken befinden, stehen dort immer eine Anzahl für diesen Dienst verwendbarer armer Kreaturen, die um ein Geringes an Geld den Reisenden auf ihre Schultern laden. Man schwingt sich auf, man nimmt das Stück eines alten Shawls, das der Neger um den Hals geschlungen hat, in die Hand, und fort geht es in einem kurzen Trabe — in den Nil hinein. Anfänglich reicht ihm das Wasser bis an das Knie, steigt dann immer höher und zuletzt schwebt man nur noch über dem Wasser, unter sich den schwarzen Wollkopf des Negers, der, indem er auf die Tiefe der Fluth aufmerksam macht, uns zuweilen das Gesicht zukehrt und uns mit den lebhaften blitzenden Augen und den fürchterlichen schneeweißen Zähnen auf's Freundschaftlichste angrinst.

Drittes Kapitel.

Von einem deutschen Gasthofe, inclusive seiner Leiden und Freuden.

Wenn man in früheren Zeiten vom Eilwagen gestiegen war und seinen Effekten, die auf den rüstigen Schultern eines Postsubalternbeamten ruhten, vorausschlenderte, und so das Hotel erreichte, welches man zu beglücken gedacht, so sah man vielleicht einen Kellner am Thore lehnen, die Nase des Portiers aus seiner Loge hervorragen, und bemerkte den Lohnbedienten, der, nach herrschaftlichen Wagen ausspähend, an der Ecke stand. Aber alle drei bekümmerten sich nicht sonderlich viel um den mit Staub bedeckten, zu Fuß ankommenden Passagier. „Höchstens etwas für den vierten Stock!" dachte der Kellner! „kein Trinkgeld!" seufzte der Portier, und der Lohnbediente klagte in seinem Herzen: „wenn der die Merkwürdigkeiten der Stadt anschaut, so fragt er lieber an jeder Straßenecke zehnmal, ehe er mir etwas zu verdienen gibt!"

Und gemäß dieser kühlen Ansichten war denn auch der Empfang des Gastes. Der Kellner, ohne seine Stellung am Thore zu verändern, besah dich von oben bis unten, meinte: es sei Alles zu sehr überfüllt, und murmelte etwas von einem kleinen Zimmer im fünften Stock, hinten heraus, mit der Aussicht auf die Brandmauer des Nachbars. — Du wünschtest ein Zimmer im zweiten oder dritten Stock, — der Kellner lächelt mitleidig und zuckt die Achsel, die Nase des Portier verschwindet indignirt: denn er selbst ist nicht im Stande zu begreifen, wie Jemand, der zu Fuß ankommt, und vorderhand noch gar kein Gepäck bei sich hat, in den zweiten und dritten Stock verlangen kann. Du miethest also das Zimmer mit der Brandmaueraussicht, der Kellner zieht schläfrig die Glocke und überliefert dich einem Collegen, der vor dir die Treppe hinaufeilt. Im zweiten und dritten Stock siehst du genug Zimmer leer stehen . . „Könnte ich nicht vielleicht hier ein

Zimmer haben?" — „Sind für russische, englische, französische Herrschaften bestimmt!" Da ist keine Gnade, du kommst doch unter das Dach und der Postbeamte, der endlich nachkeucht, verlangt das Doppelte, da er so hoch steigen muß.

Das ist nun heutzutage, Dank sei es den Eisenbahnen und Dampfschiffen, ganz anders geworden. Der Standpunkt der Reisenden ist vollkommen verrückt worden, und demnach haben auch die Ansichten des Kellners, Portiers und Lohnbedienten eine Veränderung erlitten. Die vornehmsten Leute kommen zu Fuß von der Eisenbahn, ohne Gepäck, und die Reise-Equipage des bestaubten Mannes, der auf das Hotel zueilt, steht vielleicht noch draußen auf dem Waggon. Der Portier reißt an der großen Glocke, daß es durch alle Stockwerke schallt, der Oberkellner stürzt an sein Bureau, die Feder hinterm Ohr, streicht sich durch das Haar und zupft die Halsbinde in die Höhe. Ihm folgt eine ganze Schaar vom zweiten, dritten und vierten, von Salon- und Zimmerkellnern. Es präsentirt sich der Lohnbediente mit einem freundlichen Gesicht, der Hausknecht macht eine kühne Bewegung mit seiner Bürste, aber Alle bleiben ehrfurchtsvoll hinter dem Oberkellner, der nun händereibend auf dich zutritt, dich süß anlächelt, oder auch wohl lispelnd seine Freude ausdrückt, daß du das Hotel, in welchem du niemals warst, abermals mit deiner Gegenwart beehrst. Der Empfang ist so herzlich, Alle sehen aus, als haben sie eigentlich nur auf dich gewartet, als sei blos dir zu Ehren die Treppe mit Blumen garnirt und mit Teppichen belegt. Der Oberkellner sagt: „die Dienerschaft des Herrn — — kommt wohl nach?" Er hat augenscheinlich sagen wollen: des Herrn Grafen oder des Herrn Baron, aber er ehrt dein Incognito. — „Ich habe keine Dienerschaft, ich bin allein." — Der Oberkellner hustet. Allein! und sämmtliche Kellner räuspern sich gelinde. „Für den ersten Stock muß ich bedauern!" sagt er alsdann, „aber vielleicht ein hübsches Appartement im zweiten oder dritten?" — „Mir ist ein kleines bescheidenes Zimmer im dritten Stock schon recht!" — Der Oberkellner zupft abermals seine Halsbinde, aber mit einer ganz

anderen Miene. „Ein kleines Zimmer im dritten!" sagt er alsdann, worauf der Portier plötzlich in seiner Loge verschwindet und der Lohnbediente angelegentlich die Landkarten an den Wänden betrachtet, der Hausknecht pfeifend in den Hof geht, und die meisten Kellner voll Abscheu verschwinden. Der Oberkellner allein, der Würde des Hauses bewußt, steht groß und erhaben vor dir. „Nummer 124!" bemerkt er würdevoll, und diese schwere Zahl klingt wie ein Verdammungsurtheil. „Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht."

Darauf macht er dir eine sehr leichte Verbeugung, und der Zimmerkellner klettert mit dir von Stockwerk zu Stockwerk, bei Blumen und Teppichen und Bronze-Candelabern, Springbrunnen und lakirten Thüren vorbei, immer höher und höher. Zuerst bleiben die Springbrunnen hinter dir, die Bronze-Candelaber verwandeln sich in einfache Gaslichter, die Teppiche der Treppe in harmlose Strohmatten, die Blumen endlich in ein melancholisches halbverwelktes Bouquet an der Treppe des zweiten Stocks und auch die lakirten Thüren, die dir bis in den dritten Stock treu geblieben sind, verschwinden ebenfalls in einer noch höheren Region. Du wandelst über unendliche Corridors, zwei Treppen hinab, eine hinauf, du siehst mehrere Thüren mit 0 bemalt, oder zur Abwechslung mit „ici." Du stehst vor Nummer 124. — ein schlechtes, miserables Zimmer, mit einem Bette für einen Zwerg eingerichtet, die alten wackeligen Stühle dagegen breit und hoch wie für eine Riesenfamilie.

Aber warum in diesem elenden Zimmer verweilen? Freilich wenn du als schüchterner Neuling in das Gasthofleben trittst, so folgst du, ein wehrloses Lamm, dem Zimmerkellner zur Schlachtbank auf Numero 124.; bleibst du aber plötzlich auf der Treppe zum dritten Stock stehen, siehst hier deinen Führer ernst und würdevoll an und sagst ihm: „Lieber Freund, Sie sind gewaltig im Irrthum, wenn Sie sich einbilden, ich sei in ihren Gasthof gekommen, um unter das Dach logirt zu werden. Ich bitte" — dies „bitte" spreche man sehr scharf und bestimmt aus — „um ein gutes Zimmer im zweiten Stock, oder im anderen Fall

sichert sein, daß er eilig hinab zum Oberkellner springt, um dich, wenn wirklich kein Platz ist, ziehen zu lassen, oder auf ein anständiges Zimmer im zweiten Stock unterzubringen. Deine Fenster, sie gehen sogar auf die Straße, dein Zimmer ist nicht groß, aber der Boden ist mit Teppichen belegt, Bett, Sopha und die übrigen Möbel sind gut, und du fängst ganz behaglich an, deine nun endlich nachgekommenen Sachen auszupacken, denn bald kommt die Zeit der table d'hôte, wo du anständig zu erscheinen hast, erstens, weil alle Welt dort anständig erscheint, und zweitens, da besonders du, der sich ein Zimmer im zweiten Stock gewaltsam errungen, der Zielpunkt sämmtlicher Kellnerblicke sein wirst und du dir deßhalb keine Blöße geben darfst. Tritt würdevoll aber höflich in den Saal, ersuche den Kellner freundlichst, dich nicht in die Nähe einer offenstehenden Thüre zu placiren, da du am Rheuma leidest, und doch nicht zu weit von den täglichen vornehmen Gästen der table d'hôte entfernt, da du Bekannte unter ihnen zu finden hoffest. Aber um Alles in der Welt keine Vertraulichkeit mit dem Personal, ja nicht einmal mit dem Oberkellner! Erinnere dich ja nicht, denselben anderswo gesehen zu haben, nimm fremd und förmlich deinen Platz ein, trink einige Tropfen des sauren Tischweins, und bitte alsdann den Kellner, wenn er gerade in deine Nähe kommt, auf die freundlichste Art und flüsternd um die Weinkarte. Rufe um Gotteswillen ja nicht laut darnach, überhaupt verhalte dich still, ruhig, feierlich, auch mit deinen Nachbarn, und wenn du alsdann bemerkst, daß die Kellner dich mit einer gewissen Hochachtung, ja Ehrfurcht ansehen, bedienen, so kannst du dir schon am Ende der Tafel erlauben, einen derselben höflichst und im Geheimen um etwas Mundwasser zu bitten. Dieses ist ein Hauptcoup und gut ausgeführt, vollkommen im Stande, deinem aristokratischen Air die Krone aufzusetzen.

Erst Abends kommst du nun endlich dazu, von deinem Zimmer förmlich Besitz zu nehmen, dich in deinen vier Pfählen gehörig umzusehen. Du warst den Tag über in der Stadt, Abends im Theater;

lichter angezündet, Stearinlichter, in neuerer Zeit ein Surrogat für Bougis auf der Rechnung, wo die Wachskerzen in ihrem mit Ausnahme alten Namen und Preise prangen.

Draußen auf den Treppen des Gasthofs läuft es auf und ab, klirren Schlüssel, klappern Teller, rufen die Kellner einander zu, und unten herauf läutet die große Glocke, hie und da fährt ein Wagen an und davon, kurz, es ist ein immerwährender Spektakel. Auch zu beiden Seiten deines Zimmers lacht und flüstert es — wer mögen deine Nachbarn sein? — Es ist eilf Uhr und sie sind schon vor dir nach Hause gekommen, denn als du bei den langen Zimmerreihen vorbei kamst, sahst du an jeder Thüre irgend eine Art Fußbekleidung stehen, hier Stiefel, da Halbschuhe, an jener Seite schwere Reiseschuhe, dort leichte Brodequins — wer mag nun neben dir wohnen? Du warst leichtsinnig genug, an der andern Seite der Thüre die Schuhe oder was sonst dastand, nicht in's Auge zu fassen. Ist's eine Dame, ist's ein Herr? — ist's Beides? Aber was es auch sein mag, Lust zum Schlafengehen haben deine Nachbarn noch nicht, der Eine pfeift: „Als ich jüngst die Normandie verlassen," der Andere spricht, wahrscheinlich mit sich selbst, von der Stelle: „wo die letzten Häuser standen." Dazwischen aber kichert und lacht es und man müßte offenbar blödsinnig sein, wenn man so mit sich selbst kichern und lachen wollte. Wenn man nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Aber man kann in der That nichts deutlich hören, denn der links, offenbar ein Herr mit einer Baßstimme, hört nicht auf, die Normandie zu verlassen. — Ein unerträglicher Narr! Du hast lesen wollen, aber das geht nicht. Jetzt kichert es rechts wieder so fein und lustig. — Wenn ich nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Es könnte auch ein ganz junger Mensch sein, der auf so weibische Art lacht. — Doch — was geht's dich eigentlich an? — Nun ja — freilich — gar nichts! — Das ist schon richtig; und doch spazierst du mit großen Schritten auf und ab und schielst nach der Thüre rechts. Der Nachbar links hat endlich die Normandie glücklich hinter sich und

ist plötzlich ganz still geworden. Ist er vielleicht schon zu Bett oder — beobachtet er dich vielleicht durch irgend ein geheimes Loch in der Thüre? — Dergleichen Löcher sind auf beiden Seiten genug vorhanden, wie du vorhin entdecktest, große und kleine, mit Holz verstopft und mit Papier. Auch haben die Schlüssellöcher keine Klappen.

Behutsam näherst du dich demselben auf der linken Seite, doch wie du dein Auge davor bringst, fährst du plötzlich zurück, denn auch von drüben ist das Schlüsselloch durch ein anderes Auge bedeckt, welches gespensterhaft in deines blickt. Indignirt über diesen naseweisen Nachbar drehst du einen Zipfel des Handtuchs in das Schlüsselloch, und der da drüben macht es gerade so, untersuchst auch alle Löcher in dieser Thüre und dein Nachbar thut das Gleiche. — Jetzt bist du von der linken Seite sicher und du kannst beruhigt zur Untersuchung schreiten, wer da drüben beständig so lustig kichert. Eine passende Oeffnung ist bald gefunden, du steigst auf einen Stuhl und schaust hindurch. Was Teufel! Das Wesen in dem Zimmer nebenan befindet sich in jenem Zustande, wo es von seinen Kleidungsstücken zu viel und zu wenig abgelegt hat, um mit Bestimmtheit sagen zu können, welchem Geschlecht es angehört und ist merkwürdiger Weise so interessant beschäftigt, wie du selber. Ei, ei, diese Neugierde! —

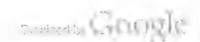
Wenn ich nur wüßte, ob es eine Dame ist!

Viertes Kapitel.

Was in einem Gasthofe um die Geisterstunde geschieht.

Bei schlaflosen Nächten, deren es leider im Menschenleben so viele gibt, und deren im Gasthof wohl mehr als zu Haus auf deinen Theil kommen, denn du hast ein fremdes Bett, hast viel gegessen und viel ge-





plaudert, dich amusirt, echauf
wo du dich unmuthig von ein
vergeblich nach dem Schlafe g
gaukelt, vergeblich zu erfassen
in dem weiten Hause allmälig
ren Stockwerke, und die Still
sinkt langsam immer tiefer hin
mer, drückt den Kellnern die A
Messer, löscht Gaslichter und
einnicken.

Alles ist stille um die
Schlaflose, wie es langsam T
schlürft über die Vorplätze und
jeder Thür stehen bleibt — v
überlege es, in welchem dieser
Erscheinung außer sich bringen
ein, es hustet hohl und dumpf
fernt sich mit denselben leisen
gekommen.

Das Gespenst aber, welche
hof herumschleicht, ist der Hau
liche Stiefel und Schuhe alle
morgen früh vor Tagesanbru
stellen. Aber der elegante H
sich mit dieser niedrigen Arbei
ten, welche dies Geschäft verse
Alles schläft, hustend daherschl
menzubringen. Ein alter Ma
mütze auf dem Kopf, aussehe
auch eine solche, da er erst in
mit dem ersten Hahnenschrei
hofs wieder verschwindet — ein

auf, betrachtet durch die trübe Brille angelegentlichst die Zimmernummer und malt dieselbe mit Kreide auf die betreffenden Sohlen.

Unten in einem stillen Gemach wird das sämmtliche Schuhwerk nun sortirt und nach verschiedenen Rangklassen eingetheilt. Plebejische, beschmutzte Stiefel sind für den Wasserkübel bestimmt und werden mit der Dreckbürste bearbeitet. Anständigere Schuhe werden gleich mit der Glanzbürste gesäubert, und das geht so aufwärts bis zu der feinen Zeugbürste und dem Lackpinsel für das zierliche, liebenswürdige Geschlecht der Brodequin's. Endlich stehen alle gereinigt auf einem großen Gestelle einträchtig bei einander; der Hausknechtssubstitut zieht sich nach beendigter Arbeit zurück, es ist die Mitternachtsstunde.

> Stille rings und tiefes Ruhen,
> Plötzlich — horch! ein leises Flüstern,
> In den Stiefeln, in den Schuhen
> Lispelt es und rauscht es lüstern.

Es kracht und rauscht auf dem Gestelle, es knarrt und scharrt, es seufzt und murmelt, und nachdem ein langer, tiefer Ton durch die Stiefelreihen gezogen, sind sie wie vom drückenden Banne erlöst und im Stande, sich ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen. Da werden Bekanntschaften gemacht und erneuert, kleine Intriguen angefangen und fortgesponnen, und man theilt die Erlebnisse des vergangenen Tags einander mit.

„Wo waren Sie heute Mittag?“ fragt ein feiner Lackstiefel einen schwerfälligen, groben Schuh, ein altes, gesetztes Wesen mit Runzeln und Falten, glänzend vor Wohlbehagen und Thran; und der Schuh antwortet mit einer rauhen, knarrenden Stimme: „Habe meine Fruchteinkäufe besorgt, auch mir ein paar neue Schimmel angeschaut, meine alten Pferde werden abgängig. — Aber wo habt Ihr Euch indessen herumgetrieben? — Was? — wieder einmal allen Mädels nachgelaufen und Euch im Theater allerhand dummes Zeug vorschwätzen lassen?“

Die Lackstiefel glänzen vergnügt bei dem Ausfall des alten Land-



[illegible], so außeror-
[illegible] leicht das Schmunzeln,
[illegible] „Haben uns superbe
[illegible] ein paar feinen schwar-
[illegible] still und be-
[illegible]

[illegible] silberner
[illegible] zu ein paar
[illegible] Silberstimme:
[illegible] meiner Annäherung
[illegible] Stiefelchen lispeln:
[illegible] selbst gesehen, daß der
[illegible] dicken Fuß in der Mitte
[illegible] unter den Tisch fallen ließ."

[illegible] zwei Paar ehrenfeste,
[illegible] Jahren, mit soliden, dicken
[illegible] spricht das eine Paar zu dem
[illegible] Offizier schon lange ge-
[illegible] für eine Aufführung? Nennt
[illegible] führt sie auf der Prome-
[illegible] kennst, ein vollkommen
[illegible]."

[illegible] „Ach [illegible], dein Mann ist
[illegible], den er bei sich hat, ist ein
[illegible], er sei dir zum Vormund
[illegible] mit ihm anbinden."

[illegible] ein paar Schuhe, zu denen
[illegible] ganz schlechte Zeiten,
[illegible] mich noch ganz gut — es mö-
[illegible] — da machte ich fast allein
[illegible] riß man die Ladenthüren
[illegible] nur herein! nur herein!" — Jetzt

aber schließt man die Ladenthüren zu und schreit mir entgegen: „Da ist er schon wieder! hinaus! hinaus!“

Die anderen Gamaschenschuhe, die nebenan standen, ein paar, arme, geflickte Wesen, seufzten recht traurig und husteten kläglich dazwischen. — „Ach,“ sagten sie zum Collegen, „Ihr erfreut Euch doch einer guten Gesundheit und könnt mit Euren starken Sohlen herzhaft durch Dick und Dünn laufen. Aber seht mich an — wenn man so draußen in der Meßbude stehen muß, das greift die Gesundheit an, ich versicher' Euch, ich bin eine elende, gebrechliche Schuhkreatur, und mit mir thut's nicht lange mehr.“ Dabei seufzte das arme Wesen traurig auf und schaute betrübt nach ein paar Gummi-Elasticumüberschuhen, die nicht weit davon standen, und die sein ganzes geknicktes Leben noch eine Zeitlang hätten conserviren können. Aber die Gummi-Elasticumüberschuhe waren vornehme diplomatische, achteten nicht auf das geringe Volk nebenan und unterhielten sich auf's Angelegentlichste mit ein paar russischen Pelzstiefeln über den Ausgang der Pariser Friedens-Conferenzen.

Das untere Brett des Gestelles nahm das Bedientenschuhwerk und sonstiges dergleichen Volk ein. Doch gab es sehr anständige und nette Leute darunter, namentlich bei dem weiblichen Personal. Es ist traurig, wie wenig Bedacht zuweilen die Natur auf Rang und Stand nimmt, denn hier unten im Departement der Kammerjungfern gab es aristokratischere Stiefelchen, als droben bei der hohen Aristokratie selbst, und man konnte es den Schuhen der deutschen Baronin, die so viel Platz einnahmen wie ein paar Dragonerstiefel, durchaus nicht verübeln, daß sie so erbost mit den Fußspitzen über das Brett hinabsahen auf die Brodequin's ihrer Kammerjungfer, die einem zwölfjährigen Kinde anzugehören schienen.

Unter den Gummi-Elasticumüberschuhen unterhielten sich zwei Paar Bedientenstiefel, und ein Paar derselben roch entsetzlich stark nach Juchten, hatten auch einen röthlichen Glanz und waren stark

das in ihnen ertönt und das leichte Gekicher. „Haben uns superbe amusirt!“ sagen sie darauf und schielen nach ein paar feinen schwarzen Stiefelchen, die bei diesem herausfordernden Blick still und beschämt vor sich niedersehen.

Etwas weiter unten auf dem Gestell klirrt ein feiner silberner Sporn so wehmüthig und leise und schmachtet aufwärts zu ein paar zierlichen hellbraunen Brodequin's und sagt mit einer Silberstimme: „Grausame Eleonore! warum zogst du dich bei meiner Annäherung heute Abend immer so scheu zurück?“ und die Stiefelchen lispeln: „Konnte ich anders, mein Hugo? Du hast ja selbst gesehen, daß der Whisttisch einen einzigen pöbelhaften und dicken Fuß in der Mitte hat, und daß mein Mann beständig etwas unter den Tisch fallen ließ.“

Neben den hellbraunen Brodequin's stehen zwei Paar ehrenfeste, solide Stiefel, ehrwürdige Gebäude bei Jahren, mit soliden, dicken Fundamenten. „Ich muß gestehen,“ spricht das eine Paar zu dem andern, „ich hätte diesem jungen Laffen von Offizier schon lange gesagt, wo er her wäre! — Was ist das für eine Aufführung? Rennt dir oder vielmehr deiner Frau überall nach, führt sie auf der Promenade am Arm, so daß du nebenher laufen kannst, ein vollkommen lächerlicher Elephant.“

Wieder klirrte das Spörnlein: „Ach Eleonore, dein Mann ist ein guter alter Mann, aber der Freund, den er bei sich hat, ist ein grober Esel. Sollte man nicht glauben, er sei dir zum Vormund gesetzt? Auf Ehre, ich werde nächstens mit ihm anbinden.“

„Schlechte Zeiten!“ brummten unten ein paar Schuhe, zu denen Gamaschen gehörten, „auf Ehre, Herr Bruder, ganz schlechte Zeiten, fürchterliche Concurrenz! Ich erinnere mich noch ganz gut — es mögen jetzt vielleicht zwanzig Jahre her sein — da machte ich fast allein in Cigarren, und wenn ich mich sehen ließ, riß man die Ladenthüren auf und schrie: „Da ist er endlich, nur herein! nur herein!“ — Jetzt

aber schließt man die Ladenthüren zu und schreit mir entgegen: „Da ist er schon wieder! hinaus! hinaus!“

Die anderen Gamaschenschuhe, die nebenan standen, ein paar, arme, geflickte Wesen, seufzten recht traurig und husteten kläglich dazwischen. — „Ach,“ sagten sie zum Collegen, „Ihr erfreut Euch doch einer guten Gesundheit und könnt mit Euren starken Sohlen herzhaft durch Dick und Dünn laufen. Aber seht mich an — wenn man so draußen in der Meßbude stehen muß, das greift die Gesundheit an, ich versicher' Euch, ich bin eine elende, gebrechliche Schuhkreatur, und mit mir thut's nicht lange mehr.“ Dabei seufzte das arme Wesen traurig auf und schaute betrübt nach ein paar Gummi-Elasticumüberschuhen, die nicht weit davon standen, und die sein ganzes geknicktes Leben noch eine Zeitlang hätten conserviren können. Aber die Gummi-Elasticumüberschuhe waren vornehme diplomatische, achteten nicht auf das geringe Volk nebenan und unterhielten sich auf's Angelegentlichste mit ein paar russischen Pelzstiefeln über den Ausgang der Pariser Friedens-Conferenzen.

Das untere Brett des Gestelles nahm das Bedientenschuhwerk und sonstiges dergleichen Volk ein. Doch gab es sehr anständige und nette Leute darunter, namentlich bei dem weiblichen Personal. Es ist traurig, wie wenig Bedacht zuweilen die Natur auf Rang und Stand nimmt, denn hier unten im Departement der Kammerjungfern gab es aristokratischere Stiefelchen, als droben bei der hohen Aristokratie selbst, und man konnte es den Schuhen der deutschen Baronin, die so viel Platz einnahmen wie ein paar Dragonerstiefel, durchaus nicht verübeln, daß sie so erbost mit den Fußspitzen über das Brett hinabsahen auf die Brodequin's ihrer Kammerjungfer, die einem zwölfjährigen Kinde anzugehören schienen.

Unter den Gummi-Elasticumüberschuhen unterhielten sich zwei Paar Bedientenstiefel, und ein Paar derselben roch entsetzlich stark nach Juchten, hatten auch einen röthlichen Glanz und waren stark

geschmiert. Sie sagten: „Wenn ich so hinten auf meinem Bocke sitze und durch das weite Land fahre, so kommt es mir immer unheimlich vor, so oft ich unter einem Telegraphendraht dahin fahre. Ich meine immer, der Blitz, der da hin und herzuckt, könnte einmal eine falsche Richtung nehmen und mir gelegentlich auf meinen Kopf fahren, deßhalb ducke ich mich auch bei einer solchen Gelegenheit soviel wie möglich."

„Jott noch!" entgegneten die andern Stiefel, „was ihr Russen in der Bildung zurück seid! Das sind ja keine Blitze, die an den Telegraphendraht dahinfliegen, sondern rein nichts als Depeschen."

„Ei," sagte der Russe, „das macht man uns nur weiß, das sind ganz andere, geheimnißvolle Geschichten! — was Depeschen!"

„Nein, ich versichere Sie, es sind einfache Depeschen! Die Diplomaten können sie ja lesen."

„Ja, wer das glaubt!" sagte der Russe.

„Nun, auf Ehre, ich kann Sie versichern, ich habe das hundertmal mit angesehen. Wenn wir über die Landstraße dahin fuhren und bei einem Telegraphendraht vorbeikamen, da juckte es meinen Herrn Baron immer im rechten Auge, und dann nahm er ein kleines Fernglas heraus, das er sehr sorgfältig zu verwahren pflegte, und beschaute damit den Draht, und darauf sah er immer sehr geheimnißvoll und wichtig aus und wußte Alles, was in der Welt vorging, ganz genau."

„Schrecklich!" meinten die Juchtenstiefel. „Und haben Sie nicht ein einziges Mal selbst durch dies merkwürdige Glas gesehen?"

„O ja!" entgegneten die Andern, „zweimal in meinem Leben; das war vor den Pariser Conferenzen, da fuhr ich mit dem Wagen allein voraus, und als ich auf einer weiten Ebene den Telegraphendraht sah, richtete ich das Glas dahin und sah Couriere und Depeschen in fürchterlicher Eile dahinfliegen."

„Und das andere Mal?" fragte der Russe.

„Das war," entgegnete der Andere, „nach den Pariser Conferenzen, da kamen sie nicht ganz so eilig von dorther zurück."

So rauschte und knarrte es auf dem Schuh- und Stiefelgestelle

selben Gedanken und Träume.

Der Landedelmann lachte, daß er das Korn um ein paar Kreuzer wohlfeiler erhandelt, der junge Stutzer zählte die Herzen, die er heute erobert, der alte Ehemann träumte von einer Whistpartie, er ließ alle Augenblick die Karten unter den Tisch fallen, und so oft er mit dem Kopfe wieder auftauchte, bemerkte er, wie der junge Offizier die Hand auf sein Herz legte und freundlich lispelte: „Coeur ist à tout!“ Diese schrecklichen Träume ließen ihn in der Nacht oftmals erwachen, und dann machte er Licht und sah nach seiner Frau, die unruhig zu schlafen schien. — Der Cigarrenhändler aber kämpfte mit einem gewaltigen Alp, der sein reisendes Herz hart ängstigte. Er machte in Cigarren, und so oft er aus einem Laden vornen hinausgeworfen wurde, trieb ihn eine gespensterhafte Gewalt an, hinten wieder hinein zu treten. — Der arme Handelsmann aus der Meßbude hustete die ganze Nacht an Einem fort und trank zuweilen Kamillenthee. Er hatte nasse Füße bekommen, sich eine starke Erkältung geholt, und wenn er zuweilen in einen leichten Schlummer verfiel, so träumte er von ein paar neuen, schönen Gummigaloschen. Die beiden Diplomaten dagegen, der deutsche sowie der russische, hatten keine eigenen Träume, sondern beschäftigten sich merkwürdiger Weise mit dem, was ihre Kammerdiener vorhin besprachen. Der Deutsche bildete sich wirklich ein, ein solches Wunderglas zu besitzen und Alles zu wissen, was in der Welt sichtbar und unsichtbar vorgeht, und erzählte das seinem schlauen Collegen. Dieser hörte ihm pfiffig lächelnd zu, und der gute Deutsche in der Freude seines Herzens, Jemand hinters Licht geführt zu haben, bemerkte nicht, wie ihm der Andere allerlei seltsame Marionetten vor sein trübes Glas hielt, und berichtete darauf froh und heiter als über etwas wirklich Geschehenes und Gesehenes nach Hause.

Fünftes Kapitel.

Von dem Innern einer Portier-Loge und was da Merkwürdiges vorkommen kann.

Es ist ein Winkel in jedem soliden Gasthof, nicht besonders schön gelegen, ebensowenig elegant möblirt, der aber nichts destoweniger unsere Beachtung ebenso gut verdient, wie ein Appartement in dem ersten Stock, ja noch viel mehr, weil letzteres oft Monate lang öde und leer daliegt, der gedachte Winkel aber stets bewohnt und belebt ist. Meistens befindet er sich neben dem großen Thor des Gasthofes, von welchem zu ihm eine Glasthür führt. Er ist eigentlich ein Zimmer, doch wird eine Wand gewöhnlich durch ein unverhältnißmäßig großes Fenster gebildet, welches die niedrige Decke kurzweg durchschneidet, sowie die andere Seite durch den Treppenwinkel. Das Ameublement dieses Zimmers ist nicht besonders reich. Es besteht aus einem kleinen Schreibpulte, auf welchem vorräthiges Papier liegt, damit die aus- und eingehenden Fremden sich die nöthigen Notizen machen können, und vor welchem der einzige Stuhl dieses Gemaches steht. An den Wänden, wenn so viel Platz da ist, hängen alte vergilbte Wandkarten, Eilwagen-Course, Eisenbahn-Tarife und Dampfboot-Tabellen. Auf dem Fenstergesims bemerkt man zuweilen, das heißt, hie und da in großen Gasthöfen, eine Reihe von Reisehandbüchern nach allen Ländern, in welchen man zum Gebrauche nachschlagen kann. Doch wenn man eines dieser Werke in die Hände nehmen will, findet man zu seiner großen Ueberraschung, daß der untere Deckel des Buchs auf dem Fensterbrette festgenagelt ist und sich dasselbe wohl öffnen, aber nicht mitnehmen läßt.

Das nothwendigste und bedeutendste Geräth im Zimmer aber ist das Bett des Portiers, welches sich mit der kühnen Hoffnung schmeichelt, man sehe es am Tage für eine riesenhafte Kommode oder für einen harmlosen Kasten an, denn so sieht es aus, wenn es gemacht ist.

Aber es ist merkwürdig, ein solches Bettgestell, mag man ihm eine Form geben, welche man will; es kann seinen Inhalt nicht verleugnen, mag es nun als Kasten, als Kommode, als Schrank, als Sopha maskirt sein, es kichert dir freundlich zu und sagt: „Siehst du nicht, daß ich eigentlich ein Bett bin?“ — Auch der Portier in seiner Loge thut das Uebermögliche, seinen Bettkasten während des Tags in einen Sopha umzuwandeln: er breitet eine Decke darüber, legt die Kissen hinauf, setzt sich mit guten Freunden auf diese Kissen, plaudernd und zeitungslesend. — Umsonst! das Bett läßt sich nicht wegleugnen, es ist da und bleibt da in seiner ganzen breiten Gestalt, und zum Ueberfluß schaut nicht selten ein Zipfel des Leintuchs oder eine Ecke des Ueberbetts vorwitzig ins Zimmer hinein.

Neben der Glasthüre befindet sich ein großes, schwarzes Brett mit Nummern bis zu 124, — wenn nämlich so viel Zimmer im Gasthofe sind — bestimmt, die verschiedenen Schlüssel dieser verschiedenen Zimmer aufzunehmen. Dies Schlüsselbrett in seinen mannigfachen Veränderungen zu studiren, ist nicht nur für den Portier außerordentlich wichtig, ja nothwendig, sondern auch für einen Unbefangenen sehr lehrreich. Der Portier wirft einen Blick auf die Tafel, und er sieht, wenn neue Gäste kommen, welche Zimmer noch frei sind.

Es ist ein einfaches Thema, aber verwendbar zu den mannigfachsten Variationen. Im Winter ist das Schlüsselbrett gewöhnlich öde und leer, da sind nur einige wenige Nummern besetzt: alte Pensionäre, Stammgäste, Handlungsreisende der verschiedensten Branchen, fast Alles Bewohner des dritten, ja vierten Stockes; aber wenn draußen der Schnee geschmolzen ist, wenn die Schneeglöckchen verblüht, die Veilchen etwas Alltägliches geworden — wir meinen die wirklichen, nicht die Gelbveilchen in zarten Minneliedern, diese sind sogar im Dezember nicht mehr zu ertragen — wenn also draußen in der Natur Alles grünt und blüht, wenn der Storch klappernd wiederkehrt, so fängt es auf dem Schlüsselbrette ebenfalls an zu klappern. Die leeren Nägel füllen sich an und mit denselben die öden Gänge und Treppen des Gasthofs.

Der Portier, der den Winter über wie ein Murmelthier in seiner Höhle gesessen, dehnt sich und wird geschmeidig, und lebendige Kellner, die im Herbste urplötzlich verschwanden, erscheinen wieder in weißer Halsbinde und ewig lächelnden Gesichtern; arme Lohnbediente, die während des Winters unter Frost und Mangel verkümmerten, sproßen aus dem Boden, wie die Pilze, mit frohen Physiognomien, hoffnungsreichen Herzen und weiß gewaschenen Baumwollhandschuhen.

Und für all' dies Getreibe ist das Schlüsselbrett in der Portierloge das Zifferblatt einer richtig gehenden Uhr; je lebhafter der Verkehr in dem Hause ist, um so toller bewegen sich die Schlüssel, und nicht blos zeigt dieses Zifferblatt dem aufmerksamen Beschauer, ob alle Zimmer besetzt sind, und nicht blos liest er an Briefen und Karten, die dort hingesteckt werden, Namen und Charakter dieser Zimmerbewohner, o nicht blos das, sondern er ist bei einiger Beobachtungsgabe im Stande, von diesem Schlüsselbrett allerlei andere interessante Bemerkungen abzulesen.

Da sind zwei entfernte Zimmer, Nummer 24 und 64, und die Bewohner dieser beiden Zimmer, ein Herr und eine Dame, sah man an zwei verschiedenen Tagen von zwei verschiedenen Seiten ankommen. Auch scheinen sie sich durchaus nicht zu kennen, denn man sieht sie weder bei der table d'hôte, noch bei sonstigen Veranlassungen auch nur das kleinste Wort zusammen wechseln, und doch bemerkt der alte Portier, daß zwischen den beiden Schlüsseln eine eigenthümliche Sympathie herrscht. Kaum hängt Numero 24 an seinem Platz, — ein Zeichen, daß seine Besitzerin ausgegangen — so erscheint Numero 64 ebenfalls; verschwindet Numero 64 vom Schlüsselbrett, weil sein Eigenthümer zurückgekehrt, so wird fast in derselben Minute auch Numero 24 unsichtbar. Das dauert eine Zeit lang so fort, bis eines Abends Numero 64 verschwand, Numero 24 aber hängen blieb, obgleich der Zimmerkellner versicherte, er habe die Dame von Numero 24 nach Hause kommen sehen. Dieser Schlüssel machte dem Portier viel zu schaffen, denn er konnte lange nicht begreifen, weßhalb Numero 24 in

dieser isolirten Stellung verharre, bis ihm endlich beim Auslöschen sämmtlicher Gaslichter im Hause, und nachdem er bemerkt, daß alle Lichter bis auf Numero 64 erloschen seien, ein außerordentliches Licht aufstieg, und er dadurch ins Klare kam, daß diese isolirte Stellung eigentlich keine isolirte Stellung war.

Ueberhaupt gibt das Schlüsselbrett zu Nacht Stoff zu den schönsten Betrachtungen, da die Heerde der ruhigen Reisenden und Staatsbürger heimgekehrt in die gasthöfliche Hürde, und doch sind die Schlüsselreihen noch verdächtig gelichtet. Eilf bis zwölf Uhr — es fehlen noch auf allen Stockwerken verlorene Schafe. — Ein bis zwei Uhr — fast alle Nägel sind leer, nur hie da befindet sich noch ein Schlüssel melancholisch allein hängend und gibt Zeugniß von dem unsoliden Lebenswandel seines zeitweiligen Besitzers. — Drei bis vier Uhr — es sind immer noch Schlüssel da — fünf bis sechs — der Portier hat eine unruhige Nacht gehabt, denn die übrig gebliebenen Schlüssel haben sich trauervolle Geschichten erzählt. Endlich kommt der Tag; die soliden Leute verlassen Bett und Zimmer, das Schlüsselbrett füllt sich auffallend schnell, und der Portier bemerkt, daß jetzt erst jene andern Schlüssel langsam verschwinden, zwischen ihren soliden Kameraden eine traurige moralische Lücke lassend.

Es hat mir von jeher außerordentliches Vergnügen gemacht, mich Abends, wenn ich in meinen Gasthof zurückkehrte und noch keine Neigung zum Schlafen verspürte, mit meinem Portier in ein Gespräch einzulassen, wo er mir die oben mitgetheilten Bemerkungen anvertraute. Da saßen wir bei einem Glase Punsch auf dem Bettkasten einträchtig neben einander, er hatte sein Glas auf die rechte Ecke gestellt, ich das meine auf die linke, und dabei rauchten wir gute Cigarren. Doch gelang es mir selten, ihn zu Mittheilungen aus dem Gasthofsleben zu bewegen: er verstand seine Stellung vollkommen und war im höchsten Grade discret. Wenn ich in ihn drang, mir die Geschichte dieses oder jenes räthselhaften Passagiers, der viel mit ihm verkehrt, anzuvertrauen, so schüttelte er seinen Kopf und meinte, das gienge nicht gut an. War

er aber in solchen Stunden bei guter Laune, so gab er mir etwas Anderes zum Besten. Er hatte seinen großen Stock mit dem silbernen Knopf zwischen die Beine gestellt und sah mich bei seinen Erzählungen immer pfiffig lächelnd von der Seite an, als wolle er sagen: „Glaubst du mir auch? nimmst du auch Antheil an dem, was ich dir sage?“ Oftmals waren diese Seitenblicke sehr verzeihlich, denn seine Erzählungen, wie zum Beispiel die des folgenden Kapitels streiften sehr an's Unglaubliche, und doch versicherte er hoch und theuer, sie sei vollkommen wahr, nicht das Geringste daran erfunden.

Sechstes Kapitel.

Allein auf der Welt. Erzählung des alten Portiers.

„Da war in unserer Familie ein sonderbarer Kauz, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ein weitläufiger Vetter von mir — von dem alten Portier nämlich. Dieser Mann war Assistent auf dem Haupt-Zoll-Amt und das Haupt-Zoll-Amt befand sich in den Festungswerken in großen kassemattirten Räumen, worin ein kleiner, sehr kasemattirter Raum das Bureau dieses Mannes war.

Dieser Zoll-Assistent und Vetter des Portiers hieß Herr Schnipfel, und die Natur hatte unter diesem Namen etwas sehr Bezeichnendes geschaffen, denn der Zoll-Assistent sah in der That aus, nicht wie ein, Glied des Menschengeschlechts, sondern wie ein Schnipfel desselben; seine Figur war lang und dürftig, sein Gesicht blaß und mit kaum erkennbaren Zügen, ungefähr so, als sei er einmal von Schnee gewesen und das Beste an ihm weggeschmolzen. Ebenso schattenhaft wie sein Aeußeres war sein Gang, sein Wesen, seine Sprache. Auf der Straße huschte er nur so dahin, ohne den Blick vom Boden zu erheben, ohne

einen Menschen anzusehen — von Begrüßen irgend Jemandens war natürlich keine Rede. Auch vermied er auf seinen Gängen nach dem Bureau und von da nach Hause, — andere hatte er nicht — das Sonnen- und Mondenlicht, und wenn er einmal über eine Straße mußte, die hell beschienen war, so fuhr er so gespensterhaft darüber her, daß man darauf hätte schwören mögen, es bewege sich da nichts Körperhaftes, sondern nur ein Schatten, der irgendwo verloren gegangen sei.

Das Innere des Herrn Schnipfel war analog seinem Aeußeren, ebenso trostlos und unheimlich bestellt; so menschenscheu er überhaupt war, so bösartig ließ er sich an, wenn er mit Menschen in irgend eine Berührung kam, und das geschah auf seinem Bureau in der Kasematte sehr häufig. Er hatte das Berechnen der Steuersätze eingeführter fremder Waaren und so saß er den ganzen Tag in seinem kleinen feuchten Gewölbe, wie eine Spinne in ihrem Netz, auf unglückliche Fliegen lauernd. Diese Fliegen waren harmlose Laden-Jünglinge, welche er auf alle Weise plagte und quälte, auch wohl bedeutend über das Ohr hieb, zum Nachtheil ihrer Prinzipale, aber nur zum Vortheil der Steuerkasse, denn der Herr Schnipfel war ein ehrlicher Mann.

Die Kasematte hatte zwei Oeffnungen, eine Thür, zu welcher er herein kam, und ein kleines Fenster, zu welchem er hinausschaute. Die Thür schloß er sorgfältig hinter sich ab und wälzte obendrein zur Vorsicht jedesmal einen großen Aktenstoß davor. Dann setzte er seine Brille auf, zog den Kanzleirock an und streifte die Schreibärmel darüber, die von anklebender Tinte entsetzlich gesteift waren. So gerüstet öffnete er den Laden des kleinen Fensters — seinen Anzug hatte er natürlicher Weise im Dunkeln besorgt — schloß aber das Fenster selbst augenblicklich wieder, sobald er davor eine ziemliche Anzahl Wartender erblickte. Nachdem er sich eine Zeitlang die Hände gerieben, mehrere Federn gespitzt, die Tinte umgerührt, Papier für ein ganzes Jahr zurecht gelegt, öffnete er langsam das Fenster wieder und ließ sich einen

Zettel hereinreichen. Wehe aber dem Besitzer des Zettels, wenn das Geringste an der Ausfertigung desselben fehlte, wenn die Signatur nicht bis auf Punkt und Komma übereinstimmte, wenn zum Beispiel auf dem Frachtbrief eine lange magere Flasche, auf der Waarenkiste dagegen, die der Vorzeiger zu empfangen hatte, eine dickbauchige gemalt war! Da kam der Zettel wieder aus dem Fenster heraus — „unrichtig!" und da konnte der arme Handlungslehrling sich stundenlang den Kopf zerbrechen, wo denn eigentlich der Fehler stecke.

Wenn sich Neulinge in Geschäften des Hauptzoll-Amts wohl die schüchterne Frage erlaubten, welcher Steuersatz wohl auf ein neu einzuführendes Fabrikat anzuwenden sei, so überflog ein düsteres Lächeln die schattenhaften Züge des Herrn Schnipfel — das war ein glücklicher Moment in seinem Geschäftsleben. Eifrig blätterte er in seinem großen Buche, und wenn auch nur eine Möglichkeit vorhanden war, daß zum Beispiel das Fabrikat einen Schimmer von Seide besaß, so rieth der Zoll-Assistent, und alsdann sogar freundlich, es als Seidewaare zu verzollen, wobei eine ungeheure Summe herauskam, und der junge Handlungsbeflissene zu Haus die nachdrücklichste und unvergeßlichste Nase erhielt. Wehe dann aber diesem Unglücklichen, wenn er kurze Zeit nachher schweißtriefend, erhitzt und athemlos wieder vor der Kassematte erschien, und um Aenderung des Steuerzettels nachsuchte! Bei solchen Gelegenheiten mußte meistentheils eine obere Zollbehörde einschreiten, und es gelang fast nur mit Gewalt und der Anwendung der vollen Amts-Autorität, den einmal ergriffenen Fang seinen Zähnen, respective seinen Büchern zu entreißen. Auch schloß er bei solchen Fällen gewöhnlich seine Fensterläden mehrere Stunden lang und blieb dann in finsteren Betrachtungen allein dasitzen.

Ein solch' unbehagliches und unheimliches Leben führte der Zoll-Assistent Schnipfel als solcher. Als gewöhnlicher Mensch machte er es ebenso, ja seine Beschäftigungen zu Haus waren jedenfalls noch einförmiger und nicht im Geringsten menschenfreundlicher. In einer kleinen Straße des abgelegensten Stadtviertels bewohnte er im dritten

Stock hinten hinaus zwei ärmliche Zimmer. Man muß aber hieraus nicht den Schluß ziehen, als ob seine Vermögensumstände gar so schlecht beschaffen gewesen wären — im Gegentheil! Herr Schnipfel hatte sich in früheren Zeiten einiges Vermögen erübrigt, und obendrein erzählte man sich noch, er habe einstmals in der Lotterie einen bedeutenden Treffer gezogen. Dem sei nun wie ihm wolle; in seiner Wohnung sah es nicht darnach aus, als sei der Besitzer derselben ein Mann, welcher über Kapitalien gebieten könne.

Von seinen beiden Zimmern hielt er immer eins verschlossen; Morgens, wenn man im äußern Gemach den Kaffee hinstellte, blieb er in seinem Schlafzimmer, wurde dies in Ordnung gebracht, so betrat er sein Wohnzimmer, welches sich von dem anderen nur dadurch unterschied, daß sich in jenem ein Bett befand. Beim Mittagessen machte er es gerade so. In ein Kosthaus zu gehen, war ihm unmöglich, ich glaube, er wäre lieber verhungert, und aus dieser Menschenscheu kam es denn, daß die Frau, welche ihn seit zehn Jahren bediente, mit Wahrheit behaupten konnte, sie habe ihn während all' der Zeit nur ein einziges Mal gesehen und das war an dem ersten Tage, wo er mit ihr die nothwendigen Verabredungen traf. Sein Abendessen, das einfachste von der Welt, denn es bestand Jahr aus Jahr ein aus einem Weißbrod und einer Wurst, verschaffte er sich selbst, indem er bei einem Bäckerladen vorbei ging, durch das Fenster nach seinem Brod langte, das Geld dafür hinwarf und alsdann so schnell davoneilte, als habe er gestohlen. Ebenso machte er es auch bei dem Metzger, und man war das seit einer Reihe von Jahren schon so gewöhnt, daß man ihm seinen täglichen Bedarf jedesmal zurecht legte, und das Geld dafür, ohne nach ihm zu schauen einstrich.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß der Herr Schnipfel nie Jemand auf der ganzen weiten Welt einen Dienst erwies. Arme Leute, die ihn um etwas ansprachen, pflegte er dagegen ruhig anzuhören; ja er ließ sich mit ihnen nicht selten in ein längeres Gespräch ein, worin die Bittenden in der Hoffnung auf eine größere Gabe ihm

ihre ganzen Leidensgeschichten auf's Umständlichste mittheilten. Doch wenn der Bettler glaubte, jetzt werde der gutmüthige Herr seine Börse ziehen, so drückte der Zoll-Assistent seinen Hut fester in den Kopf, und ging nicht selten lachend, ja sogar pfeifend davon.

Seinen Collegen machte er den beständigen Aufpasser und verrieth es pünktlich seinen Vorgesetzten, wenn irgend Einer einmal einen Nachmittag fehlte, oder sich sonst etwas zu Schulden kommen ließ. Dies war aber eigentlich eine Art Wiedervergeltung, die er diesen seinen Collegen angedeihen ließ, denn da sie seine Menschenscheu kannten, sowie seine Unlust, auch nur das Geringste zu sprechen, so machte es ihnen ein besonderes Vergnügen, ihn anzureden, ihm eine Menge Leute auf den Hals zu schicken, ihm in den Weg zu treten, kurz ihn auf das Empfindlichste zu kränken. Daher kam es denn auch, daß er jeden Abend mit größerem Haß seine Kasematte zuschloß und mit Verwünschungen auf den Lippen wie ein scheues Wild nach Hause lief, um sich dort einzuriegeln, um endlich einsam und glücklich zu sein.

Da ging er in seinem Stübchen auf und ab und horchte auf das verschiedenartige Geräusch auf der Straße, ärgerte sich, wenn in der Nachbarschaft eine helle Stimme ein fröhliches Lied sang, lief heftiger auf und ab, wenn die Wagen auf der Straße rasselten und ballte ingrimmig die Faust, wenn Frühjahrs und Sommers das Jubeln und Jauchzen der Kinder zu ihm hinaufdrang. Wurde es aber später und erstarb das Leben in der Nachbarschaft, wurde es stiller und immer stiller im Hause und auf der Straße, dann athmete der Herr Schnipfel freier und beruhigter, dann lauschte er wohl auf den Gang hinaus, ob sich auf den Treppen und Gängen nichts mehr rege und kehrte darauf in sein Zimmer zurück. Hier beendigte er alsdann sein Abendessen und ging dann nicht selten mit schleichendem Schritt nach seinem alten Koffer in der Ecke des Zimmers, eine kleine Kassette zu holen, die er vor sich auf den Tisch stellte.

Diese Kassette öffnete er mit einem kleinen Schlüssel, schaute aber

dabei ängstlich in dem halbdunkeln Zimmer umher, ob ihm nicht zufällig Jemand über die Achsel schaue, und nahm dann alle Papiere heraus, die er vor sich auf dem Tische ausbreitete. Werthvolle Papiere waren es, die aus dem Kästchen hervorkamen: Staats-Obligationen, Sparkassen-Quittungen, Staats-Papiere, kurz, ein kleines Vermögen, das er hier vor Jedermanns Blicken sorgfältig verschlossen hielt. Zuletzt aber nahm er ein kleines, vergilbtes Packetchen heraus, öffnete es behutsam und entwickelte aus demselben ein Bildniß, das er recht in den Schein der flackernden Talgkerze stellte.

Es war das Portrait eines sehr jungen Mädchens, vielleicht von fünfzehn, sechszehn Jahren, ein liebes, rundes, frisches, lebensheiteres Gesichtchen; dicke schwarze Flechten faßten den Kopf ein, helle, lustige Augen blickten ihn an, und unter der etwas emporgezogenen Oberlippe lachten ihm schneeweiße Zähne entgegen.

Um dies Bild herum gruppirte er sämmtliche Papiere, und begann alsdann leise seinen Schatz zu überzählen. „Fünfhundert Thaler,“ sagte er, „tausend, zweitausend, drei-, vier-, sechs-, achttausend Thaler — und das wäre Alles dein gewesen — Alles dein und noch viel mehr dazu, denn ich wär' heute nicht mehr Zoll-Assistent, hätte mich emporgeschwungen und wäre vielleicht Inspektor geworden, ja am Ende Steuerrath — verdammt! — und was hätten wir für ein angenehmes Leben geführt! ha! ha! ha!“ — dabei lachte er laut hinaus — „und jetzt ist das Alles ganz anders geworden, habe es dir auch immer prophezeit — nun, wie der Teufel will, mir kann's schon recht sein; aber nicht wahr,“ fuhr er fort und ballte seine Hand gegen das Portrait, „jetzt könntest du dieses Geld nothwendig brauchen, o wie sehr nothwendig, Madame! Die Hälfte, der zehnte Theil, ja der hundertste Theil wäre im Stande, dich überglücklich zu machen, damit du deinen Kindern etwas Gutes kaufen, damit sie sich einmal satt essen könnten. — Aber hier soll Alles vermodern und Niemand soll es haben, und wenn ich einmal denke, daß es mit mir zu Ende geht so werde ich es in den Fluß werfen, da wo er am tiefsten ist.“

Diese herrliche Abendunterhaltung, und genau fast immer auf die gleiche Art, machte sich der Zoll-Assistent wöchentlich ein paarmal, und nachdem dies geschehen, legte er die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und versank in stundenlanges Dahinbrüten."

Da zog Jemand die Glocke an dem großen Thor des Gasthofs und der alte Portier wurde für einige Augenblicke in seiner Erzählung unterbrochen.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen: Allein auf der Welt.

„Der Zoll-Assistent, Herr Schnipfel, hatte einst nicht so ganz allein in der Welt gestanden: er hatte nämlich einen Vater gehabt und zwei Mütter, d. h. eine rechte Mutter und eine Stiefmutter. Der Ersteren, vor langen, langen Jahren verstorben, war die Stiefmutter gefolgt, nach einem längeren Wittwenstand des seligen Herrn Schnipfel. Warum dieser Ehrenmann sich eigentlich so spät wieder verheirathete, bin ich nicht im Stand anzugeben," sagte der Portier, „ich weiß wirklich keinen Grund hiefür, denn sein Sohn, der Held meiner Geschichte, war damals schon sechszehn Jahre alt; auch brachte die Stiefmutter ein kleines Töchterchen von vier Jahren mit in die Ehe; mir scheint aber, die Vorsehung hatte diese Heirath eben dieses Mädchens wegen eingerichtet, denn einige Jahre nachher starb der alte Herr Schnipfel, ihm folgte kurz darauf seine zweite Frau und so blieb das Töchterchen der Obhut des jungen Herrn Schnipfel anvertraut, der sich ihrer auch auf's Väterlichste und Brüderlichste annahm. Das Bildniß aber, was der Zoll-Assistent in seinen Mußestunden vor sich auf dem Tische aufstellte, war das Portrait eben dieser Stiefschwester, nachdem sie zu einem hübschen sechszehnjährigen Mädchen herangewachsen war.

Der Zoll-Assistent hatte, wie schon gesagt, etwas weniges Vermögen von seinem Vater, war bald bei der Steuerpartie angestellt worden, und war solchergestalt im Stande, für die Erziehung jenes Mädchens, das ihm mit jedem Tage lieber wurde, auf's Beste zu sorgen. Die kleine Rosine wurde ein allerliebstes Mädchen und wuchs heiter und fröhlich auf. Herr Schnipfel, ihr Stiefbruder, ließ sie in Allem unterrichten, was ihm nützlich erschien, und lehrte sie sogar in den Freistunden selbst Einiges, was ihm selbst sehr wichtig war, aber für ein junges Mädchen nie von großem Nutzen sein konnte. Er brachte ihr z. B. einige Anfangsgründe im Lateinischen bei und bemühte sich, ihr einen Begriff zu geben von der verwickelten und höchst complicirten Zoll-Einrichtung des Staates.

In diesen Privatlehrstunden dagegen lernte Herr Schnipfel etwas kennen, was ihm noch von viel wenigerem Nutzen war, als ihr das Latein und das Zollwesen — die Liebe nämlich, und als er darauf an einem schönen Morgen bemerkte, er fühle für seine Schwester Rosine mehr als brüderliche Zuneigung, so machte er einen verzweiflungsvollen Spaziergang und hielt sich für ein entsetzliches Ungeheuer. Auch bekämpfte er kräftigst und mit bestem Erfolg diese Liebe, was ihm um so leichter war, da Rosine nicht im Geringsten etwas davon zu verstehen schien. Aber er bewachte jetzt das Mädchen wie seinen Augapfel, er hütete ihre Blicke, ja wo möglich ihre Gedanken, wie der Greif die verzauberten Schätze. Er träumte von einem immerwährenden Zusammenleben, von einem freundlichen Wandel durch das Diesseits und von einem endlich geläuterten Wiedersehen in dem Jenseits. Wenn dagegen entfernte Verwandte von der Zukunft seiner Stiefschwester sprachen, von einer guten Heirath, die man für sie suchen müsse, so pflichtete er dieser Ansicht seufzend bei und war edelmüthig genug, sein ganzes Ererbtes und Erspartes für einen solchen Fall zu einer Mitgift Rosinens zu bestimmen.

Da kam das Schicksal in Gestalt eines jungen Handlungsbeflissenen, welcher Rosinen zuerst auf der Straße, dann bei einer Ver-

wandten, dann oft zufällig in der Kirche, später nicht mehr zufällig in der Kirche, kurz an vielen Orten sah, ohne daß der gute Schnipfel die geringste Ahnung davon hatte. Als er einige Zeit darauf durch einen guten Freund von dieser Angelegenheit unterrichtet wurde, gerieth er zum ersten Mal in seinem Leben in einen unbändigen Zorn, verbot dieses Verhältniß auf das Bestimmteste und schloß seine Schwester in ihrem Zimmer ein, um dasselbe mit einem Male abzubrechen. Doch war dies nicht so leicht wieder zu lösen und die beiden Liebenden blieben durch obwaltende Umstände fest an einander gekettet.

Der Zoll-Assistent wurde von einer alten Tante hievon unterrichtet mit dem Bemerken, daß man Alles anwenden müsse, um eine Heirath zwischen den beiden jungen Leuten zu Stande zu bringen. Die alte Tante meinte, das Geld des Herrn Schnipfel sei das beste Mittel zu diesem Zweck, dieser aber mit gebrochenem Herzen dachte anders, verschaffte sich irgendwo eine alte rostige Pistole, lud sie mit überflüssigem Pulver und Blei, und machte so bewaffnet dem jungen Kaufmann einen freundschaftlichen Besuch. Er schwur dabei den gräßlichsten Eid, ihn — sei es heute oder morgen — todtzuschießen, im Fall er nicht gesonnen sei, seine Stiefschwester augenblicklich zu heirathen, und der unglückliche Liebhaber fand sich durch diese Gründe und auch, weil er das Mädchen wirklich liebte, bewogen, in die Verbindung zu willigen. Die Hochzeit ging vor sich, von der alten Tante besorgt, der Zoll-Assistent aber weder mit auf's Rathhaus, noch in die Kirche, noch sagte er seiner heißgeliebten Stiefschwester ein Wort zum Abschied; unter Thränen verließ sie seine Wohnung und er blieb allein zurück, ganz allein.

Lange spielte er an dem Abend mit der alten rostigen Pistole, doch legte er sie nach langem Kampfe still bei Seite, packte seine Staatspapiere und das Portrait Rosinens in jenes Kästchen, und begann von jenem Augenblick das Menschengeschlecht im Allgemeinen auf's Nachdrücklichste zu hassen.

„So vergingen einige Jahre. Umsonst gab sich die alte Tante,

bevor sie starb, alle Mühe, eine Aussöhnung zwischen den Beiden zu Stande zu bringen, umsonst versuchte Rosine dasselbe: Herr Schnipfel war unbeugsam und behauptete, er habe auf der ganzen weiten Welt keinen Bekannten und Verwandten als sich selbst.

Dem jungen Paar ging es unterdessen nicht nach Wunsch, ihre Ehe wurde freilich mit zwei Kindern beglückt, aber sonst mit wenig Erfreulichem. Das Einkommen des Mannes war zu gering, um seine Familie anständig zu ernähren, er fiel zuerst in Schulden, dann in eine schwere Krankheit, und als er in Folge derselben starb, besaß die Frau mit ihren beiden Kindern nur das, was sie auf dem Leibe trug.

Das war eine freudige Nachricht für das verhärtete Gemüth des Zoll-Assistenten, an diesem Tage hörte man ihn seit längerer Zeit zum Erstenmal wieder ein lustiges Lied pfeifen. Rosine aber nahm sich zusammen, arbeitete Tag und Nacht, und erhielt sich und ihre Kinder durch hartes Schaffen, wenn auch armselig doch ehrlich. Häufig machte sie Versuche zu einer Aussöhnung mit Herrn Schnipfel, aber nicht in der Absicht, um etwas von ihm zu verlangen, sondern nur, um ihn seinem trostlosen und menschenscheuen Wesen zu entreißen. Er war ordentlich zum Stadtgespräch geworden. Doch dauerte auch das nicht lange, man vergaß ihn endlich, wie man Alles vergißt, und das war ihm sehr lieb. Sein früheres freundliches Bureau auf dem Hauptzollamte hatte er verlassen, und um Versetzung nach seiner halbdunklen Kasematte gebeten, einem höchst unangenehmen Aufenthalt, den die Angestellten als eine Art Fegefeuer betrachteten, durch das sie hindurch mußten, um zu etwas Besserem zu gelangen.

Da kam einmal wieder im Laufe des Jahrs jener Abend heran, dem tausend Herzen mit Freuden entgegensehen, jener Abend voll Lust und Vergnügen, voll Tannengeruch und Lichterglanz — der Weihnachtsabend, einer der traurigsten für Herrn Schnipfel, denn wenn er an diesem Abend durch die Straßen nach Hause schlich, so sah er überall die Fenster beleuchtet, hörte jubilirende Kinderstimmen und wußte, daß

sich jetzt auch der Aermste auf's Herzlichste freute. An solchen Abenden arbeitete er länger, als gewöhnlich in seiner Kassematte und suchte die finstersten und entlegensten Gassen auf, um zu seinem Hause zu gelangen. Aber auch hier bei den Wohnungen der Armuth schimmerte ihm durch niedrige Fenster, durch zerbrochene Laden das heilige Christfest entgegen. — Ach, wie war auch er früher an solchen Abenden glücklich gewesen, wie hatte er ihre Wünsche belauscht, die kleinsten Anspielungen erfaßt, um eine Gabe zu finden, die ihr Freude mache!

Jetzt kam er an sein entlegenes Haus, auch da vernahm er aus allen Stockwerken Töne des Jubels, der Freude.

Er eilte die Treppen hinauf und als er seine Thür erreichte, sah er auf einem Stuhle vor derselben ein kleines Laternchen stehen und beim Scheine desselben drei Tannenbäume auf dem Boden, ein größerer, zwei kleinere. An allen dreien waren Lichtchen aufgesteckt und vergoldete Nüsse angehängt, aber die Lichtchen waren herabgebrannt und man sah nichts mehr, als die Tropfen des Wachses, die wie schwere Thränen an den Zweigen hiengen — wirkliche Thränen waren auf die Zweige geflossen und vielleicht da erstarrt. — Es sah in der That aus, als weinten die Bäumchen selbst zu ihm empor, und streckten ihre Zweige wie ebensoviele Aermchen flehend in die Höhe, als wollten sie sagen: „Nimm uns freundlich auf!"

Herr Schnipfel aber beachtete diese rührende Bitte nicht, er öffnete seine Thür und da ihm die drei Tannenbäume im Wege standen, so stieß er sie mit dem Fuße rechts und links von sich ab, daß die Nüsse auf dem Boden klapperten und die Zweige wehmüthig rauschten. — Gott sei Dank, jetzt war er zwischen seinen vier Wänden, und da sah man nichts von Weihnachtsfreude: hier war es still und betrübt wie immer, und diese Stille that dem Zoll-Assistenten so wohl.

Er hatte zum Erstenmal wieder am heutigen Tage eine behagliche Stunde; er zündete sein Feuer an, verzehrte sein mitgebrachtes Abendessen und versank in tiefes Nachsinnen. Stunde um Stunde verrann, der Lärm auf den Straßen und in den Häusern hörte auf, die Lichter

wurden ausgelöscht und endlich kam die Mitternachtsstunde, und als die klingenden Glockenzungen sie laut und tönend ansagten, traf jeder Schlag sein Herz, wie ein Keulenstreich, denn nun begann von dem Hauptthurme der Stadt, dicht bei seiner Wohnung, jene sanfte erhebende Musik, die er schon vor langen, langen Jahren, in schönen frohen Zeiten so oft gehört, jener Psalm, der jubilirend die Geburt des heiligen Christ verkündet. Wenn er als Kind jene feierlichen Klänge in der stillen Nacht gehört, so hatte er andächtig seine Händchen gefaltet, indem er geglaubt, es seien die himmlischen Heerschaaren selbst, welche über die Erde dahinschwebten, um der Menschheit jenes freudige Ereigniß singend und klingend zu verkünden. Später hatte sich die kleine Rosine auf den Sang eben dieser Engel innig gefreut, und in der Christnacht, nachdem sie auf dem alten Lehnstuhle eingeschlummert, die dunklen großen Augen schlaftrunken geöffnet, wenn die himmlischen Klänge erschallten. — Jetzt war er allein, ganz allein: es blickte kein freundliches Auge blinzelnd zu ihm auf, auf dem Tische lag kein weißes Tuch mit freundlichen Gaben, die ihm die Liebe gespendet, es stand da kein Christbaum mit herabgebrannten Lichtern, mit glitzernden Nüssen, mit rauschendem Golde. Er war allein, o so allein, ganz allein in der Mitternachtsstunde — ach, und daß er allein war, so ganz allein — war seine größte Lust. —

Die Musik draußen hatte geendigt, da — nein, es war keine Täuschung — glaubte er draußen auf dem Gange vor seiner Zimmerthür ein leises Klingen und Singen zu vernehmen. Er horchte auf, unwillig, verdrießlich und wollte schon hinausfahren, um sich zu erkundigen, wer sich erlaube, vor seiner Wohnung einen so dummen unzeitigen Scherz zu machen. Doch hielten ihn die Töne, die er vernahm, unwillkürlich auf seinem Lehnstuhle gefesselt — es war ein Lied, das dort erklang, von feinen Kinderstimmen gesungen, wie ein leißes Echo vom Thurme und jetzt — ging das mit rechten Dingen zu? — öffnete sich langsam seine Stubenthür, und er sah nicht nur jene drei Tannenbäume, die er so unbarmherzig bei Seite gestoßen,

nein zehnmal so viel, hundertmal so viel, den langen Corridor und die Treppe bedeckt mit hunderten von Tannenbäumen, alle mit unzähligen Lichtern besteckt, und von den Zweigen derselben tönte jenes geheimnißvolle Lied. — Entsetzlich, was konnte das sein? — Die Bäume schoben sich langsam vorwärts und immer weiter vorwärts und füllten jetzt das ganze Zimmer aus, und umgaben seinen Lehnstuhl und ihn, der auf demselben saß, und ehe er es sich versah, ehe er recht etwas denken konnte, war er ringsum von den Tannenbäumen umgeben, und es war ihm, als sitze er in einem weiten unabsehbaren Tannenwald, gebildet aus lauter glänzenden und glitzernden Weihnachtsbäumen. Der Gesang in den Zweigen dauerte noch eine Zeitlang fort, dann erstarb er allmälig, und man vernahm zuletzt nichts mehr, als das Rauschen des Goldes und der Nadeln. — Fernhin im Walde aber bemerkte nun der Zoll-Assistent einen lichten Punkt, der sich immer mehr zu vergrößern schien, und nach und nach die Gestalt eines holdseligen Kindes annahm, und obgleich dieses Kind, als es nun anfing zu sprechen, mit leise klingender Stimme sprach, so vernahm er doch jedes Wort, als werde es ihm mit Posaunen in die Ohren gerufen.

„Du bist allein, so ganz allein," sagte das Kind, „an diesem Abend, wo die übrige Menschheit vergnügt bei einander ist, und sich eines an der Lust des andern erfreut."

„Das ist wahr," entgegnete Herr Schnipfel, „ich bin ganz allein, und es ist so mein Wille und mein Vergnügen; ich habe diese Zimmer für mich gemiethet und es soll mich Niemand darin stören, und ich begreife eigentlich nicht, wer dieser ganzen Weihnachtsbescheerung das Recht gibt, sich hier einzudringen."

„Du hast uns gerufen," sagte das Kind; „als du vorhin jener nächtlichen Musik zulauschtest, gelang es einigen Tönen derselben, in die Tiefe deines Herzens zu dringen und da ein Sehnen zu erwecken nach der Lust längst vergangener Tage."

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete Herr Schnipfel, „und wenn

mein Herz wirklich einen Augenblick schwach gewesen wäre, so fühle ich, daß es jetzt wieder erstarkt und fest verschlossen ist."

„Du hast an vergangene Tage gedacht," fuhr das Kind fort, „und hast mit tiefem Schmerze gesehen, wie einsam und allein du hier bist, wie verlassen von aller Welt."

„Mit meinem besten Willen."

„Ich bin das heilige Christfest," sagte das Kind, „das umherzieht mit einem freundlichen Gefolge, um namentlich die zu beglücken, deren Herz mit Kummer und Schmerz erfüllt ist."

„Mein Herz ist wirklich in diesem Augenblicke mit Schmerz erfüllt," sagte hohnlachend der Zoll-Assistent, „denn ich sehe, daß es mir nicht einmal bei verschlossenen Thüren gelingt, allein zu bleiben, laßt mich ungeschoren und geht zu denen hin, die euch rufen, ich verlange nichts vom Christfest, denn was ich von ihm verlange, kannst du mir doch nicht bewilligen."

„Also hast du einen Wunsch?" fragte das Kind mit froher Stimme, „o wenn dein Herz zu wünschen anfängt, so wird es auch wieder die schweren Fesseln brechen, mit denen es sich freiwillig umgeben. Nenn' mir deinen Wunsch, ich werde gewiß im Stande sein, ihn zu erfüllen."

Da rieb sich der Zoll-Assistent vergnügt die Hände und lächelte zum Erstenmal in dem Jahre. „Nun denn," sagte er, „wenn du in der That mächtig bist und im Stande, mir jeden Wunsch, auch den kühnsten, zu erfüllen, so will ich dir ihn nennen."

„Laß hören!" sagte das Kind mit trauriger Stimme.

„So laß' mich denn," sagte der Zoll-Assistent, „allein sein, nicht blos für heute Abend und in diesem Zimmer, nein, auch für morgen, für das nächste Jahr, für mein ganzes übriges Leben, und nicht blos allein sein in diesem Zimmer, in diesem Hause, nein auch draußen auf der Straße, in dieser Stadt, ja laß mich allein sein auf der ganzen Welt!

Ich kann nicht behaupten, ob dieser Wunsch des Herrn Schnipfel

sein vollkommener Ernst war, oder ob er ihn blos aussprach, um einer ihm lästigen Gesellschaft los zu werden, aber kaum hatte er ihn ausgesprochen, so verlöschte an den Weihnachts-Bäumen um ihn her ein Licht nach dem andern, und es blieb zuletzt keine Helle mehr übrig, als der Schein, der von dem Kinde ausging, und der sah blutig aus, wie die untergehende Sonne, verschwand auch wie diese nach und nach, und als es so in seinem Zimmer vollkommen dunkel geworden war, — denn auch die Talgkerze des Herrn Schnipfel war herabgebrannt, vernahm er von weither eine leise, schmerzerfüllte Stimme, die ihm deutlich sagte: „dein Wunsch ist erfüllt, sei allein auf der Welt!"

Das Feuer in dem Ofen war ausgebrannt und es fröstelte den Zoll-Assistenten, doch wußte er nicht recht, ob in Folge der Kälte, die um ihn herrschte, oder in Folge jener Worte, die ihn seltsam erschüttert. Er trat an's Fenster und sah in die Nacht hinaus: da war Alles todt und still. „Das ist ja immer so um diese Zeit," sagte er zu sich selber, — „ein merkwürdiger Traum! — Und wenn es am Ende kein Traum wäre!" setzte er hinzu und rieb sich die Hände, „so glaube ich, es müßte außerordentlich vergnügt sein, keinen Spektakel der Menschen zu vernehmen, nie mehr all' die lachenden Gesichter zu sehen, überhaupt — allein auf der Welt zu sein."

Mit diesen Worten ging er zufrieden zu Bette, wie Jemand, der ein gutes Tagewerk vollbracht."

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des sechsten und siebenten: Allein auf der Welt.

Nachdem der Portier während der Erzählung des vorigen Kapitels mehreremal das große Thor geöffnet und fast alle Schlüssel bis auf einige wenige übrig gebliebene abgegeben, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Als nun nach diesem höchst sonderbaren Weihnachts-Abend der Zoll-Assistent, Herr Schnipfel, aus einem tiefen und gesunden Schlafe erwacht, und auf seine Uhr sah, erschrak er fast, als er bemerkte, daß es schon sehr spät geworden sei. Der Lärm im Hause, das Geräusch auf der Straße, das Läuten der Glocken hatten ihn, namentlich an Sonn- und Feiertagen sonst ziemlich frühzeitig erweckt. Heute hatte er aber nichts von allem dem vernommen: eine wohlthuende Stille lag über dem Hause, man hätte eine Maus husten gehört. Während sich Herr Schnipfel anzog, bedachte er bei sich, wie angenehm es sei, daß sich die Menschheit, namentlich an hohen Festtagen einer solchen exemplarischen Stille befleißige.

Das Feuer in dem Ofen brannte, im äußern Zimmer stand sein Frühstück auf dem Tisch. Da Herr Schnipfel von seinem Zimmer hinten heraus keine bedeutende Aussicht hatte, namentlich aber vom Verkehr der Menschen wenig sah, so wunderte er sich auch nicht weiter, als er an's Fenster trat und in den Häusern, welche er vor sich sah und auf den engen Gassen, in welche er von oben hineinblickte, nicht das geringste Leben entdeckte. Nur als er sich vor der Zimmerthür seine Stiefel holte, die, wie immer, blank geputzt dort standen, wunderte er sich, daß er in dem weiten Gebäude nicht den geringsten Lärm vernahm. Da klapperte es nicht in den Küchen und Zimmern; da erschollen keine lustigen Kinderstimmen: Alles war todtenstill. Kopf-

schüttelnd ging der Zoll-Assistent in sein Zimmer zurück, setzte sich nachdenkend in seinen Stuhl, und begann seine Stiefel anzuziehen.

Er hatte so gut und fest geschlafen, daß es lange dauerte, bis er sich des gestrigen Traumgesichtes erinnerte, und als ihm endlich dasselbe klar vor die Seele trat, und er seine Worte abermals hörte: sei allein auf der Welt! — er hatte gerade den linken Stiefel bei beiden Struppen erfaßt und zog heftig daran, — da hörte er mitten im Ziehen auf, hielt das Bein eine Zeitlang wagrecht in die Höhe und versank in tiefes Nachsinnen.

Ein leises Frösteln überflog seinen Körper und er bildete sich ein, das sei ein Freudenschauer, in der Hoffnung, daß das Gesicht, das er gehabt, wirklich wahr sei, und er allein auf der Welt.

Gegen seine Gewohnheit ging er heute früher aus, und blieb auf der Treppe ebenfalls sehr gegen seine Gewohnheit einigemal stehen, um zu horchen, ob sich in den verschiedenen Stockwerken nichts rege. Aber er hörte nicht das Geringste. Jetzt trat er vor die Hausthüre und das sonderbare Frösteln überfuhr ihn noch stärker, als er die lange Straße hinabsah und dieselbe, sonst so belebt an Sonn- und Feiertagen, ganz todt und leer vor sich liegen sah. „Merkwürdig!" sagte er, und blickte an den Häusern empor, — was er seit langen, langen Jahren nicht mehr gethan; aber auch da bemerkte er kein lebendes Wesen, er rieb sich die Hände und suchte die Sache außerordentlich angenehm zu finden, ja er wandelte anfänglich mit einem wirklichen Wohlbehagen durch die leeren Gassen, über die öden Plätze; aber diese Freude dauerte nicht lange. Er blieb hier kopfschüttelnd stehen, er sah da bekümmert eine große, sonst so volkreiche Straße hinab, und schüttelte den Kopf über die verschlossenen Hausthüren, über die entsetzliche Oede, die ihn rings umgab. Sein leiser schleichender Tritt hallte in den Straßen wieder, als marschire ein Regiment neben ihm, und wenn er sich räusperte — und das that er sehr häufig an diesem Morgen — so schien sich eine Legion unsichtbarer Zoll-Assistenten rings umher ebenfalls zu räuspern.

Stunde um Stunde verrann, er hatte die ganze Stadt durchlaufen, es ließ sich kein lebendes Wesen sehen. Der Abend kam, und die Nacht sank herab in dieser furchtbaren Stille, so entsetzlich gespensterhaft; der Zoll-Assistent ging nach Hause, setzte sich auf sein Bett, rieb sich die Stirn, zog sich an seiner Nase und bemühte sich vergeblich, aus seinem bösen Traume zu erwachen. Endlich legte er sich zu Bett und schlief mit der frohen Hoffnung ein, ihm träume nur, wenn er morgen früh erwache, werde es schon wieder anders sein. — Aber es war nicht anders: dieselbe Stille umgab ihn, als er bei anbrechendem Morgen die Augen wieder öffnete.

„Allein auf der Welt!" sagte er schaudernd zu sich selber, und er hielt das Frösteln, was ihn jetzt überfiel, nicht mehr für einen Freudenschauer, vielmehr überrieselte ihn tiefer Schrecken und sein Haar sträubte sich, als er abermals in die todten, menschenleeren Straßen hinaustrat.

Er eilte an den Fluß; da lagen die Schiffe und schaukelten sich auf dem stillen Wasser, aber keine Hand regte sich wie sonst, die bunten Wimpel aufzuziehen, und die lange Brücke, früher überfüllt mit Menschen, schwankte öde auf dem Wasser und knarrte nicht unter dem Fußtritte von Tausenden. Auch nach seinem Bureau eilte der Zoll-Assistent: da war Niemand, keine Seele, weder in Schreibstuben, noch in dem weitläufigen Magazine.

„Allein auf der Welt!" So klang die Stimme des Kindes in seinem Innern, und er eilte vor die Stadt hinaus in einen kleinen Wald, um sich dort an dem Anblick kleiner frierender Vögel zu freuen, die durch die entlaubten Zweige huschten. Das waren doch wenigstens lebendige Wesen; aber auch hier war Alles erstorben, hier im Walde und auf dem Felde, er hörte nichts, wie das Rauschen des Windes, und das klang ihm in die Ohren wie jene Worte: „Allein auf der Welt!"

Lange saß er auf einem Stein am Thore und blickte die Landstraße hinab, und wenn er auch oftmals glaubte, in der Ferne einen

Fußgänger, einen Wagen, einen Reiter zu sehen, so war dies doch immer Täuschung, und er — allein auf der Welt.

Abermals kam die Nacht — die Feiertage waren längst vergangen, und der Zoll-Assistent eilte verzweifelnd durch die Straßen, ein lebendiges Wesen zu suchen. O wie viele Jahre seines Lebens hätte er für den Anblick irgend eines Menschen gegeben! Er drang in die Häuser ein und fand Niemand. Oft blieb er auf der Straße stehen und glaubte neben sich oder vor sich aus einem Gebäude heraus ein Geräusch zu vernehmen, und wenn er angstvoll hinlauschte, und seine Hand auf die Brust drückte, damit sein Herz nicht so gewaltsam schlage, so hörte er bald mit tiefem Grausen, daß er sich getäuscht habe und daß er — allein auf der Welt sei. Wäre nur außer ihm noch ein einziges menschliches Wesen da gewesen, mit dem er hätte sprechen können, es befragen um diese fürchterliche Veränderung, bei ihm Trost suchen, in sein lebendes Auge zu schauen. — Aber Niemand, Niemand!

Wenn er in seinem Zimmer war und bei seinem Spiegel vorüber ging, so erschrack er vor seinem eigenen Anblick, er kam sich selbst wie ein Gespenst vor, — er eilte in die Kirche, er warf sich vor dem Altar auf die kalten Steine, er betete lange und inbrünstig, und gestand, wie sehr er gefehlt, daß er sich von Seinesgleichen abgewandt, daß er die ganze Welt gehaßt. Er bat nur noch um kurze Zeit, die ihm vergönnt sein möge, unter den Menschen herumzuwandeln, um seine Fehler wieder gut zu machen — umsonst! Die weiten Räume der Kirche blieben leer und hallten Nichts wieder, als sein Gebet der Verzweiflung. Die heiligen Bilder an den Wänden blickten starr auf ihn herab, und die todten Augen mit ihrem durchbohrenden Blick jagten ihn wieder auf die Straße hinaus. Er suchte den Friedhof auf, und da war ihm noch am Wohlsten. Hier fühlte er weniger die Oede und Einsamkeit, die ihn umgab, denn hier war es immer still und feierlich gewesen, auch waren ja Menschen auf dem Kirchhof, freilich nur todte, und tief unter der Erde, aber sie waren doch da,

und nicht nur fremde und unbekannte, nein, auch die Seinigen schliefen hier unter kleinen Kreuzen, sein Vater und seine Mutter, und auf diesen Gräbern saß er stundenlang und sprach mit ihnen und glaubte hie und da ihre Antworten zu vernehmen. Auch war es ihm ein Trost, die vielen Monumente und Steine zu sehen, und die Namen zu lesen Aller, die hier wohnten.

An dem ersten der Tage, wo er sich allein auf der Welt befand, hatte er nicht an dies schreckliche Schicksal geglaubt, dann war er verzweifelt und jetzt ergoß sich eine fürchterliche Ruhe über sein zerstörtes Gemüth. Als er Abends wieder auf seinem Zimmer saß, stellte er abermals das Bild seiner Schwester vor sich hin und betrachtete es lange und innig, aber nicht mit Gedanken des Hasses, nein, mit thränendem Blick, mit den herzlichsten und besten Wünschen. „Könnte ich dich noch einmal sehen!“ sagte er, „dich und die armen Kinder, und könnte ich dir sagen, wie elend mich mein Haß gemacht hat, könnte ich nur einmal in dein liebes, freundliches Auge sehen, deine warme Hand drücken und dann — sterben!“ — Ja — sterben! — daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht. Das war das Ende seiner Qual, darin lag seine Erlösung.

Er steckte das Bildchen in seine Tasche, stürzte aus dem Hause, dem Flusse zu, der im Dunkel der Nacht mit seinen flüsternden Wellen so schauerlich und farblos dahin rauschte. Rettung! Rettung! jubelte es laut in ihm, und er sprang von der Brücke hinab in den tiefen Strom, und als er untersank und allmälig die Besinnung verlor, dachte er nichts, als: „Gott verzeih' mir die schwere Sünde, aber jetzt bin ich doch nicht mehr — allein auf der Welt!“

„Das ist ja eine höchst schauerliche und sonderbare Geschichte,“ sagte ich zu dem alten Portier, der mich bei den letzten Worten des eben Erzählten forschend ansah, und eine große Kunstpause machte. „Aber wie wollen Sie die Wahrhaftigkeit derselben beweisen? denn ohne Beweis kann ich sie nicht wiedererzählen, ich darf mein bischen Credit als Erzähler nicht so leichtsinnig auf's Spiel setzen.“

„Hören Sie zu Ende," sagte der Portier, nachdem er den Rest seines Punsches ruhig ausgetrunken.

„Ah, wenn da noch ein Ende kommt, so bin ich beruhigt!"

— Sei es auch du, geliebter Leser!

„Nachdem also der Zoll-Assistent Herr Schnipfel," so fuhr der Portier fort, „untergesunken war, und, wie er nie anders glaubte, eines sehr traurigen Todes verstorben, erwachte er plötzlich und riß seine Augen weit auf."

„Trotz des Wassers?"

„Ja, Wasser hatte er genug in den Augen, aber keins des Flusses, sondern das seiner Thränen, die stromweise über seine Backen herabliefen. Auch faltete er die Hände, nachdem er erwacht war, denn die Sonne schien freundlich in sein Zimmer, und an sein Ohr, das so lange nichts gehört, das so lange die schauerlichste Stille umgeben, schlugen die tiefen Klänge sämmtlicher Glocken der Stadt, allen Einwohnern verkündend, daß der erste Morgen des heiligen Christtages angebrochen. Zitternd vor Erwartung entsprang der Herr Schnipfel seinem Bette, und eilte, wie er war, vor seine Zimmerthür, um in das Haus hinabzulauschen; da — o wer beschreibt seine Seligkeit! — klapperten in den verschiedenen Stockwerken die Tassen, rasselten die Kaffeemühlen und jubilirten die Kinder, die sich nun bei Tageslicht betrachteten, was ihnen der heilige Christ am Abend vorher bescheert.

Der Zoll-Assistent hatte einen fürchterlichen Traum gehabt, und in Folge dessen nahm er die drei Tannenbäumchen, die er gestern Abend mit dem Fuße von sich gestoßen, freudig zu sich in's Zimmer, stellte sie behutsam auf den Tisch, und auf die Wachsthränen herab träufelten seine eigenen wirklichen, und in Folge dieses Traumes zog er sich hastig an, und eilte auf die Straße hinab, und sah Menschen, viele Menschen und Gesichter, freundliche Gesichter. Aber das freundlichste all' dieser Gesichter war sein eigenes. Wie erstaunten die Hausleute, als Herr Schnipfel ihnen mit strahlendem Gesicht ein vergnügtes und gutes Christfest wünschte, wie erstaunten Bekannte, die ihn auf

der Straße sahen, auf die er zueilte und ihnen herzlich die Hand drückte, und wie erstaunte erst der benachbarte Ladenbesitzer, als der Herr Schnipfel in sein Zimmer stürzte, und ihn um Gotteswillen bat, ihn in das verschlossene Gewölbe hinabzuführen, und ihm am heiligen Christmorgen einige Sachen zu verkaufen! — Am meisten aber erstaunte seine arme Schwester, als sich plötzlich ihre Thür öffnete und Herr Schnipfel hereintrat, bepackt mit einem ganzen Magazin Nürnberger Spielwaaren, und als er, außer Athem gelaufen, sie kaum um Verzeihung bitten konnte, und ihr schluchzend und weinend sagte: „Von nun an trennen wir uns nicht mehr, deine Kinder sind auch die meinigen."

Und so geschah es. — Die ganze Stadt zerbrach sich den Kopf über diese Umwandlung des Zoll-Assistenten. Die kleine Kasematte im Hauptzollamt, sonst der Schrecken aller Handlungs-Lehrlinge, war fortan ein wahrer Platz der Erholung für dieselben. Niemand war fortan so freundlich und artig, wie der Zoll-Assistent, Herr Schnipfel. Niemand fertigte die jungen Leute so schnell wie er ab und Niemand wußte so außerordentlich schöne Späße zu machen, wie er.

Der Metzger und der Bäcker allein schüttelten ihre Köpfe und begriffen lange nicht, weßhalb Weißbrod und Wurst so unberührt liegen blieben; aber Herr Schnipfel bedurfte ihrer nicht mehr, denn er war der Welt wiedergegeben, speiste im Kreise der Seinigen zu Nacht, suchte lustige Gesellschaft auf, so viel wie möglich, und freute sich herzlich an dem Glücke und der Zufriedenheit seiner Nebenmenschen, denn er hatte erfahren, was es heißt — allein auf der Welt zu sein."

Ein Schicksal.

Es ist eigenthümlich, daß ein hohes und weites Gemach mit braunen Holzwänden, mit einer ähnlichen Decke und dunkel eingelegtem Fußboden, mit einem hohen Steinkamine recht heimlich und angenehm sein kann an einem trüben, rauhen Herbstabend, wo die Sonne schlafen gegangen, ohne daß es ihr, der dichten Wolkenmassen wegen, möglich war, von der Erde mit einem freundlichen Gruß Abschied zu nehmen. Es ist eigenthümlich, aber wahr, daß so ein alterthümliches, finsteres Gemach uns wohnlicher erscheint, wenn draußen um die Ecken des Hauses der kalte Wind saust, während im Kamin ein paar tüchtige Holzblöcke lustig knatternd brennen, als wenn eine warme Sonne glänzend auf Berg und Thal scheint, hie und da einen goldenen Strahl in das düstere Gemach sendet, so den Contrast von Schatten und Licht um so schärfer zeigt, und wenn der Kamin traurig verlassen da liegt, eine leergebrannte Stätte, wo man vielleicht noch Ueberreste von Kohlen und Asche aus dem vergangenen Herbste findet.

Um den geneigten Leser in eine passende Stimmung zu versetzen, nehmen wir also an, es ist ein trüber Spätherbsttag mit bewölktem Himmel; um die Ecken des Hauses fegt der Wind, und wenn wir uns an eines der großen Fenster stellen, um hinauszuschauen, so blicken wir in die Straßen der Stadt, wir sehen, daß das Pflaster mit Schnee bedeckt ist, ebenso die Dächer der Häuser; wir bemerken ferner, daß

die Leute eilfertig dahin schreiten und sich bemühen, recht bald aus der kalten Luft in das warme Zimmer zu gelangen. Die Equipagen machen es ebenso, und wenn wir sehen, wie die zitternden Wagenlaternen, so ängstlich eilfertig ihren rothen Schein auf den weißen Schnee werfen und der warmen Remise zustreben, so begreifen wir vollkommen, warum sich die Gasflamme in ihrem gläsernen Gehäuse so mißmuthig schüttelt: sie muß allein zurückbleiben in der kalten Nacht, ohne das Glück zu haben, anderen freundlichen und lebenden Wesen leuchten zu dürfen, als solchen, die sich von ihr wegsehnen. Es ist das einmal ihr Schicksal; sie seufzt eine Weile, flackert betrübt hin und her und brennt dann in stiller Resignation wieder ruhig in die Höhe.

Blicken wir in das Gemach selbst hinein, von dessen Fenstern wir eben hinaussahen, so bemerken wir, daß es weit und hoch ist, daß die untere Hälfte der Wände aus fast schwarzem Eichenholz und die obere aus einer dunkelblauen Seidentapete besteht. Hiezu paßt die Decke vollkommen: sie ist schwer, geschnitzt, in Quadrate eingetheilt, deren Mittelpunkt eine Höhlung bildend sich hoch emporzieht, während an den Rändern seltsam geformte Zapfen tief herabhängen; noch tiefer aber als diese hängt ein schwerer Kronleuchter mit aufgesteckten Kerzen, welche indessen nicht brennen. Gleichförmig mit Wänden und Decke ist auch die ganze Zimmereinrichtung; in der Mitte steht ein massiver Tisch, über den eine violettsammetne Decke herabhängt und mit ihren schweren Fransen den Boden berührt; die Stühle sind breit, mit hohen geschnitzten Rückenlehnen, gepolsterten Armen, ebenfalls mit violettem Sammet überzogen; alle Geräthschaften stehen aber so willkürlich durcheinander, daß man glauben könnte, es mache sich hier Jemand das sonderbare Vergnügen, sie beständig von ihrem Platze zu schieben. Eine gleich auffallende Unordnung herrscht auch bei den vielerlei Gegenständen auf Tischen, Stühlen, Bänken, sowie auf dem dicken Teppich des Bodens; da liegen und stehen überall umher zerstreut Bücher, Sophakissen, Cigarren-Etuis, Bronzestatuetten, nament-

lich prachtvoll ausgeführte Thiergruppen, seltsame Krüge; aber alles das ist, wie bemerkt, nur so hingeworfen. An einem Tabourette lehnt eine prachtvoll eingelegte spanische Laute, während nicht weit davon die neun Kegel eines Kegelspiels durcheinanderliegen, von den Kugeln aber, die dazu gehören, ruht eine behaglich in einem neumodischen, mit schwerem Seidenzeug überzogenen Fauteuil und die andere auf dem Rand eines kostbaren venetianischen Glaspokals, wo sie so unbeholfen und schwer aussieht, daß man jeden Augenblick glaubt, sie müsse den feinen Krystall zerdrücken. Auch alte Waffen befinden sich in einer Ecke des Zimmers: ein schöner Brustharnisch, ein paar Mailänder Helme, große Stoßdegen, Schwerter und Streitkolben; doch wollen wir dem Leser nicht verheimlichen, daß alle diese Waffen und Rüstwerkzeuge künstliche Erzeugnisse aus Steinpappe sind, und daß ein Knabe von sechs Jahren die scheinbar schwerste Streitaxt mit Leichtigkeit handhaben könnte. Nicht weit von dem Tische in der Mitte befindet sich ein anderer kleinerer Tisch, er ist mit einem weißen Tuch bedeckt, und aus unordentlich durcheinander stehenden Tellern und Gläsern mit den Resten von Speisen und Getränken, sowie aus den darüber hingeworfenen Servietten sehen wir, daß dort vor kurzer Zeit Jemand vom Souper aufgestanden ist. Auffallend ist es, daß wir auf diesem Tische weder Messer noch Gabeln sehen, sondern nur elfenbeinerne Löffel von verschiedener Größe.

Dieses Gemach ist erhellt von mehreren Carcellampen, die da und dort stehen, sowie von einem tüchtigen Feuer, welches im Kamin brennt. Vor diesem Kamine zeigt sich ein großer geschnitzter Lehnstuhl, und in demselben sitzt ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einem runden, fetten Gesichte, in dem sich lebhafte Augen befinden, und das fast immer von einem angenehm sein sollenden, aber in der That widerwärtigen Lächeln erhellt ist. Der Mann hat es sich bequem gemacht; seine Füße stecken in Pantoffeln, welche behaglich auf einer vorspringenden Stange des Kaminrostes ruhen. Auf dem Schooße dieses Mannes liegt eine Serviette ausgebreitet, und während er mit

der linken Hand einiges Backwerk verspeist, hält die Rechte einen zierlichen Glaskelch, den er jetzt langsam emporhebt, worauf ein anderer Mann in der einfachen Livree eines vornehmen Hauses, der neben ihm steht, das Glas mit rothem Wein füllt, das jener dann gegen die Kaminflamme hält, zum Munde führt und langsam ausschlürft.

„Und Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, François, der Bordeaux, den wir seit zwei Tagen bekommen, ist nicht mehr der gleiche wie früher; es hat dem Hausmeister wieder einmal beliebt, zu wechseln. Aber ich mag das nicht, und wenn ich das dem Doctor sage, so kann das dem da drunten eine gewaltige Nase einbringen.“ Der Bediente betrachtete aufmerksam die Etikette der Flasche, roch einmal in diese hinein und zuckte die Achseln. „Ihr seid noch zu neu im Hause, François,“ fuhr der Andere fort, „um darüber ein Urtheil abgeben zu können, wer aber wie ich nun schon anderthalb Jahre lang dieses saure Brod essen muß, der kennt sich leider aus.“

Nach diesen letzten Worten steckte er ein großes Stück Kuchen in seinen Mund und spülte dasselbe mit einem frisch eingeschenkten Glase Wein hinunter. „Die ganze Wirthschaft da drunten,“ fing er nach einer Pause wieder an, während er sich behaglich den Leib strich, „taugt den Teufel nicht, Hausmeister, Kammerdiener, Kutscher und Koch — will sich doch all das Gesindel in mein saures Amt mischen; verlasse ich einmal einen Augenblick das Zimmer und komme zurück, so finde ich diesen oder jenen neugierig hereinlugen oder gar in Unterredungen mit dem Herrn. — Du lieber Gott!“ setzte er scheinheilig hinzu, während er gen Himmel blickte, „wenn ich Unterredungen sage, so meine ich Worte, die man an ihn hinspricht, und worauf er leider Gottes keine zusammenhängende Antwort geben kann. Deßhalb habe ich auch Euren Vorgänger entfernt, und ich hoffe, François, Ihr werdet Dankbarkeitsgefühl genug haben, oder wenigstens auf Euren Vortheil bedacht sein, um so fest als möglich an mich zu halten.“

Der Bediente verbeugte sich ehrerbietig und neigte dabei den Kopf so tief gegen den Andern herab, als wollte er die Füße oder wenig-

stens die Hände küssen, dann sagte er: „Was das Festhalten anbelangt, Herr Krämer, so werden Sie von mir überzeugt sein, daß wo ich einmal im Dienst bin, ich auch treu diene.“ Damit legte er die Hand auf sein Herz und blickte mit einer ehrlich sein sollenden Miene an die Zimmerdecke. Dieses Gesicht schien aber nicht zum Ehrlichaussehen geschaffen zu sein, es war vielmehr eine wahre Gauner-Physiognomie, aber kein ehrlicher Spitzbubenkopf mit trotzigem Mund oder zusammengekniffenen Lippen und bösen, stechenden Augen, sondern dies Gesicht hier war so nichtssagend und schlecht, schlaff und feige, daß ein Menschenkenner augenblicklich wußte, er habe es mit einem Subjecte zu thun, welches vielleicht vor offenem Raub und Einbruch zurückschaudere, dagegen zu feigem Betrug, zu Fälschung und Schwindeleien aller Art stets bereit sei. Das Gesicht des Bedienten war lang, schmal und bleich, und das einzige Besondere in demselben waren so hochgewölbte Augenbrauen, daß es schien, François betrachte alle Dinge umher stets mit der größten Verwunderung.

Herr Krämer schüttelte ruhig die Krumen von der Serviette auf seinem Schooß und reichte dann dieselbe François, welcher sie in ehrerbietiger Haltung zusammenfaltete und dann lispelnd sagte: „Wäre es vielleicht unbescheiden von mir, wenn ich den Herrn Krämer um einige Aufschlüsse über das ersuchte, was ich seit acht Tagen hier vor mir sehe und nicht recht begreife? Vielleicht könnte es für meinen Dienst nicht schaden, wenn ich erführe — was ich erfahren soll,“ setzte er mit gesenktem Kopfe hinzu. — „Gewiß,“ erwiderte der Andere, „ich habe schon daran gedacht. — Was macht der Herr?“ François warf einen Blick in den Spiegel, der sich über dem Kamin befand, und da dies uns ebenfalls nicht verwehrt ist, so bemerken wir, daß dieser Spiegel aus mehreren Stücken besteht und kreisförmig auswärts gebogen so aufgestellt ist, daß man von demselben nicht nur das ganze Zimmer übersehen konnte, sondern auch noch ein Nebenkabinet, eigentlich einen Alkoven, dessen Oeffnung gerade so breit als das Kabinet ist.

„Er sitzt im andern Zimmer am Fenster an seinem gewöhnlichen

Platze," sagte der Bediente nach einer Pause; „er stützt den Kopf auf die Hand und schaut in die Nacht hinaus." — „Gut," entgegnete Herr Krämer, „du weißt, François, daß der Besitzer dieses Hauses, der alte Baron von Breda, vor einem Jahre starb." — „Aus Kummer," seufzte François. — „Allerdings aus Kummer," bemerkte der Andere, „und dazu hatte er Ursache genug. Es ist keine Kleinigkeit, das zu erleben, was über den alten Herrn so plötzlich hereinbrach. Wie stand er in der Welt! Aus einem der besten Häuser des Landes, reich, angesehen bei Vornehm und Gering, hatte er einen einzigen Sohn, seinen Stolz, seine Freude, einen der prächtigsten und lebenslustigsten Cavaliere, die je zu Pferde stiegen, und dem alten Herrn schien ja alles nach Wunsch zu gehen. Wie oft hat so ein Vater von allerlei verliebten und anderen Launen seines Sohnes zu leiden, muß hie und da mit Geld nachhelfen oder alles Mögliche thun, um irgend eine Mesalliance zu verhindern. Derartige Geschichten kamen eben hier nicht vor; alles wickelte sich ab, wie ein gut gesponnenes Garn; daß der junge Herr der Tochter eines befreundeten Hauses, der liebenswürdigen Gräfin Elise von Heeren, den Hof machte, wußte der alte Baron und rieb sich schmunzelnd darüber die Hände. Nur Eins war ihm nicht ganz recht: die kleine Gräfin — schön, sag' ich Euch, François, wie Ihr nie was gesehen — hatte einen einzigen Fehler, der eigentlich für ein Mädchen kein Fehler ist, — sie war noch zu jung, erst vierzehn Jahre alt, als der Baron sie kennen lernte. Und wer seine Liebe zu ihr, sowie seinen leidenschaftlichen Charakter kannte, der begriff leicht, daß er nach zwei Jahren des Wartens überdrüssig war und, da Elise jetzt Sechszehn geworden, hartnäckig auf die endliche Verbindung drang." —

Obgleich François immer sehr erstaunt aussah, nickte er jetzt doch auch noch beipflichtend mit dem Kopfe.

„Umsonst baten die Eltern der Braut, namentlich die Mutter, um Aufschub von wenigstens noch einem Jahre, die beiden alten Herren hatten längere Unterredungen mit einander, nahmen auch in Folge

davon den jungen Herrn ernstlich vor, dessen ganze, aber einigermaßen heftige Antwort war: „wenn Elise noch warten will, so liebt sie mich nicht und dann — kann auch ich warten.“ — Seht Ihr, François, darauf hin hätte ich alles gut sein lassen; Gott! so ein junges Mädchen stirbt nicht am Heirathen. Aber nein, da hatten sie keine Ruhe, namentlich die Gräfin Mutter, sie meinte, ihr würde es gelingen, den jungen Herrn nachgiebig zu machen. Ja, gehorsamer Diener! was sie erreichten, war, daß sich bei ihm die fixe Idee festsetzte, Elise liebe ihn nicht mehr, und als deren Mutter nun auch das Mädchen selbst bestimmte, mit ihrem Verlobten darüber zu sprechen, hätte es bald einen Eclat gegeben; er rannte wie wahnsinnig nach Hause, sie stürzte der Gräfin weinend in die Arme, und da war nichts Andres zu machen, als den Hochzeitstag so bald wie möglich zu bestimmen.“

„Man hätte Eines oder das Andere auf Reisen schicken sollen,“ meinte François. Herr Krämer zuckte mit den Achseln, ließ sich ein neues Glas Wein eingießen, um seine vom mühsamen leisen Sprechen trocken gewordene Kehle anzufeuchten, und sagte dann nach einer Pause: „Unsereins sieht freilich oft schärfer als die da droben, aber sie glauben's nicht; wäre ich nicht damals noch ganz fremd im Hause gewesen, hätte ich mir schon ein vernünftiges Wort erlaubt. — Nun der Hochzeitstag kam heran, — doch ehe ich von demselben spreche, muß ich noch des andern jungen Herrn im Hause erwähnen.“

„Ah, des Neffen von Herrn Eugen, des Herrn Paul!“ — Herr Krämer nickte mit dem Kopfe, dann fuhr er fort: „Geschwisterkind des alten Herrn Baron, und nun, da es Gott so gewollt, muthmaßlicher Erbe des ganzen ungeheuren Vermögens.“ — „Ein braver Herr!“ sagte François begeistert. — „Ein vollkommener Cavalier, freigebig, und weiß seine Leute nach Verdienst zu behandeln.“ — Der Bediente neigte demüthig seinen Kopf, der Andere schaute mit vielsagendem Blicke in die Höhe und bemerkte ruhig, aber ausdrucksvoll: „jetzt unser Herr! — Jugend hat nicht Tugend,“ fuhr er nach einer Pause in leichtem gefälligem Tone fort. „Herr Baron Paul war allerdings weniger leb-

haft und wild, als der junge gnädige Herr, aber er ist auch um mehrere Jahre älter, hat sein Leben genossen und, wie er sagt, die Weiber kennen gelernt. Wir Beide, François, wollen es ihm nicht übel nehmen, daß er sich den Wunsch der Gräfin Heeren auf seine Art auslegte. Er zuckte die Achseln darüber und lachte so vor sich hin; wenn ich mich unterstehen dürfte, über einen Angehörigen unseres Hauses meine offenherzige Meinung zu äußern, so würde ich sagen, er hätte das allenfalls bleiben lassen können, aber du mein Gott! man sagt etwas und meint es nicht so böse. — Genug, der Hochzeitstag kam heran. Seht Ihr, lieber François, ich, der ich zum Haushofmeister für das junge Paar angenommen war und schon seit einem halben Jahre mich damit beschäftigte, alles in den gehörigen Stand zu setzen, ich hätte mir nicht träumen lassen, jetzt mein gegenwärtiges Amt versehen zu müssen. Die Stelle eines Haushofmeisters ist ein schöner, angenehmer Posten, man kann sich überall umthun, man lebt frei und behaglich, kann ohne Scheu von der Gabe Gottes essen und trinken, allen möglichen Leuten gefällig sein und darum auch wieder auf die Gefälligkeit Anderer rechnen. Ach, es ist traurig, hier nun den ganzen Tag eingesperrt zu sein! Freilich bin ich nicht schlecht gestellt, Ihr könnt das an Euch abmessen, lieber François, aber die Freiheit! die Freiheit!"

François legte sein Mitgefühl für den unmittelbaren Vorgesetzten dadurch an den Tag, daß er seine Unterlippe betrübt herunterhängen ließ; weil aber die Augenbrauen trotz seiner Anstrengung nicht aufhörten, höchst erstaunt auszusehen, so bekam dadurch der Kopf etwas ungemein Komisches. „Was nicht ist, kann noch werden," meinte er nach einer Weile. „So können die Sachen hier doch nicht fortgehen, und wenn der Herr Baron Paul," setzte er flüsternd hinzu, „das Haus antritt, so kann es Ihnen nicht fehlen."

Herr Krämer antwortete mit einem tiefen Seufzer, und nachdem er vorsichtig in den Spiegel geschaut und sich überzeugt, daß der junge Herr im Nebenzimmer noch immer in derselben Stellung verharre, fuhr er in der Erzählung fort und sagte: „Alle diese Reden von

der Aufschiebung der Hochzeit hatten auf das Gemüth der jungen Gräfin sehr nachtheilig eingewirkt; ich kann Euch das nicht so erklären, aber ich hörte später den Doctor mit dem alten Baron darüber reden, und der sagte was von ahnungsvollem Bangen, was ein junges Mädchenherz bewege, von Gemüthsbewegung und gewaltigem Nervenreiz, kurz von einem Zustande, den man durchaus nicht steigern dürfe, um nicht die nachtheiligsten und schrecklichsten Folgen zu verleben. Am bestimmten Tage nun fuhr unser Herr mit dem Baron Paul, der sein Brautführer war, zu Heerens. Wie war er so vergnügt, als ich ihm beim Anziehen half, ja vergnügt, aber doch schrecklich aufgeregt. „Siehst du," sagte er zu mir, „wie meine Hand zittert, und doch halte ich nur ein Glas Wasser, — diese Hand, die sonst nicht die geringste Bewegung machte, wenn ich den schwersten Säbel minutenlang in ihr ausgestreckt hielt. Das thut die Freude." — So kam er nun bei seiner Braut an, oder vielmehr im Hause derselben, aber statt lachender, freudiger Gesichter, wie sie einen Bräutigam empfangen sollen, bemerkte er zerstörte Mienen, ängstliches Hin- und Herlaufen; statt zu Elisen führte man ihn in ein Zimmer des Parterrestocks, wo der alte Graf Heeren mit dem Hausarzte erschien. — Daß ich den Jammer mit wenig Worten sage: die junge Gräfin hatte während des Ankleidens einen Anfall gehabt, sie war zusammengeschaudert, als man ihr Schleier und Kranz brachte, sie hatte geweint und gefleht, sie nicht zum Tode zu schmücken, dann war sie ohnmächtig geworden, und jetzt lag sie still brütend in einem Fauteuil und fuhr jeden Augenblick erschreckt in die Höhe, indem sie fürchtete, ihn, den sie so sehr geliebt, kommen zu hören. Er durfte sie nicht einmal sehen und fuhr in schrecklicher Bewegung nach Hause. Der Herr Baron Paul, obgleich er ihn zu trösten versuchte, war doch anfänglich sehr karg mit seinen Antworten auf die stürmischen Fragen seines Vetters, dieser wollte des Andern Vermuthungen hören über den furchtbaren Vorfall, und je verschlossener derselbe blieb, desto mehr drang der junge Herr in ihn. Was sie eigentlich zusammen gesprochen, das hat nie Jemand erfahren; so ein heftiger, aufgeregter

junger Mann wie der Baron war wohl im Stande, den ruhigeren Vetter so lange zu quälen, bis er vielleicht seiner Ansicht, seiner Befürchtung, seiner fixen Idee, Elise liebe ihn nicht mehr, beitrat. Was weiß ich, genug, ein Wort gab das andere; laß dich zehn- und hundertmal von einem Exaltirten fragen: warum liebt mich dieses Mädchen nicht mehr? so wirst du ihm auch zur Antwort geben: vielleicht hat sie dich nie so recht von Herzen gemocht, vielleicht zieht sie einen Andern vor, — der Blitzstrahl in ein Pulverfaß. Was half alles Vernunftpredigen! Der junge Baron hatte nur einen Gedanken: wer? wer? wer? Und wenn man eifrig sucht, so findet man. — Wohl hatte vielleicht der Baron Paul," setzte Herr Krämer nach einer kleinen Pause mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu, „mit suchen helfen, wer weiß das? Vor dem alten Herrn wurden diese Sachen natürlicherweise heimlich betrieben, genug, an einem schönen Abend brachte Baron Paul unseren jungen Herrn schwer verwundet nach Hause. Mit einem Herrn von W. hatte er sich auf Säbel geschlagen, hatte seinen Gegner tief in die Brust gehauen, selbst aber einen Hieb in den Kopf erhalten, an dem er Monate lang zu Bette lag. Die Wunde heilte endlich zu, als aber der unglückliche junge Herr zum erstenmal wieder aufstand, war er in dem Zustande, in dem er sich jetzt befindet. — Doch ruhig, er steht auf."
-- „Und Gräfin Elise," flüsterte François, „was ward mit ihr?"

B—s—s—st!" machte Herr Krämer, wobei sein Gesicht plötzlich einen ganz andern, sehr ernsten Ausdruck annahm, während er sich in seinem Lehnstuhle gerade setzte und, wie es schien, unbefangen vor sich hin blickte. Ein aufmerksamer Beobachter aber hätte deutlich sehen können, daß dieses unbefangene Wesen erkünstelt war, daß er vielmehr häufig forschende Blicke vor sich in den Spiegel warf und daß er mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf ein kleines Geräusch im Nebenzimmer, sowie auf sich langsam nähernde Fußtritte lauschte.

Unter der Thüre des Nebenkabinets oder Alkovens, von dem wir vorhin sprachen, ward die Gestalt eines jungen Mannes sichtbar, der gegen das Kamin zuschritt. Er mochte ungefähr vier oder sechs-

undzwanzig Jahre haben, war hoch und schlank gewachsen, und wenn er etwas vorn übergebeugt ging, so mochte das wohl daher kommen, weil er den Kopf tief herabsinken ließ, ihn nur scheinbar mit der linken Hand unterstützend, welche er an die Stirne gelegt hatte. Zwischen seinen weißen Fingern drängte sich sein lockiges blondes Haar hervor, welches seine hohe edle Stirne umgab. Sein Gesicht im Ganzen war angenehm, ohne schön zu sein, es mußte früher einen unbeschreiblich gutmüthigen Ausdruck gehabt haben; jetzt aber gaben ihm die zusammengekniffenen Lippen und ein seltsamer Glanz in den hellbraunen Augen, sowie ein unsteter Blick etwas Abstoßendes, ja Unheimliches. Nachdem er einige Schritte in das Zimmer hineingethan, ließ er die linke Hand herabsinken, richtete den Kopf hastig in die Höhe und blickte um sich, anfänglich mit aufmerksamem Gesichtsausdrucke, dann zuckten seine Lippen wie ungeduldig, und wenige Minuten nachher flog eine tiefe Trauer über seine Züge.

Mittlerweile war er vor den Kamin getreten, hatte sich neben den Stuhl gestellt, in welchem Herr Krämer saß, und sagte mit einer tiefklingenden Stimme: „Es ist schon so lange dunkel da draußen auf den Straßen, daß ich's endlich genug habe. Es könnte wieder Tag werden, — o ja, Tag werden, — ich liebe die Nacht nicht. — Ah!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er den Bedienten mit zusammengezogenen Augenbrauen angesehen, „wie kann es auch Tag sein, wo solche Figuren sind! Ich habe ja schon oft gesagt, daß du ein Kind der Finsterniß bist. Nun, du hast das Recht dazu; aber du hast kein Recht, dich hier einzudrängen und ein Stück Dunkelheit hereinzuschleppen in meine hellen Zimmer. — Hebe dich weg, Ver—“. Ehe er aber dieses Wort aussprach, drückte er beide Hände mit einem schneidenden Seufzer an die Stirne und sagte, als er sie nach einer Weile wieder herabsinken ließ: „Doch wozu dich wegschicken, Kamerad? Sind wir doch alle verdammt, der Eine ein bischen mehr, der Andere ein bischen weniger; ich vielleicht am wenigsten, dann kommst du meinetwegen. Wer aber die Qual der Verdammniß am

verdientesten trägt, das ist da unser Freund, der vor dem Kamine sitzt, — der behaglich sitzt," sprach er nach einer Weile, wobei seine Augen anfingen zu blitzen und der Ton der Stimme immer heftiger wurde, „der da sitzt, wenn ich stehe. Erhebe dich, Hallunke, ich dein Herr, stehe vor dir!"

Obgleich Herr Krämer mitleidig und höhnisch lächelte, beeilte er sich doch, dem erhaltenen Befehle auf das Schnellste zu willfahren, dann aber, als er den schweren Sessel zwischen sich und den unglücklichen jungen Mann gebracht, veränderte er auf einmal seine Physiognomie, seine Augen blickten starr vor sich hin, wie um den Gegenstand, den sie erfaßt, zu bannen. Dabei kniff er die Lippen auf einander und streckte den Hals so weit als möglich vor. „Also so weit wären wir wieder!" rief er nach einer Pause, „das ist der Dank für meine Mühe, daß man mir nicht einmal einen Augenblick Ruhe am Kamine gönnt! Habe ich darum Ihren Kopfschmerz aufhören lassen und so viele schöne Lichter angezündet? Ah! das Ding kann sich ändern," setzte er grob und pöbelhaft hinzu; „bin ich vielleicht Ihr Narr, oder sind —". Glücklicherweise sprach er diesen furchtbaren Satz nicht aus. „Jetzt ist mir schon alles einerlei. Allons, François, löschen wir die Lichter aus, der Herr Baron lieben die Dunkelheit."

Es war schmerzhaft anzusehen, wie der unglückliche junge Mann in diesem Augenblick sich zu einem Lächeln zwang, zu einem Lächeln so voll furchtbaren Schmerzes, daß ihm unwillkürlich während desselben zwei Thränen über die Wangen hinabrollten; aber das Lächeln siegte und als nun gerade von der Glut im Kamine einer der Holzblöcke auseinanderborst und unzählige Funken herumsprühten, wurde das Lachen sehr laut, natürlich und herzlich, und die Augen des jungen Mannes folgten mit offenbarem Wohlbehagen dem Feuerregen, der übrigens nur eine Sekunde währte.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte Herr Krämer ruhig den Bedienten. „Mir scheint, es ist schon spät." — „O nein, es ist noch sehr früh!" rief hastig der junge Mann, „für mich noch sehr früh; ich will noch



nicht schlafen, ich kann noch nicht schlafen. Oh, Gerard," wandte er sich an den Hüter, „wenn du einmal so furchtbare Träume hättest, wie ich, dann gingst du gar nicht mehr zu Bette." — „Und was thäte ich dann?" sprach der Andere. — „Du bliebst am Fenster sitzen und schautest in die Nacht hinaus lange, lange, lange und betrachtetest dir den dunklen Himmel und die schwarzen Wolken, bis es allmälig heller würde und immer heller und der helle Tag anbräche. Denn wenn du ruhig abwartest, Gerard, so kommt doch der Tag zuletzt immer wieder, und darauf habe ich meine Hoffnung gebaut. — Einen Stuhl!" — Diese letzten Worte galten dem Bedienten, der sich auch beeilte, einen Fauteuil aus der Ecke herbeizuholen, in den sich der junge Baron niederließ. Er stützte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düster in die Glut des Kaminfeuers, lächelte dann eigenthümlich und sagte: „Glaube mir, Gerard, ich habe in meinem Kopf viele gute Gedanken, das fühle ich wohl; aber verflucht! ich weiß sie nie auszusprechen. Ist mir doch gerade, als habe ich hinter meiner Stirne ein eisernes Gitterwerk, einen Käfig, ein Gedankengefängniß, und darin toben sie oft wild durcheinander und ringen nach Freiheit, daß es mir schwindlig und Angst wird. In solchen Augenblicken drücke ich meine beiden Hände an den Kopf, um die toll durcheinanderspringenden Ideen zu beruhigen. — Gibt es kein Mittel, Gerard, dieses Gitter aufzusprengen? Du solltest sehen, was für prachtvolle Gedanken dann zum Vorschein kommen. — Gibt es kein Mittel?" fragte er nach einer längeren Pause abermals.

„Nein, es gibt keins," erwiderte der Hüter ziemlich barsch, und als der junge Mann bei dieser Antwort den Kopf tief in seine Hände verbarg, sagte jener flüsternd zu dem Bedienten: „Gott sei Dank, daß das eiserne Gitter da ist; wenn wir all diese Gedanken hören sollten, das wäre um selbst närrisch zu werden." Dabei bemerkte er übrigens nicht, wie schon bei den ersten Worten, die er aussprach, der junge Mann einen Blick herüberwarf, einen Blick, der schrecklich war, und wie er darauf die Zähne zusammenbiß; doch lehnte er sich im nächsten Augenblick ruhig in den Fauteuil zurück, faltete die Hände und sagte

mit weicher Stimme: „Lies mir etwas vor.“ — „Es ist schon so spät, versetzte Herr Krämer mürrisch. — „Lies mir vor!“ wiederholte heftig der Kranke. — „Auch habe ich Brustschmerzen,“ fuhr der Hüter fort; „François, bring das große Bilderbuch her.“

„Und ich will kein Bilderbuch!“ rief nun der junge Mann mit ausbrechendem Zorn. „Verflucht sei dein Bilderbuch, deine Hunde und Affen, selbst Hund und Affe! — Das Buch! ich will das Buch! Du weißt schon, was ich meine, und kennst auch, was ich will, daß du mir vorlesen sollst. Ja, schaue mich nur mit deinen giftigen Augen an und winke deinem Henkersknecht.“ — „François!“ sagte der Hüter mit einer unangenehmen Kälte, „lösche die Lichter aus, es ist kein gut Wetter heute Abend.“ — „Ja, lösche die Lichter aus!“ schrie der unglückliche Kranke, indem er mit den Zähnen knirschte; „aber wenn es auch finster ist, will ich dich doch treffen; ich sehe dich auch in der Nacht.“ Und bei diesen Worten griff er mit sicherer Hand in den Kamin, ergriff eine kleine Schürstange von polirtem Eisen, die an der Seite lehnte, und schwang sie drohend gegen Gerard.

Dieser aber, dem dergleichen Auftritte schon zuweilen begegnet sein mußten, und dem nichts der Art unerwartet kam, ergriff ruhig eine andere Stange, die an seiner Seite lehnte und sagte: „Nur zu; das wird ein artiges Duell geben, eine Quart auf die Brust hieher und eine Prim in den Kopf dahin.“ Bei diesen letzten Worten fuhr er sich mit dem Nagel des Daumens über die Hirnschaale, genau an derselben Stelle, wo der Baron Breda damals jenen fürchterlichen Hieb erhalten. Und als ob er so eben erst den Schlag bekommen, sank der unglückliche junge Mann in den Stuhl zurück, ließ die Stange fallen und fuhr mit beiden Händen an seine Stirne.

Herr Krämer blickte triumphirend lächelnd zu François auf, der jetzt seine Augbrauen noch höher emporzog und in Wahrheit ein Bild des Erstaunens abgab. „Da wir nun wieder Freunde sind,“ fuhr der Hüter nach einem längeren Stillschweigen und mit einem fatalen Lächeln fort, „so soll auch François das Buch holen, dort auf dem Tische



das kleine rothe." Der Bediente that wie ihm befohlen, Herr Krämer öffnete es, suchte eine Weile und las dann:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein."

„Ja, sie war wie eine Blume!" seufzte der Unglückliche, „so schön, so hold und auch gewiß so rein. Ich habe sie lange angeschaut — und sehe sie noch vor mir," sagte er träumerisch; „ich kann jedoch ihr Bild nicht mehr erkennen. Aber wenn ich nur daran denke, fließt Wehmuth in mein Herz."

„Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',

las Herr Krämer weiter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold.

„So das ist's," schloß der Wärter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold,"

wiederholte der Unglückliche mit leiser, vor Wehmuth zitternder Stimme, wobei er seine Hände aufhob, als wollte er sie sanft Jemand auf das Haupt legen. Dann stand er auf, warf einen vielsagenden Blick auf seinen Hüter und fing darauf an, im Hintergrunde des Zimmers mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„So, das gilt für den Abendsegen," sagte Herr Krämer jetzt wie zu sich selbst, indem er seine Stimme, die ohnehin beim Vorlesen nicht viel Schwung bewiesen hatte, zum allergewöhnlichsten Gesprächston herabstimmte und als er bemerkte, daß der Kranke hastig hin und her ging, fuhr er fort: „Das kann er zehnmal des Tags hören und ist hernach ruhig wie ein Lamm." — Und er meint seine Braut da-

mit?" fragte der Bediente flüsternd. „Aber was sagte er vorhin? er könne sich kein Bild von ihr machen? das ist in der That sonderbar." — Eigentlich nicht so sonderbar, als Ihr glaubt, François," meinte wichtig Herr Krämer. „Die Aerzte und Gelehrten sagen: jeder Theil des Gehirns von Thier und Menschen habe eine bestimmte und absonderliche Funktion, man hat darüber an Tauben Versuche angestellt, das Gehen eines solchen Geschöpfes z. B. an irgend einer gewissen Stelle verletzt, und es ging nun beständig rückwärts, an einer andern stürzte es unaufhaltsam vorwärts, bei einem dritten und vierten drehte es sich in Einem fort rechts oder links herum. Das soll bei einem Menschen nun gerade so sein, und der Hieb dort," sagte er so leise, daß es nur für den Bedienten verständlich war, „muß gewissermaßen, wie sie es nennen, einen Theil des Gedächtnisses getroffen haben, denn wenn sich der Herr auch gewisser Sachen, die früher vorfielen, außerordentlich gut erinnert, so hat er dagegen alle Personen seiner früheren Bekanntschaft total vergessen, sogar den alten Herrn erkannte er nicht wieder, ebenso wenig mich, den er doch früher täglich gesehen. Und was nun seine Braut anbelangt, so hat er wohl eine Ahnung von der ganzen Geschichte und blättert oft dort in dem großen Buche, wo die schönen Mädchenköpfe abgezeichnet sind; da kann er stundenlang überlegen und suchen, ohne zu finden, denn das sieht man an der Trauer und dem Unmuthe, mit dem er das Buch jedesmal von sich wegwirft."

„Also weiß er, daß er eine Braut gehabt und sie verloren?" — „Gewiß, aber gerade, daß er fort und fort nachgrübelt und ihr Bild wieder zu finden sucht, wird seiner Genesung, wenn überhaupt eine möglich wäre, sehr hinderlich sein." — „Und die junge Gräfin?" fragte flüsternd der Bediente, „hat sich ihr Zustand geändert, oder ist sie schwermüthig geblieben?" — „Wir wissen nicht viel von ihr," entgegnete Herr Krämer nach einer Pause. „Die Aerzte riethen ihr Luftveränderung, sie machte mit ihren Eltern eine Reise nach Südfrankreich und Italien, und ich weiß in der That nicht, ob sie zurückgekehrt ist." — „Also sind die beiden Häuser durch die Geschichte ein wenig aus-



einander gekommen?" — „Schon vor dem Tode unseres alten Herrn; und doch, seit Herr Baron Paul die Sachen verwaltet, hat es sich wieder gut gemacht. Nur als vor einem halben Jahre die Aerzte zu einer Zusammenkunft der beiden jungen Leute riethen, welche vielleicht auf das Gemüth des Kranken heilsam einwirken könnte —" — „So widersetzte sich der Herr Baron Paul dieser Zusammenkunft?" fragte François mit einem seltsamen Lächeln; „ich verstehe." — „So, Ihr versteht?" erwiederte der Andere mit einem kurzen und raschen Kopfnicken. „Nun, das freut mich, und da Ihr nicht ganz ohne Verstand seid, so werdet Ihr auch hoffentlich einsehen, wie die Geschäfte hier geführt sein wollen."

„Aber eins begreife ich nicht," meinte der Bediente, „warum Ihr mit dem Kranken hier in der Stadt und dem Hause bleibt? Da gibt es doch stille und ruhige Aufbewahrungsorte, wo man glücklicherweise nicht so viel Umstände zu machen braucht." Herr Krämer schüttelte verächtlich mit dem Kopfe, dann deutete er achselzuckend auf seine Stirne und sagte hierauf: „Es ist ein Unglück, wenn man nicht weiter sieht, als Einem die Nase gewachsen ist. Meinet Ihr vielleicht, man stecke den einzigen Herrn eines großen Namens und ungeheuren Vermögens nur so mir nichts, dir nichts in irgend eine Anstalt hinein? Das will zart behandelt sein. Das ist ein Grund; der andere aber ist der, daß unser Kranker in eine wahre Wuth geräth, wenn er nur aus irgend etwas zu merken glaubt, man wolle ihn aus der Stadt entfernen."

„Also hat er sehr lichte Momente?" fragte der Bediente. — „Viel zu viel, um ein Narr zu sein, und zu wenig, um vernünftig leben zu können. Ich sage Euch, François, es gibt Tage, wo wir Beide so ruhige Conversation führen und wo er so gescheidt fragt und antwortet, daß ein Dritter, der uns zuhörte, wahrhaftig kaum im Stande wäre, zu sagen, wer von uns Beiden der Gescheidteste ist. — Jetzt aber geht hinaus, ich habe schon ein paarmal bemerkt, daß er un-

willige Blicke herüberschießt; mir scheint, er will allein sein, vielleicht schlafen. Du grundgütiger Herrgott!" setzte er mit einem scheinheiligen Seufzer hinzu, „dann wäre dieses mühsame Tagewerk auch wieder vorüber! Ist noch ein Tropfen in der Flasche?" Statt aller Antwort füllte der Bediente den dargereichten Kelch nochmals, schlug dann den Pfropfen mit der Handfläche in die leere Flasche und entfernte sich mit leisem Schritt.

Der Baron Breda stand am Fenster und hatte die Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, nun wandte er sich mit einemmale rasch herum. „Wissen Sie was, Gerard," sagte er mit lauter Stimme, „ich habe das Leben hier in dem Zimmer satt und will hinaus. Teufel auch! ein junger Mann von meinem Alter braucht nicht gehütet zu werden wie ein kleines Kind, und keinen Wärter wie Sie sind." Statt aller Antwort zuckte Herr Krämer mit den Achseln und blickte lächelnd vor sich hin in die Kaminglut. Der junge Mann schaute ihn ein paar Sekunden mit weit geöffneten Augen an, dann seufzte er schmerzlich auf, legte die Hand an die Stirne und ballte sie gleich darauf wie im heftigen Zorn. Doch ging das wieder vorüber, wie es gekommen, worauf sich der Kranke abermals ein paar Schritte dem Kamin näherte und dann mit sanfter, schmeichelnder Stimme sagte: „Lieber Gerard, wir kennen uns doch schon ziemlich lange, ich glaube seit jenem unglücklichen Tage, wo ich zu Bette liegen mußte. Ganz richtig, mir wird es so schwer, eine Erinnerung festzuhalten," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er seine Augen mit der Hand bedeckt hatte. „Sie sagten mir öfters, Sie seien mein ganz ergebener Diener."

„Allerdings habe ich das oft gesagt und meine es auch ehrlich; Ihnen fehlt auch nichts, ich bin ja besorgt für Sie, wie man es nur sein kann." — „O ja, zu viel," murmelte der junge Mann, „aber — was wollte ich doch sagen? das Gitter, das verfluchte Gitter! es läßt meine Gedanken nicht hinaus. O, ich habe schöne Gedanken, Gerard, gute Gedanken, und auch für Sie." Bei diesen Worten

war er ganz nahe an den Lehnstuhl getreten, an welchem der Hüter saß, der vollkommen gleichgültig schien und auch nicht eine Miene machte, den Kopf herumzudrehen. Dagegen blickte er aufmerksam in das Spiegelglas vor sich, auf welche Art er die geringste Bewegung des Kranken zu überwachen im Stande war. — „Gerard,“ fuhr dieser fort, „ich bin der Herr dieses Hauses, laßt dieses elende Spiel aufhören. Warum bewacht man mich? Warum läßt man mich nicht frei ziehen? Wissen Sie was, Gerard,“ setzte er flüsternd hinzu, „wir wollen zusammen fliehen in die weite Welt hinaus; Sie machen mich frei, ich mache Sie reich. — O hinaus! hinaus! immer weiter! durch Thäler über Berge, daß ich den weißen, garstigen Schnee nicht mehr sehe. Denken Sie, Gerard, welches Entzücken, welch' Vergnügen, wenn des weißen kalten Schnees immer weniger wird, wenn sich dazwischen grüne Streifen zeigen, liebe grüne Streifen, unendlich farbige Blumen, weiße Glocken und blaue Veilchen, und davon machen wir einen Kranz und ziehen damit immer weiter und weiter hinaus, bis wir sie wieder finden, die Blume aller Blumen, so schön, so hold, so rein!“ — Diese Worte hatte er wie in steigender Angst gesprochen und dabei seinen Kopf tief herabgesenkt, um besser in das unbewegliche Gesicht seines Hüters blicken zu können, ob vielleicht aus demselben eine kleine Hoffnung zu schöpfen sei. — „Willst du, Gerard?“

Doch hatte sich in der Physiognomie des Herrn Krämer durchaus nicht das Mindeste verändert; höchstens schien er gelangweilt, eine Sache abermals hören zu müssen, die nach seinen Begriffen vollkommen kindisch, ja verrückt war; er schien auch gar keine Lust zu haben, sich in Erörterungen einzulassen, sondern erwiderte einfach: „Es ist wahrhaftig schon spät, wir müssen die Lichter auslöschen, alle Welt geht zu Bette, und das wollen wir auch thun.“ — Das Gesicht des jungen Mannes zeigte in diesem Augenblicke einen verzweifelten Kampf, eine Stufenleiter von der höchsten beseligendsten Hoffnung zur tiefsten schmerzlichsten Enttäuschung. — „Nein, nein!“

sagte er zähneknirschend, „nur Licht! Licht! — ich will nicht schlafen, Gerard!“ rief er darauf laut, indem er an das Fenster eilte und den Vorhang zurückriß. „Siehst du wohl, daß nicht alle Welt schläft; dort fahren sie herum mit schnellen Pferden und glänzenden Livreen. Glückliche, frohe Menschen!“ Die heftige Aufregung, welche in dem Tone der Stimme des Kranken lag, bewogen Herrn Krämer, langsam aufzustehen und sich ebenfalls dem Fenster zu nähern. „Bah!“ sagte er, „wie kann man wieder so aufgeregt sein! Es ist wahrhaftig besser, wenn wir ruhig zu Bette gehen. Denken Sie an was Anderes! man muß das alles vergessen.“

„O wie kann ich sie vergessen!“ sprach der junge Mann leise zu sich selber, „sie vergessen, da sie einmal mein war! Nie! — nie! — nie!“ Nach diesen Worten blickte er eine Weile starr zum Fenster hinaus, wobei seine Züge sich augenscheinlich beruhigten, dann blitzte sein Auge eigenthümlich, und momentan schien es, als zucke ein seltsames Lächeln um seinen Mund. Nachdem er noch eine Zeitlang die heiße Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, wandte er sich ruhig um und trat zum Tische, wo die schwere Kegelkugel auf dem venetianischen Glase lag. Er nahm sie leicht in die Hand und rollte sie mit so großer Kraft über den Teppich weg nach den Kegeln, daß sie an der Wand hoch emporfuhr. Herr Krämer schüttelte den Kopf und bat, das Spiel jetzt zu unterlassen, da es bereits neun Uhr sei und zu spät, um jetzt noch Derartiges zu treiben. „Ich will aber noch nicht schlafen!“ entgegnete der Kranke, „meinetwegen will ich die Kugeln liegen lassen, aber dann eine andere Unterhaltung haben.“

Der Hüter, welcher zufrieden war, daß der Paroxismus von vorhin so glücklich und leicht sich gelegt hatte, mochte nun auch nicht darauf bestehen, den Kranken in's Bett zu bringen, und sagte: „Nun, mir soll es auf eine Stunde weiter nicht ankommen; ich will Sie sogar noch eine Zeit lang unterhalten, wenn Sie gut und ruhig sein wollen. Wünschen Sie etwas zu spielen?“ — Der junge Mann, der hoch aufgerichtet im Zimmer stand und jede Miene seines Hüters

aufmerksam betrachtete, fragte mit einem lauernden Blicke: „Wo ist das Schachbrett?“ — „Dort auf dem Nebentische,“ entgegnete Herr Krämer. — Der Kranke zuckte mißmuthig mit den Achseln. „Ach nein,“ sagte er, „warum mit den Schachfiguren spielen? Das sind arme Gefangene wie ich, sie können nur ihre vorgeschriebenen Schritte thun und dürfen nicht rechts noch links; das eckelt mich an. Wo sind meine Federbälle? Das fliegt, wohin es Lust hat.“ — „Ah!“ meinte der Hüter, „wie kann man Ball schlagen bei Licht! Warten Sie bis morgen früh!“ — „Wo sind meine Federbälle?“ fragte der junge Mann mit demselben eigenthümlich lauernden Blicke wie vorhin. — „Dort in dem Wandschranke, glaube ich.“ — „So will ich damit spielen!“ Bei diesen Worten preßte der Kranke die Lippen heftig aufeinander.

Herr Krämer, der es vorzog, lieber eine halbe Stunde Ball zu schlagen, als eine ganze unruhige Nacht durchmachen zu müssen, wie das schon bei ähnlichen Veranlassungen vorgekommen war, ging nach der Ecke des Zimmers, wo sich der bezeichnete Wandschrank befand. Derselbe war sehr tief und in einem Winkel angebracht, den die Mauern des Nebenzimmers, mit dem dieses Gemach verbunden war, bildeten; verschlossen war er durch eine Thüre mit einem kunstvoll gearbeiteten festen Schloß. Der Hüter öffnete denselben und bückte sich brummend nieder, um Bälle und Raquette herauszulangen.

Der Baron stand in der Mitte des Zimmers und hatte die rechte Hand auf den großen Tisch gestützt, während er die Nägel seiner linken aufmerksam zu betrachten schien; — schien sagen wir, denn in Wahrheit verfolgten seine Blicke mit größter Aufmerksamkeit die Bewegungen seines Wärters. Kaum hatte sich derselbe niedergebückt und befand sich mit dem Oberkörper in dem Wandschrank, als der junge Mann mit einem einzigen Sprunge hinter ihm war, ihn mit Riesenkraft in den dunklen Raum warf, die Thüre zustieß und den Schlüssel umdrehte. Das alles war das Werk einer Sekunde und der Ueberfall so plötzlich und unerwartet gekommen, daß Herr Krämer

während demselben nicht einmal einen Schrei ausstieß. Nachdem die schwere Thüre aber einmal verschlossen, war sein Rufen selbst in dem Gemache nur dumpf zu vernehmen.

Einen Augenblick blieb der junge Mann wie überrascht vor der Thüre stehen, dann lächelte er eigenthümlich und sagte zu sich selber: „Ruhig, ruhig — ruhig," während er, wie um seine Gedanken festzuhalten, beide Hände fest an den Kopf drückte. Indem fing der eingeschlossene Wächter an zu rufen und zu poltern; man vernahm deutlich seine grobe Stimme: „Was soll das heißen? — Wollen Sie augenblicklich öffnen? — Nehmen Sie sich in acht, das soll Ihnen theuer zu stehen kommen! Auf meine Ehre schwöre ich Ihnen! vier Wochen lang sollen Sie nicht Sonne und Mond sehen, auch nicht den geringsten Lichtstrahl."

Kopfnickend horchte der Baron auf die Stimme seines Feindes, und statt aller Antwort drehte er den Schlüssel in dem Schlosse nochmals herum, zog ihn dann ab und warf ihn in die Kaminglut; dann besann er sich einen Augenblick und verschloß darauf auch die Thüre, die auf den Korridor führte und zu welcher François hinausgegangen war. Nun fühlte er sich frei und sagte sich das zehnmal nach einander mit tiefen Athemzügen. „Frei! frei! frei?" jubelte er aus voller Brust; dann begann er zu überlegen, wie die gewonnene Freiheit am besten zu benutzen sei, und um darüber nachdenken zu können, setzte er sich in den Lehnstuhl seines Wärters am Kamin und blickte in die glühenden Kohlen, wobei aber seine Gesichtszüge auf eine erschreckende Art beständig wechselten. Jetzt schien er zufrieden mit dem, was er gethan, gleich darauf schaute er überrascht um sich und schien erschrocken, sich so allein im Zimmer zu sehen; dann versank er wieder in tiefes Nachsinnen. Am räthlichsten erschien es ihm nach einer Weile, Stühle und Tische zusammenzutragen und ein Feuer darunter zu machen, um in dem Tumulte, der dann nothwendig entstehen müsse, das Haus zu verlassen. Gleich darauf wollte er das Fenster öffnen und auf die Straße hinaus um Hülfe rufen, doch verwarf er

das kopfschüttelnd und lauschte dann wieder aufmerksam nach dem Wandschranke hin, wo der eingesperrte Hüter schon längst angefangen hatte, gelinde Saiten aufzuziehen und freundliche Worte zu geben. Dazwischen hörte man ihn aber wieder fluchen und toben und mit aller Kraft auf den Fußboden klopfen, indem er dadurch Jemand zu seiner Hülfe herbeizuziehen hoffte.

Der junge Mann schien unterdessen einen andern und bessern Entschluß gefaßt zu haben, und die Idee hiezu war ihm offenbar beim Anblick des Schlüsselbundes gekommen, den Herr Krämer auf dem Tische, wo er soupirt hatte, liegen gelassen; er nahm ihn zu sich und ging zu einer Thür neben dem Eingang zu dem erwähnten Schlafkabinet. Nachdem er mehrere Schlüssel probirt, fand er endlich den richtigen, öffnete und ging, nachdem er sich ein Licht angezündet, in das anstoßende Zimmer. Die kleine Flamme der Kerze drohte vom Luftzuge zu verlöschen, als der junge Mann in das Nebenzimmer trat, weßhalb er einen Augenblick stehen blieb, um die Flamme mit der Hand zu schützen. Auch Erinnerungen, die mächtig auf ihn einstürmten, schienen ihn auf der Schwelle zu fesseln; er blickte um sich, und nach und nach, als das Licht heller brannte und die ruhig aufsteigende Flamme mehr und mehr leuchtete, schien es auch in ihm klarer zu werden; aber zu gleicher Zeit lagerte wieder ein Zug tiefen Schmerzes über seine Züge, er erkannte das Zimmer wieder, wo er sich befand; es war ja sein eigenes, ganz in demselben Zustande geblieben, in welchem er es vor anderthalb Jahren verlassen. Da waren all die ihm wohlbekannten Geräthschaften, und es war ihm zu Muthe, als kehre er von einer langen Reise zurück und trete nun zum erstenmal wieder bei sich ein.

Doch leuchtete die einzige Kerze zu schwach, weßhalb er zurück in das große Gemach ging und dort ein paar Carcelllampen holte, nicht ohne nach dem Wandschranke hinzulauschen, wo er aber nichts vernahm als ein schwaches Geseufze. Er trat zurück in sein Zimmer und überließ sich der Freude des Wiederfindens. Von einem Tische

[illegible]ilte er an den anderen, betrachtete und befühlte alle Gegenstände, die um ihn herumstanden. Ach! und es wollte ihm fast das Herz zerreißen, wenn er irgend etwas fand, woran sich eine süße Erinnerung knüpfte, und er fand viel dergleichen: Bücher, die er ihr zum Lesen geschickt und die sie ihm zurückgesandt, kleine, zierliche Sachen, die sie ihm bei verschiedenen Gelegenheiten zum Geschenk gemacht; und vor allem das Kostbarste, was er gierig empornahm und an seine Lippen riß, waren verwelkte, vertrocknete Blumen in einem Glase. Etwas aber suchte er vergebens: ihr Bild. Dort an der Wand, wo es sonst hing, hier auf dem Schreibtische, wo eine kleine Kopie davon gestanden, war nichts mehr davon zu sehen. — Obgleich die Gedanken in seinem Kopfe heftig tobten und wütheten und an dem eisernen Gitter rüttelten, so daß es ihm war, als ströme über ihn hinweg ein brausender Wasserfall, dessen Getöse er nur zuweilen zu dämpfen vermochte, wenn er den Kopf recht fest mit beiden Händen drückte, so fühlte er doch, wie beim Anblick all der bekannten Gegenstände auch ihr Bild langsam bei ihm auftauchte und wie so nach und nach einzelne Züge desselben wie leuchtende Blitze durch die Nacht zuckten, welche sein Gedächtniß umgab. Umsonst aber versuchte er diese einzelnen Züge festzuhalten, um ein Ganzes daraus zu formen; er brachte es trotz der unsäglichsten Mühe nicht zu Stande, und da er das [illegible] faltete er seine Hände und hob sie wie flehend in die Höhe.

Ein lautes Klo[illegible] die äußere Thüre des Nebenzimmers, dem [illegible] mit doppelten Schlägen und Rufen ant[illegible] [illegible]fahren und brachte ihn aus süßen und [illegible] Wirklichkeit zurück; er blickte rasch um [illegible] einem Nebentische ein kleines Kästchen bemerkte, [illegible] und ging damit in das äußere Zimmer zurück. [illegible] den Tisch, und da er keinen Schlüssel fand, um [illegible] er das Ende eines elfenbeinernen Lineals so [illegible] unter dem Deckel, daß das schwache Schloß [illegible] Kästchen aufflog. In demselben befanden sich zwei

Doppelpistolen der feinsten englischen Arbeit; der junge Mann lächelte eigenthümlich, als er sie betrachtete; dann horchte er einen Augenblick auf das Geräusch an der äußern Thüre, an der noch zuweilen geklopft wurde, und wo sich alsdann ein paar Stimmen vernehmen ließen, die zusammen sprachen, worauf er vorsichtig, aber eilig die Schußwaffen herausnahm, sie mit einem guten Schusse lud, dann auf jeden Lauf eine Zündkapsel setzte und hierauf die beiden kleinen Pistolen vor sich auf den Tisch legte. Nachdem dies gethan, schien der Kranke einen Augenblick zu überlegen und schritt dann gegen die äußere Thüre, an welcher wiederholt geklopft wurde und vor welcher er immer noch sprechen hörte, ohne etwas verstehen zu können. „Wer ist draußen?" fragte der Baron nach einer kleinen Pause, wobei er seine Hände an den Drücker und den Riegel der Thüre lehnte. „François!" erklang es von draußen; „er will herein." — „François wird hereinkommen, wenn es mir gut dünkt." — „Oho!" hörte man die Stimme des Bedienten. Und dann rief er lauter: „Ich bin's ja, Herr Krämer, machen Sie doch auf!"

Einen Augenblick schaute der junge Mann im Zimmer umher, nach der Thüre des Wandschranks, vor allem aber nach dem Tische, wo die Pistolen lagen, dann zog er den Riegel zurück, öffnete die Thüre und ging rückwärts gegen den Tisch, wo er stehen blieb und die rechte Hand aufstützte, so daß er die Schießwaffen leicht erreichen konnte. François trat hastig ein und blickte nach Herrn Krämer umher; als er ihn nicht sah, blieb er erstaunt an der Thüre stehen, und dieses Erstaunen wuchs, als ihm der Baron den Befehl gab, näher zu kommen und die Thüre zu schließen; ehe er aber diesem Befehl Folge leistete, winkte er einem andern Mann, der draußen stand, und erst als dieser, ebenfalls in der Livree des Hauses, in das Gemach getreten war, drückte er die Thüre hinter sich zu.

„Du wunderst dich, mich hier allein zu finden," sagte der junge Mann mit einem durchdringenden Blick auf den Bedienten, der sich scheu und schüchtern umsah und nicht begreifen konnte, wo Herr Krä-

mer eigentlich bleibe. Plötzlich aber schlug dieser heftig an die Thüre seines Gefängnisses und man hörte seine Stimme kaum vernehmlich hervordringen: „François, öffne die Thüre des Wandschrankes, öffne geschwind, oder es geschieht ein großes Unglück.“

„So öffne denn,“ sagte der Kranke. Und als sich der Bediente hastig dem Wandkasten näherte, ergriff er eine der Pistolen und ließ die Batterie knacken. Bei diesem Tone wandte sich der Bediente plötzlich um, und als er sah, wie der junge Herr langsam die Pistole erhob, bedeckte sich sein Gesicht mit einer erschreckenden Blässe, die Knie schienen ihm ihren Dienst versagen zu wollen, und er hielt sich an der Wand, um nicht umzufallen. Der andere Bediente, der mit eingetreten war, machte große Augen, in denen sich übrigens weniger Schrecken als vielmehr ein freudiges Erstaunen zeigte: auch machte er gar keine Miene, sich zum Schutz seines Kameraden zwischen Beide werfen zu wollen, so verzweiflungsvoll auch François zu ihm herüberblickte.

„Du siehst, ich bin wieder der Herr,“ sagte nun der junge Mann. Dann wandte er sich an den Andern mit den Worten: „Dein Gesicht erinnere ich mich noch nicht gesehen zu haben. Was willst du?“

Der Angeredete war ein älterer Mann von gutem Aeußern; sein Kopf hatte eine Vertrauen erregende Physiognomie, und als er entgegnete: „O Euer Gnaden sollten mich kennen! ich bin schon lange Jahre im Hause,“ klang das so herzlich, daß es dem Kranken in der That vorkam, als habe er diese Stimme schon früher gehört, und daß er sich, obwohl vergeblich abmühte, in seinem umflorten Gedächtniß die Gesichtszüge dieses Mannes hervorzurufen. Als ihm dies nicht gelang, schüttelte er mit dem Kopfe und erwiderte: „Nun gut, wenn du schon lange in diesem Hause bist, so wirst du auch wissen, daß ich der Herr desselben bin, was dieser da und der Andere vollkommen vergessen haben. Denn, solltest du es glauben? sie haben mich hier eingesperrt, sie haben das Licht von mir abgehalten und mich lange Tage in schrecklicher Finsterniß gelassen, blos weil ich ihnen gesagt, ich wolle hinaus in's Freie, und ich wüßte wohl, was sie mit mir

vorhätten. Das Gitter in meinem Kopfe habe ich ja nie geläugnet; es hält meine schönsten Gedanken fest, und — und — und —." Dies hatte er mit sehr trauriger Miene gesprochen, dann aber wurde seine Stimme heftiger, und zornig fuhr er fort: „Jetzt bin ich aber frei und will frei sein. Es soll mich nichts hier zurückhalten, ich will hinaus." — „Aber wohin wollen Sie, gnädiger Herr," sagte schüchtern der ältere Diener. „Es ist schon ziemlich spät, auch dunkle Nacht draußen."

„Wo ich hin will?" fragte der junge Mann erstaunt. „Zu ihr! sie sehen und ihr sagen, daß ich nicht der bin, für welchen man mich ausgibt. O ich denke recht klar, und wenn ich an meinen Kopf fasse, so ist mir's gerade, als fange das Gitter an ein wenig nachzugeben und als schlüpfe hie und da ein prächtiger Gedanke hindurch. — Laß doch einmal sehen! Draußen liegt der Schnee, es ist kalt, also Winter; ich höre einen Wagen nach dem andern vorbeifahren; in dem Wagen sitzen Menschen, lebende Wesen, grade solche wie ich, die sich freuen wollen, grade wie ich. Und wo jene Wagen hinfahren, da wird man auch mir die Thüre öffnen, mir — dem Baron Hugo von Breda," setzte er stolz und hochaufgerichtet hinzu.

François hatte sich durch Zeichen mit dem andern Bedienten in's Vernehmen setzen wollen; doch schien dieser geneigt, seinem Herrn beizustehen, sei es auch nur aus Haß gegen François und Herrn Krämer, die von dem ganzen Hause verabscheut wurden.

„Aber, gnädiger Herr," erlaubte sich François, dem ein vortrefflicher Gedanke gekommen zu sein schien, mit unterthäniger Stimme zu sagen, „wir sollten die Sache ruhig überlegen, namentlich aber den Herrn Baron Paul von Ihrem Wunsch in Kenntniß setzen lassen, der gewiß nichts dagegen einzuwenden haben wird."

„Ah, mein Vetter Paul!" rief der Kranke mit einem schrecklichen Lachen, „er, der mir alles Entsetzliche zugefügt, der mir von ihr gesprochen und der mich veranlaßt zu thun, was ich gethan; der mich hier eingesperrt und gefangen gehalten! — Ah, beim Teufel, laßt ihn

kommen! Ich habe Kugeln genug in meinen Pistolen. — Aber dir," wandte er sich heftig gegen François, „dir befehle ich, kein Wort mehr zu sagen. Bei der nächsten Silbe, die ungefragt aus deinem Munde kommt, liegst du zu meinen Füßen. Glaube mir, meine Hand zittert nicht mehr." Damit hob er langsam die Pistole in die Höhe und zielte in der That fest und sicher auf den Bedienten, der fast zusammenknickte und in der Angst sein Gesicht abwandte. — „Bah! mit dem schlechten Kerl," fuhr der Baron fort und ließ die Hand mit der Pistole wieder sinken. „Sprechen wir von Geschäften," wandte er sich an den andern Bedienten. „Du wirst mir die Wahrheit sagen. Wohin fahren jene Wagen? — Nun?" — „Zum Herrn Grafen Heeren," erwiderte der Gefragte nach einer kleinen Pause; „es ist dort ein Ballfest."

„Ein Ballfest?" rief schmerzlich der junge Mann. „Ein Ballfest bei ihr und ich bin nicht eingeladen? Und ich soll hier bleiben in dunkler Nacht bei verschlossenen Fenstern, bei diesen beiden Elenden, die mir so lange vorgesagt haben, ich sei wie ein kleines hülfloses Kind, daß ich es fast selbst geglaubt. — Aber es ist noch Zeit, alles das wieder gut zu machen. Fort! gehen wir auf den Ball. Ich will dort als Teufel oder Tod erscheinen und alle zur Rechenschaft ziehen, welche jenes Gitter geschmiedet, das meine Gedanken zurückhält."

François schien sich vor der Ausführung dieses Entschlusses ebenso sehr zu fürchten, wie vorhin vor den Kugeln; er rang seine Hände flehend gegen den andern Bedienten, ja seine Rechte griff sogar nach dem Schloß des Wandschrankes, glitt aber kraftlos herab, als er fand, daß dort der Schlüssel abgezogen war.

„Ich habe mich so lange nicht mehr angekleidet," sprach der Kranke nachdenkend, „daß ich vergaß, was dazu gehört. Du," — wandte er sich an den ältern Bedienten, „der du mich schon seit vielen Jahren kennst, wirst mir helfen. — Komm! — Doch halt! Wir können diesen nicht allein lassen." Damit zeigte er auf François. „Das ist ein gefährlicher Narr, sage ich dir; er wäre im Stande, uns das

Haus über dem Kopf anzuzünden, daß wir verbrennen müßten und nicht hinaus könnten. Er soll vorangehen, du, riegle die äußere Thüre und dann vorwärts! O ich habe meine Zimmer wieder erkannt."

Nachdem François noch einen verzweiflungsvollen Blick auf den geschlossenen Wandschrank geworfen, ging er wankend voran, machte aber sehr kleine Schritte, wozu ihn der Baron freundlichst ermahnt, indem er ihm gesagt: „Nimm dich in acht, daß du für meine Absichten nicht zu schnell gehst; es könnte dein Unglück sein."

So durchschritten sie das anstoßende Zimmer und wieder schaute der junge Mann an die Wand und auf den Tisch, wo ehedem ihre Bilder waren, und schüttelte darauf betrübt mit dem Kopfe, während er leise vor sich hin sagte: „Was ich fürchte, ist, daß ich Sie nicht wieder erkenne. Denn wenn ich meinen armen Kopf noch so sehr anstrenge, so kann ich doch ihr ganzes Bild nicht mehr zusammenbringen vor meiner Seele. Wie Blitze sehe ich wohl hie und da ihre süßen dunkeln Augen, umflort und fast verdeckt von den langen Wimpern, — die lieben Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumerischem Blick, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Musik, wie ein süßes, süßes Lied. — Auch ihr Mund lächelt mir zuweilen, die feinen Lippen, die sie so komisch trotzig aufwerfen konnte; ja komisch und trotzig, ein süßer Zorn, wenn sie mir sagte: „Ach, du bist kalt, du hast mir heute ja erst hundertmal gesagt, daß du mich liebest wie nie ein Mädchen geliebt worden sei. — Ja," fuhr er fort und drückte die Hand an die Stirne, „wenn ich Auge und Mund nicht mehr zusammenfände! Das ganze liebe Gesicht nicht wieder erkennen könnte! O Gott im Himmel! dann wäre es doch wahr, was jene Beiden oft zusammengeflüstert. — Ich sei — — ah, gräßlich!"

So durchschritten die Drei einige Zimmer, François mit ängstlicher Genauigkeit, in derselben Entfernung voraus bleibend, der ältere Diener neben seinem unglücklichen jungen Herrn, den er zuweilen kopfschüttelnd betrachtete, und dessen Auge sich sogar mit Thränen füllte, wenn er die halblauten Selbstgespräche hörte, die jener von Zeit zu Zeit

hielt. Das Schlafzimmer war ebenfalls geblieben, wie er es damals verlassen. Dort stand sein Bett, vor demselben das Fell eines Bären, den er einstens geschossen; an der Wand gegenüber hingen alte prächtige Waffen, deren falsche Kopien wir im ersten Gemache bemerkt. Auch hier blickte der unglückliche junge Mann eifrig nach Bildern von ihr, deren er damals eine große Menge besessen; aber auch hier war keines derselben mehr zu finden.

In kurzer Zeit war die Toilette beendigt, und François, der ebenfalls mithalf, hatte Zeit gefunden, seinem Kameraden zuzuflüstern: „Aber wo soll das hinaus? Das muß ja nothwendiger Weise ein furchtbares Unglück geben. Der Herr Baron Paul werden auch bei Graf Heeren sein oder doch hinkommen; er hat seinen Wagen auf zehn Uhr befohlen, es geschieht ja dort etwas Wichtiges." Der Andere zuckte mit den Achseln und meinte, man könne nicht wissen, was geschehe, er habe nicht Lust, sich gegen die Gewalt oder gegen den Befehl seines Herrn aufzulehnen.

„So," meinte dieser, als alles beendigt war und er sich nun im Spiegel beschaute, „jetzt sind wir fertig; aber wenn ich fürchten muß, daß ich sie nicht wieder kenne, so bin ich ebenso überzeugt, daß auch sie nicht wissen wird, wer der bleiche Mann ist, der vor sie hintritt. — Und meine Augen! — Wie ich mich selbst so seltsam anstarre. O mir kommt der schreckliche Gedanke, daß man meine Augen vertauscht hat, und daß man mir statt der meinigen die eines Verrückten gegeben. — Das wäre ungeheuer komisch." Dabei zwang er sich zu lächeln, lachte aber so furchtbar und verstört, daß François zusammenschrak und der Andere mit der Handfläche über seine Augen fuhr.

In derselben Art, wie sie in das Schlafzimmer gegangen, schritten sie auch in den großen Salon zurück, und der Kranke vergaß nicht, jede Thüre hinter sich abzuschließen und die Schlüssel zu sich zu stecken. Dann öffnete er die äußere Thüre, die auf Korridor und Treppe führte und horchte in das stille Haus hinab. Nach einiger Zeit schlug eine Uhr im Hause die zehnte Stunde, dann hörte man

den Klang der andern aus verschiedenen Zimmern; gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet und eine Stimme rief: „Der Wagen des Herrn Baron soll vorfahren!“ — „Meinen Mantel!“ befahl nun der Kranke mit Heftigkeit. Der ältere Bediente gab ihm denselben um und trat auf eine drohende Miene des jungen Mannes in das Zimmer zurück. Die Thüre zu demselben verschloß der Letztere ebenfalls und dann glitt er lautlos die Treppe hinab, nicht ohne seine Pistole, die er unter dem Mantel in der rechten Hand hielt.

Die breite Steintreppe mündete auf ein rundes Vestibül, rechts befand sich die Loge des Portiers, geradeaus die Hausthüre. Vor derselben fuhr in diesem Augenblick ein Wagen vor, ein Lakai, der auf der Außentreppe gewartet, öffnete den Schlag, als er den Baron die Treppe herabkommen sah. Dieser hatte das rechte Mantelende so um die linke Schulter geworfen, daß sein Gesicht fast ganz verdeckt war. Er schritt leicht über den Vorplatz und sprang, ohne sich umzusehen, in das niedere Coupé. „Du weißt wohl, wohin?“ fragte er, „zu Graf Heeren.“ — „So ist es dem Kutscher befohlen,“ erwiderte der Bediente, indem er die Wagenthüre schloß. Doch wiederholte er den Befehl noch einmal: „zu Graf Heeren! — fort!“ Die Pferde zogen an.

Doch hatten sie erst wenige Schritte gethan, als der Wagen plötzlich hielt, der Schlag an der rechten Seite geöffnet wurde und ein junger Herr hereinsprang, der sich mit dem Ausrufe: „Aber zum Teufel! Paul, das heiße ich die Pünktlichkeit zu weit treiben!“ in die weichen Kissen warf. „Die Glocken von den Kirchenuhren brummen noch vom Schlage der zehnten Stunde; du hättest mich um ein Haar sitzen lassen. Nun, daß es dir pressirt, begreife ich.“ — „Ja, mir pressirt's,“ erwiderte der Andere mit leiser Stimme. — „Uff! bin ich deinem Wagen nachgelaufen; und das sag' ich dir, wenn ich die Idee von einem Spritzer an meinen Stiefeln habe, so verklage ich dich vor der ganzen Gesellschaft bei deiner Braut —“ — „Bei meiner Braut?“ entgegnete der Baron, und der Ton seiner Stimme mußte etwas Er-

staunen oder Ueberraschung zeigen, denn der Andere lachte laut hinaus und rief lustig: „Das ist in der That schön! Du willst wohl auch gegen mich den Geheimnißvollen spielen! Und doch hast du eigentlich recht: heute Abend soll ja erst einem kleinen Kreise deine Verlobung mit der Gräfin Elise proklamirt werden."

„A—a—ah!" machte der Kranke, und es war gut, daß die Räder auf dem Pflaster rasselten, sonst hätte der Andere unfehlbar hören müssen, mit welch' fürchterlichem Zähneknirschen das Ah! begleitet war. Dabei preßte er beide Hände an die Schläfe und drückte den Kopf noch tiefer in die Ecke des Wagens, als er es bisher gethan. Der Andere, welcher glaubte, das Uebermaß von Glück mache seinen Freund einsilbig, blickte zum Wagenschlag hinaus, und erst, als sie ein paar Minuten, ohne zu sprechen, fortgefahren waren, sagte er: „Apropos, wie geht es dem armen Hugo? Schlimmer als je, wie ich höre." — „O nein," erwiderte der Gefragte, „es geht ihm besser; ich glaube, er ist auf dem Wege, daß es ihm sogar ganz gut gehen kann." — „Aber du sprachst doch gestern ganz anders, du sagtest, er tobe und es sei lebensgefährlich, sich ihm zu nahen." — „Nicht für alle, nur für Einzelne," versetzte der Kranke mit dumpfer Stimme, wobei er seine Pistole in die Höhe hob.

Mochten nun die langsam gesprochenen Worte oder der Ton der Stimme dem Andern endlich auffallen, genug, er wandte den Kopf herum und suchte seinem vermeintlichen Freunde in's Gesicht zu sehen; doch lehnte dieser zu tief in der Wagenecke, hatte sich auch zu fest mit dem Mantel drapirt, als daß es bei der herrschenden Dunkelheit möglich gewesen wäre, etwas von seinem Gesichte zu erkennen. Was aber der Andere sah, als der Wagen bei einer Straßenlaterne vorbeifuhr, war das Leuchten eines der Pistolenläufe. Seine Nachbarschaft kam ihm verdächtig vor, und er überlegte einen Augenblick, ob er nicht den Kutscher halten lassen solle. Doch wozu konnte das nützen? Als umsichtiger Mann dachte er: ist da Jemand neben dir, der Uebles vorhat, so wäre es unklug, eine Katastrophe zu beschleunigen; seien wir

auf unserer Hut; wir sind bald am Ziele und da wird sich zeigen, was zu machen ist. Glücklicher Weise für ihn mußte der Wagen so anfahren, daß er selbst zuerst hinausstürzen konnte; das Beste war auf jeden Fall, ruhig und unbefangen fortzusprechen. Das that er auch, sprach über das Wetter und den bedeckten Himmel, sang zuweilen ein paar Takte dazwischen oder pfiff eine Melodie. Dabei unterließ er nicht, zuweilen einen Blick auf seinen Nachbar zu werfen.

„Jetzt sind wir da!“ rief er endlich. Und bei diesem Worte warf der Baron Hugo seinen Mantel von der Schulter und beugte sich vor, um auf die Straße zu sehen. — Nichts hätte übrigens den jungen Mann neben ihm so erschrecken können, als das bleiche Gesicht des Verrückten, das er nun augenblicklich erkannte, des Tobsüchtigen, von dem man ihm gesagt, daß es lebensgefährlich sei, sich ihm zu nähern. — Eben dieser Tobsüchtige saß nun neben ihm und hatte, als ob das zum Anzuge gehöre, eine artige Pistole mit zwei Läufen in der Hand. Unangenehme Situation! Da mußte plötzlich ein Entschluß gefaßt werden, und der kam auch zur rechten Zeit. Der Wagen hielt, er öffnete den Schlag, sprang hinaus und als der Kranke folgen wollte, rief er ihm zu: „Wart einen Augenblick, Paul, der Esel von Kutscher hat das Haus verfehlt, er muß noch zwei Schritte fahren; ich werde es ihm sagen.“ Mit diesen Worten drückte er den Schlag zu, sprang zum Kutscher und flüsterte ihm in die Ohren: „Wenn dir das Glück deines Herrn und dein Dienst etwas werth sind, George, so fahre, was die Pferde laufen können, nach Hause, du hast statt des Barons Paul den Baron Hugo im Wagen.“ — „Alle Teufel!“ entgegnete der Kutscher, warf einen schüchternen Blick hinter sich und hieb hierauf seinen Pferden eins über, die, an eine so schlechte Behandlung nicht gewöhnt, mit einem tüchtigen Satze das leichte Coupé vorwärts rissen und dann im vollen Galopp durch die dunklen Straßen dahinjagten. —

„Die zwei Schritte sind lang,“ dachte der Unglückliche im Wagen,

da dieser so dahinschoß; als sich aber nach einigen Minuten dessen Geschwindigkeit nicht verminderte, sondern vermehrte, als er erstaunt sah, wie Häuser, Laternen, Bäume und Querstraßen eilfertig vorüberhuschten, da schüttelte er zuerst mit dem Kopfe, biß sich die Lippen blutig und rief endlich dem Kutscher zu: „halt! halt!“ Doch dachte dieser nicht daran, dem Befehle Folge zu leisten; bald rechts, bald links sauste der Wagen um die Ecken und wilde, finstere Gedanken fingen an, in dem Kopfe des Kranken aufzusteigen. Er hatte von einer Braut gehört, und dann hatte man auch ihren Namen genannt. „Elise — Elise!“ Zwischen dem Rollen und Rasseln der Räder glaubte er eine klagende Stimme zu hören, die ihm nachrief, aber sie verschwand in dem Lärmen, den die Räder auf dem Pflaster machten. War jener klagende Ruf hinter oder vor ihm erschallt? Ja, ja, gewiß vor ihm; dort schleppte man sie mit Gewalt davon und sie rief um Hülfe. So dachte er und blickte wild um sich. Dann aber war es ihm, als verdichte sich das Gitter in seinem Kopfe zu einer undurchdringlichen Wand, und dann rasten und tobten seine Gedanken wie wilde Wasser an einem hohen Wehr, und sie tobten fort und überflutheten sein Gehirn, bis er einige Sekunden gar nichts mehr denken konnte und sich dann wieder besinnen mußte, wo er eigentlich sei und wohin der Wagen mit ihm fahre.

Jetzt glaubte er dagegen, es sei Herr Krämer, sein Hüter, der hinter ihm dreinjage, dann aber dachte er, der Teufel in eigener Person sitze auf dem Bocke und fahre mit ihm der ewigen Finsterniß zu. Bei dem ersteren Gedanken wollte er die Pferde antreiben mit Zuruf und Zungenschlag, bei dem andern aber stemmte er die Füße gegen die Wagenwand vor sich, als könne er das Coupé zurückhalten. Da sprang bei dem wilden Fahren die nur schlecht eingeklinkte Thüre auf, und dem unglücklichen jungen Manne war es, als haben sich ihm draußen hülfreiche Arme geöffnet und als winkten ihm unzählige Hände zu, hinauszuspringen und sich zu retten. Noch einmal rief er dem Kutscher „halt!“ zu, und als dieser statt aller Antwort wieder

auf die Pferde hieb, warf sich der Kranke aus dem Wagen und schmetterte begreiflicherweise mit einem furchtbaren Schlage auf das Straßenpflaster nieder.

Wenige Schritte davon hielt der Wagen; — an dem elterlichen Hause lag der einzige und rechtmäßige Erbe desselben lang ausgestreckt, in der krampfhaft zusammengepreßten Rechten noch die Pistole haltend.

Als die Bedienten mit Lichtern herbeieilten und ihn aufrichteten, hob sich seine Brust mühsam athmend, das Blut rieselte aus seinem Munde, und unter einem tiefen Seufzer schloß er die halbgebrochenen Augen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das hohe Gemach mit den Holzwänden und der Holzdecke haben wir zu Anfang dieser Geschichte bei Abend gesehen und zur Winterzeit; es war damals recht heimlich, im Kamin prasselte ein lustiges Feuer und hellstrahlende Lampen warfen ihren freundlichen Schein rings umher. Beobachten wir es nun ein halbes Jahr später, da es unterdessen Frühling geworden, Frühling, die schöne Jahreszeit, wo am wolkenlosen Himmel eine warme, glühende Sonne strahlt, ein Meer von Licht rings ausgießend und Blumen und Blätter in der ganzen vielfarbigen Pracht zeigend, wie sie unter ihrem heißen Kusse entstanden. Mit dem Stolz einer glücklichen Mutter that die Sonne schon ein Uebriges und zeigte ihre schönen Kinder auf Berg und Thal aufgeputzt mit Gold und Edelsteinen.

Bei so viel Pracht und Glanz draußen erscheint ein tiefes Gemach mit braunen Holzwänden traurig, fast unheimlich. Auch belebt der Kamin den dunkeln Raum nicht durch ein freundliches Leuchten und Glänzen; er starrt schwarz und verdrießlich und zeigt nur Aschenhaufen und halbverbrannte Papiere. Herr Krämer, der Hüter, saß am heutigen Tage nicht vor ihm, sondern in einer Ecke am Fenster, aber mit derselben Beschäftigung, in der wir damals die Ehre hatten, seine Bekanntschaft zu machen; er trank Rothwein, hielt aber vorher das Glas gegen das Tageslicht, statt wie damals gegen die Flammen

des Kamins. Auch François befand sich wieder im Zimmer und räumte den Tisch ab, gerade wie damals. — Auch noch eine dritte Person werden wir endlich gewahr, nachdem wir uns sorgfältig umgeschaut, denn diese dritte Person sitzt etwas verborgen. Wir würden sie nicht wieder erkennen, wenn wir sie in anderer Umgebung sähen.

Es ist ein junger Mann, der aber in den sechs Monaten um doppelt so viele Jahre älter geworden ist; auch hat er kein blondes, lockiges Haar mehr, sondern dasselbe ist glatt abgeschnitten und wird obendrein durch lange schwarze Pflaster verdeckt, die in Streifen über seinen Kopf laufen, — der arme Baron Hugo von Breda. — Aber er ist stärker geworden, viel stärker, und seine Wangen sind durchaus nicht mehr eingefallen. Auch sein Auge hat sich verändert, es blickt nicht mehr zornig oder traurig, es ist gleichförmig, ruhig, ja lächelnd, ebenso das ganze Gesicht, — die Ruhe eines Kirchhofes oder eines prachtvollen Saatfeldes, das der Hagelschlag vernichtet und auf welches, nachdem das schwere Wetter vorüber, jetzt gemüthlich die Abendsonne lacht. Herr Krämer braucht nicht mehr in seinen Spiegel zu schauen, um seinen Anvertrauten zu überwachen, er braucht auch den Wandschrank nicht mehr zu scheuen und kann alle Thüren offen stehen lassen; er braucht in dem rothen Buche nicht mehr zu lesen: „Du bist wie eine Blume so schön, so hold, so rein," auch nicht mehr Kegel zu schieben oder die nachgemachten Waffen hie und da anders aufzuhängen, — alle diese Dinge sind aus dem Zimmer verschwunden. Der Unglückliche hat nur noch ein paar Wünsche, die leicht zu befriedigen sind: je mehr Lichter am Abend brennen, desto lieber ist es ihm, nebenbei beschaut er auch gerne große Bilderbücher und liebt es, die Blätter herauszureißen und auf dem Boden umherzustreuen. Er scheint dies ohne Absicht zu thun, doch war Herr Krämer auch schon auf die Idee gekommen, als suche er vielleicht etwas, das er nicht finden könne.

An dem Tage, von dem wir gerade reden, war übrigens viel Lärmen im Hause; Koffer waren gepackt worden und Vormittags ging ein schwerer Fourgon mit vier Pferden vom Hause weg. Ueber

dieses Lärmen und dieses Laufen im Hause sprach Herr Krämer und François, und der Letztere sagte: „Die Trauung war sehr glänzend; natürlich, wenn sich so zwei Häuser verbinden, da fehlt der Spektakel nicht.“ — „Und wann reisen sie?“ fragte Herr Krämer. — „Heute Abend um sechs Uhr.“ — „Von dort oder von hier?“ — „Von hier,“ sagte der Bediente; „sie sind vor einer halben Stunde gekommen, und der Baron Paul zeigte der Baronin die Appartements.“ — „Hm! hm!“ machte Herr Krämer.

Wie an jedem Tage wurde es auch heute sechs Uhr und dann hörte man drunten eine Equipage vorfahren; es war ein schwerer Reisewagen mit vier Pferden bespannt, man konnte das von den Fenstern des dunkeln Gemachs aus deutlich sehen, und alle Drei, die im Zimmer waren, sahen es auch, und alle Drei freuten sich darüber. Vor der Thüre erschien der Haushofmeister und der Kutscher, der Reitknecht und die Bedienten, sogar der Koch und der Küchenjunge und machten tiefe Verbeugungen, als nun zwei Personen aus dem Hause traten, eine Dame und ein Herr. Die Dame trug ein schwarzseidenes Reisekleid, war schlank und fein gebaut; das sah man, als ihr beim Einsteigen der Shawl von den Schultern herabrutschte. — Blickte sie in diesem Augenblicke an dem Hause in die Höhe oder that sie es nicht? Ganz genau können wir es nicht sagen, aber wir glauben, daß sie es that. Das war dieselbe Dame, von der der Unglückliche droben gesagt, sie habe so süße dunkle Augen, umflort und fast verdeckt von den langen Wimpern; — liebe Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumerischem Blicke, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Musik, wie ein süßes, süßes Lied. — Als sie im Wagen saß, stieg auch der Herr Baron Paul von Breda ein, dann wurde der Schlag geschlossen, die Bedienten hintenauf winkten ihren zurückbleibenden Kameraden; die Postillone, festtäglich aufgeputzt, hieben auf die Pferde, und bald war der Reisewagen um die nächste Ecke verschwunden.

Der Herr Baron Hugo von Breda, der oben am Fenster stand

und lächelnd zuschaute, schien sich über diese Abwechslung in seiner einförmigen Aussicht gefreut zu haben, wenigstens schaute er dem Wagen vergnügt nach und nickte mit dem Kopfe. „Wie lange dauert die Reise?" fragte François Herrn Krämer. — „Vier Monate; sie gehen nach Frankreich und Italien." — „Und wenn sie zurückkommen," sagte kopfschüttelnd der Lakai, „so wird unseres Bleibens hier auch nicht lange mehr sein." — „Nun, was Euch anbetrifft," entgegnete Herr Krämer, „Ihr werdet Dienste im Hause thun, wie alle Uebrigen; ich aber werde den da begleiten." Damit zeigte er auf den unglücklichen jungen Mann, „und mich dann vorderhand mit meiner wohlverdienten Pension zur Ruhe setzen."

„Und weiß man schon, wohin es geht?" meinte François. — „O ja, die Anstalt ist schon bestimmt. Was meinst du," wandte er sich lächelnd an den Kranken, „hast du auch Lust, bald zu reisen, in einem schönen Wagen mit vier Pferden?" Der arme junge Mann nickte sonderlich lächelnd mit dem Kopfe. „Er hat seine Fahrt von damals rein vergessen," sagte François. — „Nun ja, wenn Du recht brav bist," fuhr Herr Krämer fort, „so reisen wir nächstens nach einem schönen großen Hause mit hohen Mauern und einem festen Thor; da gibt es auch Lichter und Bilderbücher für die, welche folgsam sind, für solche aber, die Lärmen machen, hat man auch andere Sachen dort."

„Lichter und Bilderbücher," wiederholte der Kranke freundlich lächelnd. Und darauf setzte er sich ruhig auf seinen Stuhl und starrte so lange zum Fenster hinaus, bis die Sonne untergangen war.

Gefährliche Blumensträuße.

Wer die Freuden des Herbstes recht genießen will, der muß sich im Monat Oktober einige Zeit in einer Stadt aufhalten, die von Weinbergen umgeben ist. Kann er sich zu seinem Besuch ein vortreffliches Jahr auswählen, so ist das um so besser, denn nur wenn der Trauben viele sind, wenn die Sonne sie recht gezeitigt und gebraten hat, strahlt alles in besonderer Lust und Freude und ist das Fest des „Herbstes" ein wahres Volksfest. Ist alsdann doch schon der Kreuzer in der Hand des Schulknaben eine ganz genügende Summe, um sich ein paar gute Weintrauben anzuschaffen, und sieht man den vergnügt lächelnden Gesichtern derselben wohl an, daß die Beeren weich, der Saft süß ist. Das gewöhnliche Getreibe auf den Straßen hat sich um diese Zeit noch durch eine Menge einspänniger Karren vermehrt, auf denen ein großes Faß ruht, welches von einem gewöhnlichen Arbeitspferde, meistens in schwerfälligem Trabe, zu den Thoren herein durch die Straßen geführt wird. Das Faß ist von dem überfließenden Most rosig gefärbt, ebenso das Gesicht des Fuhrmanns, der überhaupt vor Wonne und jungem Wein strahlt, und nun den Vorüberwandelnden zunickt, die dem neuen Bacchus lachend nachblicken, der mit gespreizten Beinen vor seinem Fasse steht. Alle Höhen, welche die Stadt umgeben, sind belebt; Spaziergänger klettern aufwärts, neben ihnen Weingärtner mit den schweren Bütten auf dem Rücken, um die Trauben zusammen zu tragen. Hier auf einem Kreuzwege sind große Fässer

aufgestellt, bis zum Rande mit den glänzenden, farbigen Beeren angefüllt, auf denen ein paar Buben lustig herumtreten, um sie zu zerquetschen und den Saft zu befreien. Diese kleinen Arbeiter werden beneidet von den Stadtkindern, die vorübergehen, denn, denken sie, jene brauchen sich nur zu bücken, und können essen so viel sie wollen.

Zwischen den grünen und gelben Blättern der Weinstöcke hervor jauchzt und jodelt es, auch Schüsse knallen, denn man schießt mit Schlüsselbüchsen, mit Pistolen und kleinen Kanonen. Dazu macht der Himmel ein recht freundliches Gesicht und spannt sich glänzend blau und klar über die vergnügte Menschheit aus. Goldener Sonnenschein liegt über Berg und Thal, die Fernen sind tiefblau und doch so herrlich klar, in den näher liegenden Wiesen und Wäldern zeichnet sich scharf jede Biegung des Terrains, sowie einzelne Gebüschgruppen, ja hie und da erkennt man jeden Baum an der eigenthümlichen Färbung, die er angenommen; dieser scheint röthlich, jener gelblich, andere Blätter sind noch frisch und grün wie in den ersten Tagen ihrer glücklichen Jugend.

Ja, die Sonne ist lieb und freundlich; wie glänzen in ihrem Strahle dort die schönen Augen und die weißen Zähne, wenn der liebliche Mund sich schelmisch lachend öffnet, wie färbt sie das ganze Gesichtchen so reizend, das, halb unter dem Rebenlaub versteckt, durch einzelne Streiflichter der Sonne so prächtig beleuchtet wird. Aber auch ernstere Dinge bescheint sie. Die weiße Weste des Herrn Stadtdirectors und die röthliche Nase des Obertribunalraths, nicht zu vergessen die bunten flatternden Bänder von deren Ehegattinnen und die forschenden Blicke junger, beutelustiger Assessoren und Offiziere, die so gern unter das Rebenlaub schauen, weniger auf die Trauben, als auf die hübschen Augen, von denen wir vorhin sprachen. Zu ihrem Privatvergnügen kokettirt die Sonne noch mit dem funkelnden Wein, ihren lieben Kindern früherer Jahre in Gläsern und Flaschen, vergißt aber dabei nicht, auch einen Blick dem Säuglinge von diesem Jahre zu schenken, der noch unbeholfen und ungelenkig ist wie alle Neugeborenen.

Die gleiche Lust herrscht aber in guten Jahren um diese Zeit überall; mag das Besitzthum groß oder klein sein, man veranstaltet seinen Freunden einen Herbst, ja, wer nur ein Kartoffelland sein eigen nennt, mit einer Laube von wildem Wein oder Feuerbohnen überrankt, der bittet einige Bekannte zusammen und sollte er auch den nöthigen Korb voll Trauben beim benachbarten Weingärtner kaufen müssen. Und hier amüsirt man sich vielleicht ebensogut wie dort bei dem reichen Baumeister, der seine achtzig Eimer jedes Jahr macht und den Eingeladenen nur vortrefflichen 1846er vorsetzt; ja, an diesen Tagen ist die Lust gleich groß hier unter dem Bretterdache wie dort im schönen Garten des Landhauses oder wie auf den Terrassen jener Villa, die nicht weit von den Thoren der Stadt auf einem kleinen Hügel liegt. An all den Orten wird der Herbst gefeiert, und sobald es anfängt dunkel zu werden, erreicht die Lust ihren Gipfel. Da zischen Schwärmer und werden übertönt von dem Knallen der Frösche, die wieder überschrieen werden von lustigen Mädchenstimmen, welche um Hülfe rufen, weil irgend ein brennendes Ungethüm in ihrer Nähe loskracht. Zuweilen sieht dann die ganze weite Fläche rings um uns aus wie der Garten eines Zauberers, auf dessen Geheiß feurige Blumen überall empor sprossen, rothe, blaue, gelbe und grüne Leuchtsterne, dazwischen flimmert rothglühendes oder weißglänzendes Blätterwerk, und über alles hinaus erheben sich feurige Raketenblumen, hoch in die Höhe wachsend, oben den Stengel zierlich neigend, um alsdann vor den erstaunten Augen einen Blüthenbüschel in den glühendsten Farben zu entfalten. So sproßt und leuchtet es auf allen Punkten, hier spärlich, dort reicher; auf diesem Punkte sind kleine Schwärmer und Frösche vorherrschend und eine einzelne Rakete ein Ereigniß, dort steigen diese massenhaft auf und werden überboten von Kanonenschlägen und überstrahlt von gewaltigen Sonnen.

In letzterer Beziehung zeichnet sich die Villa aus, von der wir vorhin sprachen. Zu ihr gehören zahlreiche Weinberge und ein weitläufiger Park; letzterer stößt an das Wohnhaus, und auf dem freien

Platze, in welchem das zierliche Gebäude liegt, prasselt und kracht eine solche Menge von Feuerwerk empor, daß alles, was sich auf den umliegenden Höhen befindet, mehr dorthin schaut, als auf die eigenen mageren Schwärmer und Frösche.

Die kleine Villa gehört einem liebenswürdigen jungen Mann, dem Baron von C., seit einem Vierteljahr glücklicher Gatte; er hatte zur Feier des Herbstes einige befreundete Familien zum Diner eingeladen, und nach Beendigung desselben wurde das Feuerwerk abgebrannt, dessen wir eben erwähnten. Hier waren die Gäste denn auch mehr Zuschauer als Theilnehmer. Doch hat auch dies manch Angenehmes, ja noch mehr als das, wenn man sich in liebenswürdiger Gesellschaft befindet, wenn man aus einem halbdunkeln Raume zuschauend bei dem aufflammenden Lichte mehr nach den Augen der Nachbarin, als nach der emporzischenden Rakete blickt, und wenn man bemerkt, daß sich eben diese Augen im gleichen Momente auch nach uns richten. Das ist ein süßes und liebes Spiel und wiederholt sich, so oft aufs Neue die Flammen drunten aufzucken. Vielleicht stützen wir uns auch ganz harmlos auf die Brüstung der Terrasse und berühren dabei eine kleine Hand, die dort ebenfalls ruht. — Ah! superb! außerordentlich schön! ruft aber in diesem Augenblick der Kreis der Zuschauer, wir zucken zurück, ja wir klatschen, um ganz unbefangen zu scheinen, begeistert in die Hände, mit klopfendem Herzen, außer uns vor Entzücken — natürlicher Weise nur der bunten Flammen wegen. So haben wir denn zwei Feuerwerke, und wenn draußen die Raketen erlöschen, so erfüllt sich unser Herz mit einem anderen, weit gefährlicheren Feuer.

So fühlten denn auch auf der Terrasse der benannten Villa zwei junge Leute, die sich gewiß ganz zufällig dort zusammen gefunden. Er war ein schöner junger Mann von vielleicht dreißig Jahren, ein genauer Freund des Hausherrn, war Maler, hatte einen berühmten Namen, ein großes Einkommen, und wenn er in Gesellschaft ging, so konnte er seine gewählte Toilette dadurch vervollständigen, daß er sich ein Band von irgend einer beliebigen Farbe ins Knopfloch steckte;

dagegen war er, wenn auch von anständiger, doch von sehr einfacher Geburt; kein Wörtchen „von" hatte ihm die Thüren zu der — Gesellschaft geöffnet, die es sich jetzt zur Ehre macht, ihn zu empfangen, und hatte ihn leider dieser Gesellschaft, wenn er auch die Meisten derselben an innerem Gehalt weit überragte, doch nicht ebenbürtig gemacht. Wir sprachen das leider nur für den vorliegenden Fall aus, in Betreff der beiden Arten von Feuerwerk, mit welchem er sich heute Abend beschäftigte; denn sie, die neben ihm stand und die Berührung seiner Hand so gern duldete, gehörte eben dieser — Gesellschaft an. Sie war ein zwanzigjähriges, reizendes und geistreiches Mädchen, aber — leider die Tochter eines alten Generals, der noch obendrein Baron von W. hieß. Wenn man die beiden jungen Leute bei einander stehen sah, so war man versucht, Bravo! zu rufen über das prächtige Doppelwerk, welches die Natur hier geschaffen, und Unbefangene von Geschmack und Einsicht mußten unwillkürlich ausrufen: welch schönes Paar! Beide hatten sich früher wohl gekannt, sich, auch wohl allerlei Schönes denkend, betrachtet; daß sie sich aber näher kennen lernten und aufs Innigste liebten, daran war die Unvorsichtigkeit des alten Generals Schuld, der ein lebensgroßes Porträt seiner Tochter befohlen. Der Maler hatte sich Anfangs gegen diesen Auftrag gesträubt und dringende Arbeiten vorgeschützt — vergebens! Doch ließ er sich endlich zwingen nachzugeben, das Gemälde wurde ein Meisterwerk, aber das Original nahm er so tief in sein Herz auf, daß er sich nicht mehr davon los machen konnte. Eugen, der Maler, hatte es seinem Freunde, dem Baron von C., öfter gesagt, daß die junge Dame oft stundenlang, wenn gleich im elterlichen Hause, mit ihm allein sei, worauf dieser lachend erwiderte: „Das ist ein schlimmes Compliment für deine Liebenswürdigkeit; der General hält dich für gänzlich ungefährlich, und dafür würde ich mich an ihm rächen."

„Und dann," hatte der Maler gefragt.

„Nun, und dann? sieht man weiter."

Am heutigen Tage hatte sich übrigens die ganze intimere Mit-

theilung zwischen den Beiden auf das beschränkt, dessen wir soeben erwähnten, einen innigen Blick, einen leichten Druck der Hand, — so unendlich viel — und doch so wenig. Vergebens hatte Baron von C. es eingerichtet, daß Eugen die junge Dame zu Tisch führen durfte und nach der Tafel in den Garten; hatte ihm auch in den Glashäusern bald hier bald dort allerlei seltene oder unbedeutende Blumen gezeigt. Vergeblich, Julie von W. war wie die Bienenkönigin: wohin sie sich wendete, folgte ihr ein ganzer Schwarm. Und doch hätte ihr Eugen so gern eine Frage gestellt, er war bekümmert, denn er hatte in ihrem sonst so klaren und freundlichen Auge einen Schatten bemerkt, er hatte in unbedeutenden Worten, die sie an ihn gerichtet, einen Kummer entdeckt, der auf ihrem Herzen lastete. Das Feuerwerk war unterdessen beendigt, und nachdem der Raum um das Schloß einen Augenblick dunkel gelegen, ward er plötzlich wieder erhellt, diesmal von der rothen Gluth der Fackeln, welche die Dienerschaft am Portal aufsteckte, um den Weg für die anfahrenden Equipagen zu erhellen. Auch das Zimmer und die Terrasse, wo sich die Gesellschaft befand, wurden plötzlich erleuchtet, doch nicht so schnell, daß es Eugen nicht noch gelungen wäre, durch eine schnelle Wendung eine alte Hofdame zwischen sich und Julie zu bringen.

Der Vater General, der sich zum Gehen eines Stockes bediente, hinkte herbei, um seiner Tochter zu sagen, daß ihr Wagen vorgefahren sei. Mit Ausnahme einiger weniger Herren, worunter auch Eugen, die noch dablieben, um bei der liebenswürdigen Wirthin des Hauses eine Tasse Thee zu nehmen, empfahlen sich die Uebrigen, und plaudernd und lachend rauschte es über die breiten Corridors nach der Treppe des Hauses hin. Auch hier war der Hausherr wieder für seinen Freund thätig. Denn unter dem Vorwand, dem alten General das Gehen zu erleichtern, nahm er ihn unter dem Arme und machte in seiner liebenswürdigen Sorgfalt unendlich kleine Schritte, so daß Julie, von Eugen geführt, schon fast auf der untersten Stufe war, ehe der Papa noch die oberste erreicht hatte.

Das Treppenhaus war auch der Glanzpunkt der kleinen Villa; von Marmor waren Stufen und Wände, letztere mit weißen Säulen gekrönt, die leicht den kühnen Bogen der Wölbung trugen. Dort oben hatte Eugen für seinen Freund ein reizendes Bild gemalt, ein Bild, das ohne Uebertreibung den Werth der Villa bedeutend vergrößerte. Auf der untersten Stufe der Treppe befanden sich auf passenden Piedestalen zwei Knaben aus Bronze in Lebensgröße, welche aufrecht Füllhörner hielten, aus denen Lichter-Bouquete flammten. Julie war schon auf der zweiten Stufe; sie hatte ihre kleine feine Hand auf den Arm eines der Knaben gelegt, während Eugen tiefer vor ihr stand, beide aber angelegentlich das Deckengemälde, sein Werk, betrachteten und darüber zu sprechen schienen; in Wahrheit aber beschäftigte sie nicht die Schaar der Götter dort oben, und wenn auch der Maler die Hand erhoben hatte, und bald auf diese, bald auf jene Gestalt deutete, auch sein Gesicht lächelnd und ruhig erschien, so drangen doch die Worte, die er sprach, hastig zwischen den Lippen hervor.

„Julie, es ist etwas geschehen, was Sie bekümmert. Ich habe das im Verlaufe des Nachmittags wohl bemerkt, und es hat mir den sonst so herrlichen Tag verdorben."

Sie nickte mit dem Kopfe, wobei sie aufwärts blickte, als habe sie seine Erklärung, die Figuren betreffend, wohl verstanden.

„Was ist es denn, Julie? Muß es ein Geheimniß für mich bleiben?"

„O nein, gewiß nicht," entgegnete sie, „wenn ich es nur selbst genau wüßte; Papa hat während dem Hieherfahren einige Worte zu mir gesprochen, die mich aufs Tiefste erschreckten."

„Um des Himmels willen, Julie, was sagte er?"

„Er sprach von meiner Zukunft, daß es Zeit sei, daran zu denken, daß eine Verbindung, die er projectirt, mir gewiß passend und annehmbar erscheinen würde."

„O Gott, das habe ich schon lange erwartet," murmelte er durch die zusammengepreßten Zähne.

„Sie meinen die Pferde des Sonnengottes," sagte sie plötzlich sehr laut, während sie lächelnd den Kopf schüttelte und mit der rechten Hand emporzeigte; „und man macht Ihnen einen Vorwurf, daß Sie die arabische Race anzeigen? O, das ist in der That komisch. Apollo hat sich ja gewiß zu seiner Zeit des schnellsten, feurigsten Gespanns bedient. Und das sind Eigenschaften, die man den Arabern nicht absprechen kann."

„Nicht schlecht geurtheilt, Julie," hörte man jetzt die tiefe Stimme des Generals, der nun dicht hinter dem Paare stand. „Doch habe ich nie gehört, daß man unserem Künstler darüber einen Vorwurf gemacht. Scharfe Kritiker fanden dagegen das Gesicht der Liebesgöttin etwas zu nachdenkend, ja traurig; die Göttin der Liebe soll heiter und glücklich sein."

„Ganz recht, Papa," erwiderte Julie, „das wollte ich auch soeben anführen, denn man sagt, ihre Macht sei groß, nichts könne derselben widerstehen." Dies sprach das junge Mädchen mit einem innigen Blick auf Eugen, der sich mit der Hand über die Augen fuhr und wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schnell als möglich fuhren die Wagen vor, doch da der des Generals nicht der erste in der Reihe war, so mußte die Gruppe noch einen Augenblick an der Treppe stehen bleiben, und gerade als seine Equipage vorfahren wollte, zeigte sich unerwartet ein neues Hinderniß, ein Reiter nämlich, der im Jagdgalopp über den Hof daher kam und die Rampe hinaufritt, vor dem Treppenhause anhielt, und vom Pferde stieg. Draußen, wo es ziemlich dunkel war, sah man nur seine lange Gestalt, die sich eilig der Treppe näherte und nun, als sie in den Lichterschein trat, vom General erkannt zu werden schien, denn dieser machte sich plötzlich vom Arme des Hausherrn los und rief freudig aus: „Bester Graf, welch angenehme Ueberraschung!"

Der also Angeredete, der ziemlich steif und förmlich näher trat, hatte ein langes, dünnes Gesicht, das zu der mageren Gestalt vollkommen paßte; auch die Stirne war hoch und schmal, ja, so hoch,

daß wenn man das sorgfältig behandelte Haar ansah, man auf die Vermuthung kommen konnte, dasselbe habe einstens weiter hinabgereicht. Der Graf schaute im Kreise umher, machte eine leichte Neigung mit dem Kopfe und reichte dem General die Hand, welche dieser herzlich schüttelte.

„In der That eine liebenswürdige Ueberraschung," wiederholte der General, „Sie erfuhren wohl in der Stadt, daß wir hier außen seien."

„Allerdings," erwiderte lächelnd der Fremde, „und ich säumte nicht, mich so schnell wie möglich hieher zu begeben, will aber Ihre Rückfahrt, welche Sie soeben anzutreten im Begriffe sind, nicht um eine Sekunde verzögern."

„Meiner Tochter werden Sie sich noch erinnern," sagte der General mit einer Handbewegung gegen Julie, welche sich erröthend verneigte und die Augen niederschlug, da sie bemerkte, wie die Blicke des Grafen fest auf ihr hafteten. Dieser hatte sich dem jungen Mädchen mit einer tiefen Verbeugung genähert und versetzte: „Wenn ich mich auch noch lebendig jener Zeit erinnere, wo ich das Glück hatte, Fräulein Julie zu sehen, so muß ich doch eingestehen, daß ich Sie unter andern Verhältnissen nicht wieder erkannt hätte."

„Erlauben Sie, bester Graf, daß ich Sie dem Herrn dieser gastfreien Villa, dem Baron von C. vorstelle."

„Mir scheint," entgegnete der Fremde lächelnd, „ich erneuere da auch eine Bekanntschaft aus früherer Zeit."

„So ist es, Herr Graf," entgegnete der Baron, „wenn ich nicht irre, trafen wir in Italien zusammen."

„Ja, ganz recht, in Neapel."

„Und an den Wasserfällen von Terni?"

„Ah! das ist wahr, Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß."

„Ich behalte manches," erwiderte lächelnd der Hausherr. Und während sich der General seinen Paletot umgeben ließ, näherte sich

der Graf der jungen Dame, wobei der Hausherr nach seinem Freunde schaute, der während des kurzen Gesprächs von vorhin unsichtbar geworden war. Doch hatte Eugen die Treppe nicht verlassen, sich nur hinter die bronzenen Lichthalter zurückgezogen, und indem er den rechten Arm auf einen der Träger stützte, hatte er die Stirn auf die Hand gelegt und blickte nachdenkend zu Boden.

„Eugen!" sprach leise der Baron, und als Jener aufblickte, zeigte er ein bleiches, verstörtes Gesicht.

„War denn nicht vorhin unser Maler da?" rief laut der General, „da hätte ich bald was vergessen, wo ist Herr Eugen?"

Der Maler trat vor, der alte Herr hinkte ihm hastig entgegen, faßte seinen Rockknopf und zog ihn ein paar Schritte abseits. „Lieber Freund, Sie müssen mir einen großen Gefallen thun."

„Mit Vergnügen, Herr General."

„Sagen Sie das nicht, denn mein Verlangen ist Künstlern Ihres Ranges gerade nicht angenehm. Aber verzeihen Sie, ich kann mich nur an Sie wenden. Es betrifft das Bild, welches Sie von meiner Tochter gemalt haben; ich brauche davon eine Copie, eine kleine, zierliche Copie."

„Eine zierliche Copie, Excellenz; ich verstehe."

„Nicht wahr, Sie verstehen mich, Sie sind ein verständiger junger Mann; ich versichere Sie, ich setze ein unbegrenztes Zutrauen in Sie. Es muß eine Copie sein in einem kleinen hübschen Format, die man — Jemand zum Geschenk machen kann."

„Einem Bräutigam zum Beispiel, Herr General," sagte der Maler mit leiser, tonloser Stimme.

„Parbleu! Sie haben Recht," erwiderte lachend der General, setzte aber hinzu, indem er den Zeigefinger aufhob: „Das bleibt aber vor der Hand ganz unter uns."

Der Maler verbeugte sich, dann versetzte er nach einer kleinen Pause: „Und wann wünschen Sie, Herr General, daß ich die Copie anfange?"

„Anfangen? Wenn Sie mich lieb haben, längstens morgen, und beendigen so schnell wie möglich.“

„Ah! es ist eilig,“ sprach der Maler, indem er sich die Lippen fast blutig biß.

„Recht eilig, also ich verlasse mich auf Sie.“

Unterdessen hatte der vorhin Angekommene mit Julie und dem Hausherrn ebenfalls einige Worte gewechselt, glücklicher Weise aber sprachen sie über die reizende Besitzung, auf welcher man sich gerade befand, und so war es der jungen Dame erlaubt, bei Erwähnung des Treppenhauses auch mit großem Interesse die Bronzefiguren zu betrachten, neben welchen Eugen und der General standen. Wie hatten sich die Züge des jungen Mannes, die während des Feuerwerks noch so glücklich und heiter strahlten, jetzt verändert! Wie zuckten seine Lippen, wie suchten seine Augen ihre Blicke, nachdem der General dem Maler die Hand geschüttelt und sich von ihm entfernte. Wie hastig griff Eugen nach dem bronzenen Arm des Knaben, es schien, er müsse etwas suchen, um sich daran zu halten.

„Allons, Kinder!“ rief der General. „Wir haben unseren liebenswürdigen Wirth jetzt lange genug zwischen Thüre und Treppe in der kühlen Nachtluft hingestellt, machen wir, daß wir nach Hause kommen. Und Sie, Graf, Sie fahren doch mit uns?“

„Wie könnte ich ohne gegründete Ursache eine solche Einladung ausschlagen!“ entgegnete dieser. „Doch verzeihen mir Excellenz, ich muß es doch thun, denn ich habe mich warm geritten und gestehe, daß ich mich in Ihrem offenen Wagen vor der kalten Nacht fürchte.“

„Und nicht mit Unrecht,“ sagte der General. „Daran dachte ich wahrhaftig nicht.“

„In der Eile noch zeitig hieher zu kommen,“ fuhr der Andere lächelnd fort, „vergaß ich durch den Reitknecht meinen Ueberzieher mitnehmen zu lassen, bedaure das aber jetzt aufs Schmerzlichste.“

„Aber ich bitte Sie, bester Graf!“ rief eifrig der Hausherr, „dem ist ja augenblicklich abzuhelfen; darf ich Ihnen einen Paletot

von mir anbieten? Ich hoffe, Sie werden mir das nicht abschlagen, haben wir uns doch auch schon früher kleine Dienste geleistet."

In diesem Augenblicke eilte auch schon einer der Bedienten, welche hinter den Herrschaften auf der Treppe warteten, die Stufen hinan. „Du wirst meinen weiten dicken Paletot vor meinem Zimmer finden!" rief ihm der Hausherr nach; „ich habe ihn dort auf den Tisch gelegt." Dann setzte er lächelnd gegen den Anderen gewendet hinzu: „Ich muß schon das weiteste Kleidungsstück geben, das ich habe, um die fehlende Länge zu ersetzen."

Der Paletot, der augenblicklich gebracht wurde, erwies sich übrigens als zur Genüge passend, der Graf wickelte sich hinein, Julie verabschiedete sich von dem liebenswürdigen Wirthe, nicht ohne die herzlichen Worte, mit welchen sie dies that, durch einen innigen Blick anderswohin zu dirigiren. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte dahin.

Der Baron von C. trat zu seinem Freunde hin, der noch immer wie in tiefem Traume dastand, faßte seinen Arm und sagte mit weicher Stimme: „Komm, Eugen, gehen wir hinauf. Sei ruhig, mein Freund; glaube mir, ich verstehe deinen Schmerz. Ah! das ist eine schreckliche Lage." Darauf stiegen Beide schweigend die Treppen hinauf, und als sie oben auf das Vestibul kamen, schritt der Maler einem großen Fenster zu, welches eine weite Aussicht gewährte. Da lag vor ihnen in der Dunkelheit die Stadt mit einem weißen Nebelschleier bedeckt, durch welchen die Lichter von den Straßen und aus den Häusern hervorblitzten und sich ausnahmen wie glänzende Stickereien. Hie und da leuchtete und blitzte es noch auf den Höhen, man sah bald nah, bald fern sprühende Schwärmer und hoch aufsteigende Raketen. Ringsum herrschte noch Lust und Freude, nur ein Herz, welches vorhin alles das noch so warm und glücklich mitempfunden, fühlte sich jetzt kalt und elend. Eugen lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, der Baron stand neben ihm und legte die Hand sanft auf seine Schulter. „Sei ruhig, Eugen," sagte er. „Wohl

begreife ich, wie schwer dein empfängliches Gemüth von dem Schlag getroffen wurde. Aber wenn er auch unerwartet kam, so mußtest du doch darauf vorbereitet sein. Wie oft sprachen wir darüber, wie oft sagtest du selbst dies Ende deinem stillen Glücke voraus."

„O ja, das that ich," entgegnete der Andere mit zitternder Stimme, „aber jetzt, wo sich so plötzlich die fürchterliche Kluft vor meinen Füßen öffnet, jetzt ist mir, als könne ich das Unglück nicht ertragen. O meine Julie!" fuhr er schmerzlich fort, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte, „so habe ich dich also verloren! O mein süßes Mädchen, so hat man dich also von mir weggerissen ohne Gnade und Barmherzigkeit! Nicht wahr?" wandte er sich hastig an seinen Freund, „das ist auch deine Ansicht? Alles ist für mich verloren."

„Ich glaube, ja, mein armer Eugen," erwiderte sanft der Baron von C. „Nimm es auf wie ein Mann; gestehe mir zu, daß du selbst an einem guten Erfolg gezweifelt. Erinnere dich, wie oft wir dir sagten, Elise und ich, in Gottes Namen einen versuchenden Schritt zu thun, obgleich," setzte er beruhigend bei, als er sah, daß der Andere sich heftig gegen ihn umwandte, „wir gewiß an ein Gelingen nimmermehr glaubten."

„Und ich ebensowenig," murmelte Eugen. „Hätte ich denn im anderen Falle jenen Schritt nicht schon längst gethan? Und doch redete ich mir selbst Hoffnungen ein. O es war für mich so süß zu hoffen, ich fühlte wohl, was ich leiden würde, sobald ich die traurige Gewißheit meines Unglücks hätte. Und jetzt habe ich sie, und jetzt leide ich — furchtbar."

Abermals lehnte er sich gegen das Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Und wieder faßte der Baron seinen Arm, ihn sanft emporziehend. „Lass' uns nicht hier stehen bleiben, Eugen," bat er mit bewegter Stimme. „Komm, gehen wir zu meiner Frau, sie erwartet uns."

„Aber sie ist nicht allein," sprach Eugen. „Sieh mein Gesicht

an; wie kann ich mich so vor Menschen blicken lassen! Auch wäre es wohlthuend für mich, allein sein zu können."

„Im Gegentheil, Eugen," erwiderte der Baron, „ich kenne das; zwinge dich, für eine Stunde an unserer Unterhaltung Theil zu nehmen. Glaube mir, es ist besser für dich, du wirst doch nachher lange genug allein sein."

„Ja, sehr allein!" entgegnete der Andere mit einem tiefen Seufzer.

„Auch werden dich ein paar gute Freunde, die du in meinem Zimmer findest, nicht geniren. Aber nimm dich zusammen; weißt du, lieber Freund," setzte er flüsternd hinzu, „man soll dich ruhig sehen, man soll nicht sagen, du seiest wie ein Unglücklicher davon gerannt; man soll nicht über dich spotten."

„Und wer weiß denn schon bei dir um die für mich fürchterliche Geschichte?"

„Komische Frage! der Vicomte, der droben ist, war auf der Treppe, als der Graf unten vom Pferde stieg. So ein Diplomat ist neugierig; er war es ja auch, der schon unlängst eine Anspielung fallen ließ über eine projectirte Heirath im Hause des Generals. Wir lachten darüber."

„Und du sagtest mir nichts davon?"

„Ich versichere dich, wir lachten darüber."

„Und doch hatte er recht," sprach Eugen mit tiefem Schmerze.

„So scheint es; aber der kleine Vicomte hatte nun gewiß nichts Eiligeres zu thun, als meiner Frau die Ankunft des Bräutigams mit großem Geräusch zu verkünden, und daran würde er ohne Zweifel von seinen pikanten Bemerkungen reihen, wenn du, von dem man weiß, daß er noch eine Stunde dableiben wollte, plötzlich verschwunden wärest."

Eugen biß die Zähne fest auf einander.

„Also komm und sei verständig."

„Vielleicht auch lustig?" fragte der Andere bitter, „gesprächig mit

der Hölle im Herzen? doch sei es darum. Was ich heute nicht thue, müßte ich morgen doch thun. Und darin hast du recht: einen lauernden Blick oder das leiseste Wort des Spottes — bei Gott! ich ertrüg' es nicht." Damit raffte er sich auf und Beide schritten durch das Bestubil nach dem Zimmer der Hausfrau, einem kleinen heimlichen Salon, welcher durch dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, durch zugezogene Vorhänge von schwerem Seidenzeuge und durch ein flackerndes Feuer in dem zierlichen Kamin von polirtem Eisen einen so angenehmen Gegensatz zu der kalten Nacht bildete, daß Jeden, der von draußen hineintrat, schon auf der Schwelle ein behagliches Gefühl überschlich.

Die Baronin von C., eine junge, schöne und heitere Frau, saß auf einem Divan, der sich in der Ecke des Zimmers befand. Vor sich hatte sie einen Lichtschirm und war so gedeckt vor den grellen Flammen des Kaminfeuers, an welchem drei Herren saßen, von denen der Eine, eine kleine bewegliche Figur, etwas Komisches erzählt haben mußte, denn die Baronin lachte so herzlich, daß man beide Reihen ihrer schönen weißen Zähne sah. „Hören Sie auf, Vicomte!" rief sie lustig, „man kennt Ihre Uebertreibungen. Dort kommt George, der wird uns die nackte Wahrheit sagen."

„Wenn er das thut, gnädige Frau," rief der Vicomte, „so werden Sie erfahren, daß ich mit keiner Sylbe übertrieben."

„Von Allem, was sich drunten zugetragen, sollt ihr einen genauen Bericht haben," sagte der Hausherr, „ich bin das ja meiner Frau schuldig." Damit ging er zu ihr hin, küßte sie auf die Stirn und sagte ihr leise: „Laß Eugen neben dir Platz nehmen." Sie sah einen Augenblick fragend in das Gesicht ihres Mannes, dann aber preßte sie die Lippen auf einander und ein leichter Schatten überflog ihre vorher so heiteren Züge. Sie hob hastig ihre Rechte und reichte sie dem Maler, der sich darauf niederbeugte und die kleine Hand küßte.

Der Hausherr hatte sich in diesem Augenblicke zu den anderen

Herrn an das Kamin gestellt. Der Handkuß des Malers mußte übrigens von etwas Außerordentlichem begleitet gewesen sein, denn die Baronin blickte fast erschrocken auf die seltsam glänzenden Augen des jungen Mannes, dann sagte sie heiter und lustig, wobei aber ihre Stimme kaum merklich bebte: „Also endlich lassen Sie sich auch in meiner Nähe sehen? den ganzen Nachmittag sind Sie nur so herum geschwärmt, bald hier, bald dort, und haben mich total vernachlässigt. Zur Strafe dafür nehme ich Sie jetzt für mich in Beschlag.“ Sie zog ihn sanft auf einen kleinen Fauteuil nieder, der neben dem Divan stand.

„Das ist eine schöne Strafe,“ meinte lachend der Vicomte, „und hätte ich das früher gewußt, so würde auch ich mich den ganzen Nachmittag fern gehalten haben, um Abends so angenehm bestraft zu werden.“

„O was das anbelangt,“ lachte die schöne Frau, „so kann man bei mir auf verschiedene Art Buße thun. Sie hätte ich vielleicht doch an den Kamin verwiesen, Sie lieben es, in die Flammen zu schauen, aber die kostbaren Augen unseres Freundes hier muß ich schonen. Deßhalb,“ wandte sie sich an Eugen, „bekommen Sie auch die Hälfte meines Lichtschirmes — so — jetzt wird Ihnen die Gluth des Feuers nicht wehe thun.“ Damit hatte sie den kleinen Schirm, der vor ihr stand, so gedreht, daß der Schatten, den derselbe warf, zum größten Theile auf das Gesicht des Malers fiel.

„Ja, diese Künstler werden doch auf jede Art bevorzugt,“ meinte der Vicomte. Und das Gleiche mochte auch Eugen fühlen, denn er heftete auf die Baronin einen Blick mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit.

„Aber jetzt will ich von dir hören, George, was sich drunten zugetragen. Hat uns doch der Vicomte Sachen erzählt, die ganz außerordentlich sind.“

„Ich wette, er hat falsch gesehen,“ meinte einer der anderen beiden Herren, ein Rittmeister von B., der wenig sprach und von dem

man fast sicher sein konnte, daß unter dem Wenigen, was er sagte, fast jedesmal die Proposition zu einer Wette war. — „Zehn gegen fünf," fuhr er fort, „der Vicomte hat componirt." Dieser streckte sich bei der Behauptung des Rittmeisters so lang wie möglich, erhob feierlich seine Hand und sagte mit der Ruhe eines guten Gewissens: „Eine solche Wette wäre wenig besser als Diebstahl. Hören wir den Hausherrn, und dann urtheilt."

„Nun so Außerordentliches hat sich nicht zugetragen," versetzte lachend der Baron, indem er sich in ein Fauteuil niederließ. „Als wir den General die Treppen hinab begleiteten — Eugen war bei mir —"

„Und führte die schöne Julie, wette ich," warf der Rittmeister dazwischen.

„Eben als sie drunten in den Wagen steigen wollten," fuhr der Hausherr fort, „erschien ein Reiter."

„Ein langer Reiter, Graf Rieden, der Mann mit dem Blumenstrauß," sagte der Vicomte.

„Den der General aufs Freundlichste empfing, wobei er von großer Freude und Ueberraschung sprach. Auch ich erneuerte eine alte Bekanntschaft. Erinnerst du dich noch, Julius, an den Wasserfall von Terni?" wandte er sich an den dritten der Herren, der schweigend in die Flamme des Kamins schaute und jetzt mit dem Kopfe nickte. „Da sah ich diesen Graf Rieden und erinnerte mich seiner sogleich. Nachdem drunten die ersten Begrüßungen vorbei waren, nöthigte der General den eben Angekommenen in seinen Wagen, um ihn nach der Stadt zurückzubringen. Der Graf war zu Pferde gekommen, und da er scharf geritten und erhitzt war, so bot ich ihm meinen Paletot an, den er auch annahm. Das ist die ganze Geschichte."

„Ja, das Gerippe der Geschichte. Aber ich habe ungeheuer viel mehr gesehen."

„Wenigstens viel mehr erzählt," sagte lachend die Baronin.

„Nein, nein," erwiderte der Andere, „keine Uebertreibung, nur die

Wahrheit. Schon vor einigen Tagen erfuhr ich vom . . . . schen Gesandten, Graf Rieden werde hieher kommen, und man spreche von einer Verbindung zwischen ihm und der Tochter des General von W. Ob die schöne Julie dabei dem Zuge ihres Herzens folgt, ist eine andere Frage, die ich nicht entscheiden kann. Daß sie aber beim Anblick des Grafen, von dessen bevorstehender Ankunft sie unterrichtet war, kein entzücktes Gesicht machte, das kann ich beschwören. Ja ich versichere nochmals, ich habe nie den heiteren Ausdruck eines so lieben, freundlichen Gesichts wie das der kleinen Baronin sich so plötzlich in Schrecken verwandeln sehen. Sie schauderte ordentlich zurück, und wandte ihre Augen flehend unserem lieben Wirthe zu, als wolle sie bei ihm Hülfe suchen."

„Par exemple!" rief lachend der Baron von C. „Vicomte! Vicomte! wissen Sie wohl, daß Sie damit sehr viel gesagt haben?"

„Aber da ich es in Ihrer Gegenwart und in der der Baronin sage, hat es weiter keine Bedeutung, das werden Sie zugeben. Und nun, habe ich vorhin zu viel gesprochen, als ich behauptete, der Bräutigam sei angelangt, der Bräutigam sei nichts weniger als liebenswürdig und angenehm, und die schöne Julie sei förmlich vor ihm zurückgeschaudert? Weiß der liebe Gott," fuhr er lustig fort, „weßhalb ich in den Ruf gekommen bin, als übertreibe ich gern. Und es hilft der armen kleinen Julie nichts, sie wird den Grafen doch heirathen müssen."

„Ich wette nein," sprach der Rittmeister mit großer Ruhe.

Worauf Alles lachte und Julius sich veranlaßt sah, den Kopf seinem Nachbar zuzuwenden und ihm zu sagen: „Ich wollte doch wahrhaftig, es fände sich Jemand, der dich und deine Wetten einmal beim Wort nähme."

„Ich stehe zu Befehl für Jeden, der Lust hat; alles Ernstes, eine gleiche Wette: der Graf wird die Baronin nicht heirathen."

„Und weßhalb?" fragte der Hausherr.

„Das weiß er ebenso wenig als wir Andere; Gründe hat er nie. Er will nur wie gewöhnlich eine Wette vorschlagen."

„Die ich annehme," rief Eugen vom Eckdivan herüber. „Aber gleich gegen gleich hat zu viel Chancen für mich," setzte er mit seltsam klingender Stimme hinzu, „weßhalb ich Ihnen vorschlage, lieber Rittmeister: Zehn gegen Eins, der Graf wird die Baronin heirathen."

„Wenn Sie wollen, verlange ich es nicht besser," erwiderte der Rittmeister lachend. „Also zehn Louisd'or gegen hundert, wenn es Ihnen so recht ist. Heirathet der Graf, so zahle ich sie und umgekehrt erhalte ich die hundert Louisd'or."

„Abgemacht!"

„Womit du für heute Abend befriedigt sein wirst," sagte Julius. „Glaube mir, Eugen, die zehn Louisd'or sind dir sicher. Es ist eigenthümlich," fuhr er nach einer Pause fort, „wie ein Name, der uns mit einemmal aufs Neue wieder anklingt, so lebendige Erinnerungen längstvergangener Zeiten wach rufen kann — Graf Rieden. Ist mirs doch gerade, als stände ich wieder vor dem alten Posthause in Terni, wo die lange Gestalt dieses Herrn vor mich hintrat und seinen Namen nannte, — Graf Rieden, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, uns zu den Wasserfällen zu begleiten."

„Ja, das waren schöne Zeiten," seufzte der Vicomte; „so was kommt nur einmal im Leben."

„Ich wette, Sie waren damals verliebt," sprach der Rittmeister.

„Dagegen kann er nie wetten," bemerkte lachend der Hausherr, „denn der glückliche Vicomte fällt von einer Rosenkette in die andere."

„Aber damals," sagte Julius.

„Ja damals," seufzte der Vicomte.

„Das müssen ja fürchterliche Erinnerungen sein," mischte sich die Baronin ins Gespräch, „und jetzt begreife ich vollkommen, daß Sie der Anblick des Grafen Rieden so erschüttert hat und Sie ihn mit gebrochenen Herzen in Verbindung brachten."

„Es war eine komische Zeit," meinte Julius nachdenkend.

„Ich habe doch auch schon viel über jene Reise gehört," sagte die Baronin, „aber an etwas besonders Merkwürdiges erinnere ich mich

nicht; George, George, du scheinst mir von deinen Erlebnissen viel verschwiegen zu haben!"

„Aber was Terni anbelangt, gewiß mit Unrecht, gnädige Frau," sprach Julius; „da war er liebenswürdiger Freund und mehr nicht."

„Nun, wie war denn die Geschichte?" warf die junge Frau hin. „Der Hauptheld derselben soll erzählen."

„Das ist der Graf Rieden," sagte lachend der Vicomte, und der ist Gott sei Dank zu weit entfernt, um uns unterhalten zu können. Ihm aber folgt Julius im Range, und er soll uns mit seiner bekannten Schärfe den Tag von Terni und was darauf folgte vor die Augen führen."

„Wofür wir außerordentlich dankbar sein werden," sagte die Baronin. — „Ehe aber unser freundlicher Erzähler beginnt, bitte ich eine Tasse Thee anzunehmen, er muß im Augenblicke kommen." Sie zog an einer Klingelschnur, die neben ihrem Platze hing, und wenige Minuten nachher stellte der Kammerdiener das Theeservice vor der Dame des Hauses auf. Die Baronin besaß eine eigene Fertigkeit, das duftende Getränk zu bereiten, und es war nebenbei ein wahres Vergnügen, sie so zierlich und elegant ihre schwere silberne Batterie bedienen zu sehen. Jeder empfing die volle Tasse aus ihren Händen, der Eine oder der Andere ließ sich auch eine zweite geben, dann wurden die leeren auf einen nebenstehenden Marmortisch geschoben und hierauf alles von der Dienerschaft wieder geräuschlos abgeräumt.

„So," sagte die schöne Frau, „jetzt bin ich bereit zum Zuhören."

„Und ich zum Erzählen, aber unter einer Bedingung," entgegnete Julius. „Nehmen Sie den Vicomte von meiner Seite, ihm zucken schon die Mundwinkel, und ich bin fest überzeugt, er wird mich jeden Augenblick mit irgend einer Bemerkung unterbrechen, oder wenn das nicht ist, wenigstens so merkwürdige Gesichter schneiden, daß ich meinen Faden nicht ruhig abwickeln kann."

„Pfui, Vicomte! seien Sie artig!" rief die Baronin. Doch erwiederte dieser: „Nein, nein, ich will unartig sein und in Folge davon

Buße thun. Eugen dort neben Ihnen hat sich auffallend gebessert, er soll seinen Platz einem ärgeren Sünder überlassen."

„Gott soll mich bewahren," antwortete die Baronin, „daß ich es versuchen sollte, Sie zu bekehren. Alles, was ich leisten kann, ist der Versuch, Sie unter Aufsicht zu nehmen, und zu dem Ende will ich mich ebenfalls ans Kamin setzen. Kommen Sie, Eugen." Damit waren Alle einverstanden, man rückte zusammen, die Baronin setzte sich in eine Kaminecke, der Maler stellte sich in die andere und zwar so, daß der vorspringende schwere Spiegelrahmen einen leichten Schatten auf sein Gesicht warf; doch hatte er sich gefaßt, und wenn er auch etwas bleich aussah, so las man doch in seinen Zügen nichts von dem tiefen Weh, das in seinem Herzen wühlte.

„Also wir sind in Terni," sagte die Baronin.

„So ist es, gnädige Frau, und wir kamen dorthin am frühen Morgen, und zwar in zwei Wagen. George und ich zusammen in unserer Calesche, der Vicomte dort in der seinigen. Terni ist ein kleines ächt italienisches Nest; es liegt tief im Thale der wild strömenden Nera, bekanntlich an der Straße von Perugia nach Rom, und würde wohl nie genannt werden, wenn sich nicht in seiner Nähe die wunderbaren Wasserfälle befänden, vielleicht die schönsten und malerischsten in Europa. Da ist Eugen, der muß mir das bezeugen."

„Sie sind in der That wunderbar und herrlich," sagte dieser.

„Der Ort selbst ist finster und schmutzig," fuhr der Erzähler fort, „hat aber interessante Häuser. Ich weiß nicht, wie die Italiener es machen, aber fast jedes ihrer Gebäude gäbe ein kleines Bild. Die altersgrauen Mauern mit den unregelmäßig angebrachten Fenstern, das flache Dach mit einer Brustwehr, die hier hoch, dort niedrig ist, und auf die eigensinnigste Art verziert, vorn durch eine Reihe halbzerbrochener Blumentöpfen mit Aloën und kleinen Granatbäumchen, rechts mit flatternder Wäsche, und auf den andern Seiten durch die überragenden Zweige eines mächtigen Lorbeerbaums, dessen saftiges Grün auf der Schmutzfarbe des ganzen Gebäudes so unendlich wohl thut.

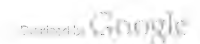
Am hübschesten aber machen sich an diesen Häusern die zahlreichen Veranden, die so willkürlich kunstlos angebracht sind und wohl nur dadurch einen so malerischen Effekt erreichen; ein paar roh aufgemauerte Pfeiler, darüber einige Stangen, eine colossale Weinrebe am Hause, die weit und breit ihre Zweige ausstreckt und mit einer Fülle von breiten Blättern das Ganze zudeckt: das ist überall so einfach und schön, daß wir es mit aller Kunst nicht zu erreichen vermögen."

„So war auch der Gasthof in Terni, vor welchem wir abstiegen. Unsere beiden Caleschen hatten kaum Platz im Hofe, denn dort befand sich das Coupé des Grafen Rieden, sowie ein colossaler Reisewagen, schwer bepackt, mit hohem, verdecktem Hintersitz; wo an letzterem irgend noch ein Platz war, sah man große, mit Leder überzogene Schachteln aufgeschnallt. Diese Equipage mußte doch offenbar mehr als eine Dame beherbergen, das merkte man ihrem Aeußeren wohl an."

Der Vicomte schnitt eine Grimasse, wagte es aber nicht, den Erzähler zu unterbrechen.

„Man gab uns Zimmer, einen ungeheuren Saal zum Speisen, die Wände von dunklem Holzwerk mit alten Vergoldungen und einem so nachgedunkelten Deckengemälde, daß George, der damals die Bilderliebhaberei hatte, nicht unterscheiden konnte, ob das eine Landschaft oder eine Historie behandle. Wir frühstückten und verlangten Führer zu den Wasserfällen, sowie Pferde, um hinauf zu reiten. Der Wirth rieb sich die Hände, und versicherte, es thue ihm unendlich leid, aber mit Pferden könne er uns nicht dienen. Drei Damen, die vor einer Stunde mit ihrer Dienerschaft hinauf seien, hätten seinen Stall ausgeleert, und was er uns anschaffen könne, seien zwei kleine Wagen, jeder mit einem, übrigens sehr soliden Maulthier bespannt, die aber nicht zum Reiten tauglich seien. Was war zu machen? Bekanntlich hat der Gastwirth und Postmeister von Terni das Recht, alle Reisenden nach den Wasserfällen zu befördern."

„Ja," unterbrach der Vicomte lachend den Erzähler, „er hat das



vom römischen Governo theuer genug erkauft, bringt aber seine Auslagen mit hundert Prozent wieder von den Fremden ein."

„Wir ließen die Wagen vorfahren, und sie hatten das Aussehen von alten russischen Drotschken und stießen bedeutend, weßhalb denn auch unser Vicomte mit dem Grafen den seinigen nach kurzer Zeit verließ, um mit dem Führer einen näheren Weg auf den Berg zu machen. Es drängte ihn gewaltig vorwärts."

„Ich wette, er wollte baldigst die Damen sehen," lachte der Rittmeister.

„Darauf wette ich ebenfalls," sagte lustig der Vicomte, „und Sie hätten es, glaube ich, gerade so gemacht."

„O nein," entgegnete der Andere ruhig, ich wäre in einem ähnlichen Falle nicht gelaufen; ich hätte das Maulthier ausgespannt und mich hinaufgeschwungen, was gilt die Wette?"

„Und der gute Graf, der mich mit seiner Gesellschaft beehrte?" fragte der Vicomte. „Ich danke für einen Ritt á la demi Haimonskinder."

„Der Vicomte ging also mit dem Grafen zu Fuß und unsere soliden Maulthiere kletterten so langsam aufwärts, daß wir die Beiden bald aus dem Gesicht verloren. Wir befanden uns übrigens vortrefflich, -- denkst du daran, George?"

„Allerdings," erwiderte dieser, „es war eine herrliche Umgebung."

„Zuerst kamen wir durch dichte Olivenwälder," fuhr der Erzähler fort „es war gerade Ernte, an der fast die ganze Bevölkerung von Terni Theil nahm, Männer, Weiber, Kinder sah man plaudernd und lachend unter den Bäumen, man hätte glauben können, sie feierten ein Volksfest. Um die Stämme herum lagen am Boden große Tücher, um die reifen Oliven aufzunehmen, die man herabschüttelte und mit langen Stangen herabschlug. Dazu erscholl rings umher lautes Gelächter, und wenn die Männer mit Schlagen oder Schütteln einen Augenblick ruhten, so stellte sich alsbald das junge Volk in Gruppen und tanzte zu den Klängen einer schnarrenden Guitarre, die alsdann zum Vorschein kam.

Bald aber stieg der Weg aufwärts und die üppige Vegetation, welche, von der Fluth der Nera und der Wasserfälle hervorgerufen, dies Thal wie keins sonst in Italien auszeichnet, blieb hinter uns. Wie ist das Thal so prächtig, wie entwickeln sich seine Schönheiten, je mehr man aufwärts steigt! Terni liegt in einem Wald von Orangen, und in den Schluchten der felsigen Gründe, wo dieser edle Baum nicht fortkommt, breiten mächtige Steineichen ihre immergrünen Blätter aus. Und wie phantastisch ist das Flußbett, das sich die Nera gebahnt, wie rauscht und schäumt das hellgrüne, klare Wasser daher, mit dieser Farbe an den heimathlichen Rhein erinnernd. Wie glitzert es im Sonnenschein, wie liebend beugen sich Schlingpflanzen, selbst die Zweige mächtiger Bäume nieder auf seinen krystallnen Spiegel!"

„Ei, ei," sagte lächelnd der Hausherr, „deine lebhafte Beschreibung des schönen Thales scheint mir nicht allein aus der Erinnerung an die Fluthen der Nera, an Orangen und Steineichen herzustammen. Für dich war gewiß alles das noch eigenthümlicher belebt."

Der Erzähler ließ sich auf keine Antwort ein, sondern fuhr fort: „Der gute und breite Weg, auf dem wir fuhren, wand sich an der nackten gelben Felswand in die Höhe, und bald hörten wir das Rauschen und Toben des Falles und erreichten endlich das Plateau, über welches der Velino gegen die Schlucht strömt, in der dreizehnhundert Fuß tiefer die Nera fließt. Prächtig ist von hier der Anblick der Gebirgsgegend rings umher. Erinnerst du dich wohl daran, George, wie öde und einsam uns die Zacken der Felsgebirge erschienen und wie die gewaltige Natur gleichsam ohne alles Leben war? Ich werde nie den Augenblick vergessen, als wir die Höhe erreicht hatten und über die breiten Felsenplatten durch Brombeergestrüpp gegen den Fluß hinkamen. Und wie überrascht es so seltsam, hier, wo man glaubt, daß nur die Natur geschafft und gewirkt, großartige Spuren von Menschenhänden zu erblicken, welche den wilden Wassern ihren Weg bahnten. Man findet hier staunend ein Römerwerk, wahrlich nicht geringer als die colossalen Bauten in Rom oder die Wasser-

leitungen in der Campagna. Der Vicomte wird uns genau sagen können, welcher alte Römer sich hier verewigt."

„Ich will euch meine Schulweisheit nicht vorenthalten," entgegnete dieser. „Es war Manius Curius Dentatus, Samniums Besieger, derselbe Mann, welcher, wie die Geschichte erzählt, gerade Rüben zu seinem Mittagsmahl in der Asche briet, als meine samnitischen Collegen ihn mit schwerem Golde vergeblich versuchten."

„Ich wette," sagte der Rittmeister, „daß der Vicomte heute zufällig im Conversationslexikon gelesen."

Worauf der Andere achselzuckend erwiderte: „Ihr vom Säbel begreift freilich nicht, daß man noch Einiges aus der Schule gerettet. Aber weiter, Julius."

„Ehe Sie fortfahren, verzeihen Sie mir eine Frage," sagte die Baronin. „Aus welchem Grunde half man denn dem Flusse nach und ließ ihn nicht in die Schlucht hinabstürzen, wie und wo er gerade wollte?"

„So ganz zuverlässig kann ich das nicht angeben, gnädige Frau," entgegnete der Erzähler, „aber den alten römischen Republikaner trieben gewiß triftige Gründe zu der colossalen Arbeit. Einige behaupten, der Fluß hätte sich, ehe er über die Felsen herabstürzt, nach und nach einen tiefen See gewühlt und darauf Miene gemacht, umzukehren und den Sprung in das Nerathal zu vermeiden. Andere meinen, der Fluß habe durch Ansetzung von Kalkstein im Verlauf der Zeit das natürliche Felsenwehr, über das er in die Nera stürzt, selbst erhöht, auf diese Art sein Wasser gestaut und den ebengedachten See gebildet. Genug, der Römer brach durch die Felsen einen breiten und tiefen Kanal über eine Meile lang bis an den Rand des Thales, und zwang nun den Fluß, da hinabzustürzen."

„Es ist ein wunderherrlicher Anblick, die Wassermasse zu sehen, wie sie weit ausgebreitet über die Hochebene daher kommt, schäumend und strudelnd an unzähligen Steinen anprallt und endlich den Anfang jenes Kanals erreicht. Hier ist es, als stutzten die Wellen einen

Augenblick, wie die gewaltige steinerne Fessel ahnend, die ihrem freien Laufe nun angelegt wird. Dumpf grollend und murmelnd drängt sich das Wasser zusammen und stürzt mit einer rasenden Schnelle über den ebenen Boden und zwischen den glatten Wänden des Felsenkanals dahin. Man sieht keine Bewegung mehr in der Wassermasse, kein Tanzen und Spielen einzelner Wellen: wie eine feste, geschlossene Masse von grünlichem Krystall mit ganz glatter Oberfläche rauscht der Strom dem Abgrunde zu. Es ergreift uns ein eigenthümliches Bangen, ein Schwindel, wenn wir hart am Rande stehend irgend etwas in das Wasser werfen und zuschauen, wie selbst ein schwererer Körper pfeilgeschwind viele Schritte fortgerissen wird, ehe er zu Boden sinken kann."

„Einen hübschen Anblick gewährten Schlingpflanzen und Sträucher, die an den Rändern des Kanals wuchsen und ihre Blätter und Zweige auf das Wasser niedersenkten. Die waren in einer ewig zitternden, ich möchte sagen, aufschreckenden Bewegung, denn sobald ein Blatt den Spiegel des Flusses berührte, wurde es hastig wieder emporgeschnellt, um gleich darauf abermals niederzusinken. Wenn man übrigens hier am Kanal steht, so sieht man natürlicher Weise vom Velinofalle nichts als eine glänzende, glatte, abgerundete Wasserfläche, die hinter dem Felsenkamm verschwindet, und einige Wasserstaubwolken, die aus der grünen Schlucht langsam aufsteigen und im Sonnenlichte wie glänzende, leuchtende Schleiermassen ausschauen."

„Dafür aber sahen wir etwas Anderes da oben," meinte der Hausherr, indem er den Vicomte lachend anblickte.

„Unsere beiden vorausgeeilten Gefährten nämlich," fuhr Julius fort; „sie standen am Kanale, statt aber in Betrachtung der Wassermasse versunken fanden wir sie im Gespräch mit drei Damen, den Besitzerinnen des colossalen Reisewagens drunten."

„Daran war der Graf Rieden schuld," sagte der Vicomte; „schon unterwegs hatte er mir erzählt, wenn er sich nicht sehr irre, so habe er die Equipage — er wollte das Wappen wieder erkannt

haben — bereits auf der See zwischen Genua und Neapel gesehen. Es seien Engländerinnen, sagte er, eine interessante, noch sehr hübsche Mutter mit zwei reizenden Töchtern. Das zur Erklärung; jetzt kannst du fortfahren, Julius."

„Nein, nein," erwiderte dieser, „in dem Departement bist du besser zu Haus. Ihr kamt, ihr saht und siegtet, nicht wahr?"

„Kalter Spötter, das weißt du besser. Nun denn, der Graf hatte sich nicht geirrt, angenehmer Weise war er den Damen bereits vorgestellt worden und konnte uns den gleichen Dienst erzeigen."

„Uns?" fragte die Baronin mit komischem Ernste.

„Nun ja, wir wurden alle aufgeführt," versetzte lachend der Vicomte. „Aber was George anbelangt, meine Gnädige, so beschäftigte ihn das blitzende Wasser mehr als die glänzenden Augen der schönen Engländerinnen."

„Wie wir im Verlauf der Geschichte erfahren werden," schaltete Baron von C. ein.

„Wir wurden also bekannt," erzählte Julius weiter, „Graf Rieden erwies der Lady alle Aufmerksamkeiten, und wir hatten das Glück, die beiden Misses geleiten zu dürfen. Ich sage: das Glück, denn die Schönheiten einer herrlichen Natur lassen sich nur dann recht genießen, wenn man sich an der Seite eines geistreichen und schönen weiblichen Wesens befindet. Und beide Eigenschaften besaßen die Damen, dabei waren sie heiter und lustig, sie empfanden alles Schöne, das sie umgab, und ihre frischen Lippen strömten über zum Lobe desselben."

„Und wie angenehm klettertet ihr den Berg auf der Seite der Wasserfälle hinab, je enger der Weg und je steiler er war, um so deliciöser fandet ihr ihn."

„Natürlich," sagte der Erzähler; „die Damen hatten sich in unseren Schutz begeben und waren dankbar für die Sorgfalt, mit der wir sie die gefährlichen Stellen hinabgeleiteten."

„Ihr hattet übrigens keine Augen für die Schönheiten dieses Weges," bemerkte der Hausherr, „aber mir steht das heute noch leben-

dig vor der Seele. Die Felsen, droben so nackt und kahl, waren hier, wo die Wasser hinabstürzten, mit dem frischesten, saftigsten Grün bedeckt; ich habe nie schöneres Moos, prächtigere Farrenkräuter gesehen. Und die herrlichsten Steineichen, zwischen welchen sich der schmale Fußweg hinabschlängelte, und die oben angehaucht waren von dem Dunste des Wassers, und wo sie dem Falle nahe standen, leicht erzitterten und prächtig glänzten; dazu der herrliche Tag, den wir hatten, ein klarer Himmel, der sich dunkelblau über die grüne Schlucht ausspannte, die glühende Sonne in einem Streiflicht hereinfallend, wo sie die niederstäubende, gewaltige Wassermasse berührte und den weißen, silberglänzenden Schaum mit allen Farben des Regenbogens aufs Brillanteste durchwirkte."

„Ach, George," sprach träumerisch die schöne Frau, „wie gerne hätte ich das mit dir genossen."

„Und dann wäre ich in der That glücklicher gewesen, als meine beiden Freunde," entgegnete der Baron mit strahlendem Blick. Worauf der Erzähler mit leiser Stimme sagte: „Vollkommen zugestanden!" und der Vicomte das Gleiche mit einem tiefen Seufzer ausdrückte.

Der Baron hatte einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckt, dann redete er: „Wenn man einmal angefangen, den Schleier der Vergangenheit von einem Tage, wie der eben erzählte, wegzuziehen, so treten nach und nach wieder tausend Kleinigkeiten lebendig vor unsere Seele, seltsam geformte Bäume, die wir betrachteten, kleine gebrechliche Brücken oder große Felsblöcke, vermittelst welcher wir die Abläufer des Wasserfalls überschritten, ja ein einzelner mächtiger Steinblock mit dickem Moos, von dem wir ein Stück abrissen. Und dann erinnert ihr euch selbst wohl noch der vielen bildschönen Kinder, die ärmlich gekleidet vor und neben uns hersprangen, die uns bald einen glänzenden Kiesel, bald eine seltene Blume anboten und den Weg hie und da mit Zweigen und Reisern zugedeckt hatten, welche sie bei unserem Näherkommen eilig wegräumten, um dafür ein paar Kupfermünzen zu erhalten. Ah, die Erinnerung ist schön!"

„Erst wenn man im Grunde der Schlucht ankommt,“ fuhr er nach einer Pause ruhiger fort, „genießt man den Anblick des ganzen majestätischen Wasserfalles. Neben dem Hauptfalle, der wie ein breites, silbernes Band zwischen dem dunklen Grün herabstäubt, befinden sich noch andere Wasserstreifen, die das Ganze dadurch noch lebendiger machen, daß sie ein paarmal an die Felsblöcke prallen, wo sie große Schaummassen nach allen Seiten hinausspritzen. Tief unten treffen aber sämmtliche Wasser mit donnerähnlichem Getöse grollend und murmelnd zusammen, wo denn auch der Wasserdunst über tausend Fuß hoch gen Himmel steigt. So oft Freunde aus Italien kommen, die Terni besuchten, erkundige ich mich jedesmal, ob an diesem wunderbaren Punkte auch noch die kleine Hütte steht, in einer engen Felsspalte mit dem Dach von alten morschen Stangen, welches die Natur mit Jelängerjelieber- und Brombeergesträuch zugedeckt. Wie ruht man hier so behaglich aus; der Körper ist angenehm ermüdet, das Herz, weit geöffnet, so empfänglich und schlägt schneller als gewöhnlich, nicht wahr?“

„Das in Parenthese,“ warf der Vicomte dazwischen, „denn es gehört eigentlich nicht zur Geschichte.“

„Bald mußten wir indessen an die Heimkehr denken. Der Sonnenschein hatte uns längst verlassen, und Wasserstaub und Nebel, welche vor einer Stunde noch Alles mit Licht und Glanz erfüllt, färbten nun die Felsen und Schluchten mit bläulichen, dunklen Tinten. Durch eine herrliche Kastanienallee bei einem alten Schlosse vorbei, welches auf einem schwarzen, rings von der Nera umflutheten Felsen stand, kamen wir nach Terni zurück, wo wir mit den drei Damen, gemeinschaftlich dinirten. Dann wurde über die Abreise berathschlagt welche noch am selben Abend stattfinden sollte, da es uns Alle drängte, am nächsten Tage Rom zu erreichen. Die Gegend um Terni, namentlich der Weg nach Narni und Otricoli, war uns schon in Perugia als wieder einmal unsicher geschildert worden. Den Damen hatte man recht Angst gemacht, und unser Wirth in Terni, dessen Meinung wir

ebenfalls hören wollten, war klug genug, bedeutsam die Achseln zu zucken und ein sehr bedenkliches Gesicht zu machen. Natürlicher Weise wäre es ihm viel lieber gewesen, wenn wir in seinem Gasthof übernachtet hätten, weßhalb er uns auch die Nachtfahrt abrieth und meinte, es sei auf jeden Fall sicherer, die vorhin genannten Räubernester Narni und Otricoli bei Tage zu passiren. Doch ließen wir uns nicht so leicht einschüchtern und da wir den Damen für alle Fälle unseren Schutz versprachen, so entschlossen sich diese ebenfalls, Terni noch heute zu verlassen. Graf Rieden entwarf einen Feldzugsplan, der nicht ohne Geschick war."

„Namentlich für euch," sagte Baron v. C. lachend. „Und du mußt mir gestehen, Julius, daß ich mit Vergnügen die mir zugedachte Rolle annahm?"

„Das ist nicht zu läugnen, und du wirst dich erinnern, wie warm wir Dir beim Abschiede die Hand drückten."

„Also Ihr trenntet euch?" fragte die Baronin.

„Nur für wenige Stunden," antwortete der Erzähler; „George ging mit seinem Bedienten als Avantgarde voraus, und der Reisewagen der Damen, sowie die Calesche des Vicomte und des Grafen bildeten das Hauptcorps. Zum Schutze der Damen blieben wir drei bei ihnen, indem abwechselnd Einer im Wagen selbst Platz nahm, während die beiden Andern hinten auf den Bedientensitz kletterten. In der Calesche des Vicomte folgte sämmtliche Dienerschaft. So fuhren wir gegen zehn Uhr ab und —"

„Halt, halt!" rief der Baron, „ich kann die höchst merkwürdige Fahrt, welche ich in jener Nacht machte, nicht so vorübergehen lassen, ohne ihrer mit ein paar Worten zu gedenken. Um halb neun sandte ich eine Staffete voraus, welche aber, um kein Aufsehen zu erregen, nur die drei Pferde für meinen Wagen bestellen sollte. Ich, der um eine halbe Stunde später folgte, war dann wieder der Andern Courier und Reisemarschall. Mit vielem Halloh und Peitschengeknall ritt dann auch der Postillon, den ich vorausschickte, durch die schon stillen

Straßen von Terni; ich folgte wie gesagt, eine halbe Stunde später. Es war eine klare Nacht mit hellem Mondschein; oft wenn ich den Gipfel eines höheren Berges erreicht hatte, sah ich die weißbeglänzte Straße meilenweit vor mir. Meine Staffette mußte gut geritten sein, ich entdeckte nirgends eine Spur von ihr. Vor Mitternacht erreichte ich Narni. Alles lag hier im tiefsten Schlaf; das einzige Geräusch, welches man hörte, war das Murmeln eines Springbrunnens, und nirgends sah man ein Licht, selbst nicht einmal am Posthofe, vor dessen Thüre übrigens mein Postillon stand und mit einem Stein auf dieselbe loshämmerte. Nach meiner Rechnung hatte er schon fast eine Stunde dort sein können, und es war mir unbegreiflich, warum es ihm nicht gelungen war, in all der Zeit seine Kameraden zu erwecken. Endlich erschien oben im Hause ein Licht, welches jetzt im ersten Stocke und dann an der Hausthüre sichtbar wurde, eine schlaftrunkene Stimme fragte, was wir wollten. '„Corpo di bacco!“ rief mein Kerl, „schon fast eine Stunde stehe ich hier und klopfe, Pferde wollen wir.“ — „Ah! du bist's, Giuseppe!“ entgegnete der drinnen und riegelte die Hausthüre auf. Mein Vorreiter hatte mich gar nichts genützt, denn es dauerte eine halbe Stunde, ehe man frische Pferde für mich eingespannt. Doch hatte ich vor allen Dingen eine neue Staffette abgeschickt, und derselben eingeschärft, daß ich bei meiner Ankunft auf der nächsten Station die Pferde aufgeschirrt zu finden hoffe. Er versprach es hoch und theuer und galoppirte mit demselben Spektakel wie der erste davon. Ich machte meine Bestellungen für euch und folgte ihm. In Otricoli dieselbe Geschichte; kein Mensch im Posthause wach, geschweige denn ein Pferd bereit. Das war mir verdächtig. Ich ersuche meinen Vorreiter, mir doch sein warm gerittenes Pferd zu zeigen. ‚Ja,‘ sagte er, ‚das habe ich im andern Theil des Orts eingestellt. Schweißtriefend, wie es war, mochte ich es nicht hier in der kalten Nacht stehen lassen. Bin ich doch fast schon eine halbe Stunde hier, und Sie sehen selbst, die Spitzbuben im Hause wollen gar nicht aufwachen.‘ Gut. Ich that, als glaube ich ihm

vollkommen, und schickte abermals eine Staffette voraus, beschloß aber jetzt der räthselhaften Geschichte mit meinen Postillons auf den Grund zu sehen. Ich warf mich in den Wagen, wir fuhren davon. Meine Calesche hatte ein Halbdeck, hinten mit einem Fenster, durch welches ich nach halbstündiger Fahrt vorsichtig hinausschaute; meine Vermuthungen hatten sich bestätigt und meine Staffetten mich auf die frechste Art von der Welt betrogen. Diese Kerle waren nämlich nur jedesmal bis vor die Station geritten, hatten dort ihr Pferd einem Kameraden gegeben, der es zurückführte, während sie ihren Weg auf weit bequemere Art fortsetzten, nämlich hinten auf meinem aufgeschraubten Koffer, den sie heimlich bestiegen, sobald mein Wagen bei ihnen vorbeirollte. Den Augenblick hatten sie aber im Chausseegraben versteckt abgewartet."

„Verfluchte Kerle!" rief der Vicomte. „Und du sprangst wohl heraus, um ihn tüchtig abzustrafen?"

„Im Gegentheil," fuhr der Baron fort, „wozu hätte mich das genützt? ich fuhr ruhig weiter bis zur nächsten Station. Vor dem Orte war der Bursche natürlich herabgesprungen und hatte auf einem näheren Wege das Posthaus vor mir erreicht; wie ihr wißt, liegen die Nester dort meistens auf der Spitze eines Berges, den die Pferde nur im langsamsten Schritt ersteigen; gewöhnlich muß man noch Ochsenvorspann nehmen, und dabei hatte mein Gauner genügend Zeit, mir vorzukommen. Am Poststall wiederholte sich die nämliche Geschichte der früheren Stationen, meine Staffette polterte mit aller Macht gegen die Thüre, was er seiner Behauptung nach schon über eine halbe Stunde gethan. Endlich wird geöffnet, ich laß ihn ruhig in den Stall gehen, um seine Bestellung auszurichten. Ihr wißt, mein damaliger Bedienter war ein baumstarker Mensch, auf den ich mich schon verlassen konnte. Ich fürchtete mich auch nicht, und so waren wir wohl im Stande, es mit einem halben Dutzend dieser lumpigen Italiener aufzunehmen, denn so viel waren ihrer mindestens herbeigeeilt, sobald die Nachricht im Posthof erscholl, es komme eine große Herrschaft, welche viele Pferde brauche. Mein Bedienter nahm eine

unserer doppelläufigen Reisepistolen in den Arm und so traten wir Beide in den Stall, wo die wild aussehenden Kerle in den tollsten Costümen mit vielem Geschrei ihre Pferde aufschirrten. Meine Staffette lehnte an einem Ständerpfosten, freundlich grinsend, als ich näher trat, und seine rechte Hand zuckte vor, als wolle er sein Trinkgeld in Empfang nehmen. ‚Du bist wohl gut geritten?‘ fragte ich ihn. — ‚Per Dio, Signor, das will ich glauben,‘ entgegnete er mir. ‚Und das ist eine ganz verfluchte Straße, immer Berg auf und ab, man riskirt bei jedem Schritt seinen Hals. Glaubt mir, ich habe ein gutes Trinkgeld verdient.‘ — ‚Und wo ist dein Pferd?‘ — ‚Mein Pferd? Dort hinten in der Ecke stehts. Aber um der Mutter Gottes willen gehen Sie nicht nah zu ihm hin, es schlägt und beißt.‘ — Die Frechheit war mir denn doch zu viel, der Zorn übermannte mich, ich faßte den schlanken Römer bei seiner Halsbinde, schüttelte ihn tüchtig durch, und während ich ihm eine ziemliche Maulschelle gab, flog er in das Stroh des Ständers. Natürlicher Weise kam der ganze Stall in Aufruhr, von allen Lippen erschallten maledetto's, die wild aussehenden Kerle zogen die Messer aus ihren Hosentaschen und drangen auf mich ein. Ich kann euch versichern, es waren die ausgeprägtesten Räuberphysiognomien, deren sich kein Bild von Horace Vernet hätte zu schämen brauchen; zwischen den halb geöffneten Lippen glänzten die weißen Zähne hervor, die großen Augen blitzten mir wild entgegen, kurz sämmtliche gelben Gesichter mit den kohlschwarzen Haaren und den beiden langen Locken, die meistens an den Schläfen des römischen Postillons herabhängen, schauten mich blutgierig, ja teuflisch an, ihr hättet für mein Leben keinen Kreuzer bezahlt. Mein vortrefflicher Schabel mit seiner merkwürdigen Gelassenheit ließ unterdessen ruhig die Hähne seiner Doppelpistole knacken und richtete sie bedächtig über meine Schulter nach dem tollen Haufen, aus dem hervor einer der Wildesten schrie: ‚Ein Römer läßt sich nicht ungerächt schlagen, das fordert Blut.‘ — ‚Halt!‘ rief ich ihnen entgegen, ‚da habt ihr vollkommen recht, aber der da‘ — ich wies auf meine Staffette —

‚ist kein Römer, das ist ein Birbante, Gott weiß aus welcher Provinz; ein ächter Römer betrügt keinen Fremden. Und der da hat mich auf doppelte Art betrogen, um meine Zeit und um mein Geld.‘ Und nun erzählte ich ihnen mit kurzen Worten, wie ich ihn als Staffette gedungen, ihm ein sehr gutes Trinkgeld versprochen, wie er aber, anstatt zu reiten, hinten auf meinem eigenen Wagen gefahren. Ich versichere euch, meine kleine Rede war des Antonius würdig, und als ich mit der Frage schloß: ‚kann das ein Römer sein?‘ hatte ich sämmtliche Postillons für mich gestimmt, sie steckten ihr Messer ein, und Jeder von ihnen, der mir wahrscheinlich ohne diesen Auftritt den gleichen Streich gespielt hätte, schwor hoch und theuer, das sei eine ganz niederträchtige Handlung und ich habe volles Recht gehabt. So war denn der Friede wieder hergestellt, ich schickte abermals einen Postillon voraus, und als ich ihm kurze Zeit darauf folgend nach vielleicht zwei Stunden die andere Station erreichte, stand dort bereits der Postmeister unter der Thüre, meine Pferde waren herausgezogen und die neue Staffette befand sich schon im Sattel.“

„Vortrefflich!“ rief der Vicomte, „dem schuftigen Römer geschah sein Recht.“

„Ich wette, der Kerl hat sich auf keinen Wagen mehr gesetzt,“ sagte der Rittmeister.

„Bald darauf,“ fuhr der Hausherr fort, „brach der Tag an, für mich ein unvergeßlicher Morgen, denn ich sah zum erstenmal die herrliche Campagna sich vor mir ausdehnen, diese gewaltige Einöde so stumm und doch so beredt, so eintönig und doch wieder so mannigfaltig und prächtig gefärbt. Glücklich wer sie zum erstenmale so erschaut wie ich, wenn der erste Strahl der Sonne über sie dahinblitzt, und wenn sich aus dem tiefen, dunstigen Blau, das sie noch so eben bedeckte, langsam die glühenden Farben entwickeln, die ihr eigen sind und die man sonst nirgends erblickt. Rechts auf der Höhe bemerken wir vielleicht einen riesenhaften Trümmerhaufen, aus dem ein einziger Pfeiler hervorragt, doch:

Auch dieser, schon geborsten,
kann stürzen über Nacht, —

wie der Dichter sagt; aber der Anblick dieser Stätte wird gemildert durch eine Ziegenheerde, die mit ihren Glocken klingelnd das magere Grün zwischen den Steinen emsig heraussucht. Der Hirt in seinem weißen Schafpelze schaut lange, lange dem Wagen nach und hat dabei gewiß ganz seltsame Gedanken von manchen Freuden dieser Welt, die für ihn unerreichbar bleiben. Links von uns reiht sich ein Hügel an den anderen, und getäuscht durch die verschiedenen Farben vom dunkelsten Violett bis zum hellsten Gelb glaubt man ein wogendes Feld zu sehen. Und doch ist alles unbeweglich und still, weit, weit hinaus ohne eine menschliche Wohnung, und was man hier von Werken der Menschenhand sieht: die majestätischen und ernsten Bogen einer zertrümmerten Wasserleitung oder ein verfallenes Bassin, von riesenhaften Quadern eingefaßt, dessen Wasserspiegel in der aufgehenden Sonne leuchtet und strahlt, vermehrt noch die tiefe Oede und Melancholie."

„So," unterbrach sich der Erzähler mit einer gefälligen Handbewegung gegen Julius, „jetzt habe ich euch glücklich die bewußte Nacht durchgebracht, von der ihr uns doch wahrscheinlich keine interessanten Daten zu berichten wissen werdet, und hoffe ich nun von dir ein öffentliches Lob zu erhalten über meine vortrefflichen Arrangements."

„Die waren in der That über alles Lob erhaben," entgegnete der Andere. „Wir fanden während der Nacht überall unsere Pferde in Bereitschaft und kamen sehr rasch von der Stelle."

„Außerordentlich rasch," seufzte der Vicomte.

„Und dann das vortrefflich arrangirte Frühstück krönte deine Verdienste als Reisemarschall. Du wirst übrigens zugestehen, daß wir dich bei unserer Ankunft dankbarst umarmten."

„Ja, ja, ihr waret Alle außerordentlich erfreut und glückselig," sagte der Baron mit einem leichten, seltsamen Lächeln, „und ich muß gestehen, unsre Fahrt nach Rom an dem damaligen Tage gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen."

„Ja, wenn die Reise nur länger gedauert hätte," bemerkte nachdenkend der Vicomte. „Allen Scherz bei Seite! die drei Damen waren ebenso liebenswürdig wie schön, ebenso fein gebildet wie angenehm in der Unterhaltung."

„Wer will das läugnen?" erwiderte der Hausherr.

„Ich gewiß nicht," sprach bedächtig Julius, „und weiß Gott was geschehen wäre ohne die Geschichte mit den Blumensträußen."

„Ah! die gefährlichen Blumensträuße," seufzte der Vicomte.

Und darauf trat einen Augenblick tiefe Stille ein. Julius und der Vicomte waren in der That sehr nachdenkend geworden, der Baron konnte sich eines abermaligen Lächelns nicht erwehren, und selbst über das Gesicht Eugens leuchtete es wie die Erinnerung an eine komische Begebenheit.

„Ah, meine Herren," sagte die Baronin nach einer Pause, „wenn auch Ihre Schilderungen von Terni und der Campagna nicht so ganz übel waren, so finde ich es doch mir gegenüber unverantwortlich, daß Sie die drei Damen, deren ferneres Schicksal mich interessiren muß, so ohne Umstände vor den Thoren Roms sitzen lassen. Auch wünschte ich die Geschichte der Blumensträuße zu erfahren, wenn — damit wandte sie sich an ihren Mann — „die Geschichte erzählbar und meine Forderung nicht indiscret ist."

„Das letztere gewiß nicht," erwiderte Julius, und der Hausherr setzte hinzu: „Es ist ein recht hübscher Nachtrag zu der Reise von Terni, den Jedermann hören kann."

„Der Vicomte mag das erzählen," sprach Julius entschieden, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und vor sich hin in die glühenden Kohlen schaute.

„Und warum soll ich das erzählen?"

„Weil dabei ein bischen Ausschmückung nichts schadet, da die einfache Thatsache weniger interessiren könnte."

„Nun denn, Vicomte," rief die junge Frau, „seien Sie liebenswürdig!"



„Meinetwegen, es ist eine alte Geschichte, doch —"

„Ohne Citate, Vicomte!" sagte Julius.

„Auch das," fuhr Jener fort.

„Wir kamen also nach Rom, leider waren unsere Quartiere im Voraus bestellt, leider, denn die Damen wählten einen anderen Gasthof. Wir erhielten übrigens die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen und machten davon einen umfassenden Gebrauch. Graf Rieden war uns dabei unbezahlbar, denn er machte der Lady aufs Bestimmteste seine Cour, und er war der Erste, der von einer Verbindung mit ihr als einer ganz passenden Partie sprach."

„Sie war ungeheuer reich," schaltete Julius ein. „Grade wie die Tochter unseres Generals, die schöne Julie," fuhr boshaft der Vicomte fort, wobei Eugen einen leichten Seufzer nicht unterdrücken konnte. — „Ob die Damen unsere Bewerbungen günstig aufnahmen, bin ich nicht im Stande zu sagen; Keiner hatte noch eine direkte Annäherung gewagt, aber Jeder bereitete im Stillen einen heftigen Sturm vor auf das Herz seiner Auserwählten."

„Per Blumenstrauß," sagte der Baron.

„Ja, es ist sonderbar, wie wahr das Sprüchwort ist, daß sich die schönen Geister finden. Eigentlich fanden sich jedoch nur Graf Rieden und Julius, ich war Nachahmer. Will ich doch Zeit meines Lebens den Augenblick nicht vergessen, als ich an meinem Fenster stehend den Bedienten des Grafen über den Hof kommen sah, einen wunderbaren Blumenstrauß in der Hand, gleich darauf den von Julius mit einem nicht minder schönen Bouquet. Aha, dachte ich, für die Lady und für Miß Eveline! in der That, eine hübsche, kleine Aufmerksamkeit, bei der es Miß Elisabeth höchlich übel nehmen würde, wenn du zurückbliebest. Ich klingelte dem Lohnbedienten. ‚In wie viel Minuten,' rief ich ihm zu, ‚kann ich den prachtvollsten Blumenstrauß haben, der aufzutreiben ist? Für jede Minute weniger als die angegebene Zeit zahle ich einen Paolo.' Das wirkte ungemein; der pfiffige Italiener verlangte eine Viertelstunde, verdiente sich aber acht

Paolo, denn schon nach einer halben Viertelstunde hielt ich mein Bouquet in der Hand. Es war sehr schön und der Platz in der Mitte zwischen einer rothen und weißen Camelie schien mir außerordentlich passend, um ein Zettelchen anzubringen, auf dem ich im besten Englisch, welches ich vermochte, Miß Elisabeth von den Flammen meines Herzens in Kenntniß setzte. Mich zu unterzeichnen hielt ich für unpoetisch und überflüssig, denn ich fügte meine Karte bei, die der Lohnbediente zu gleicher Zeit übergeben sollte."

Julius nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Der Lohnbediente kannte Miß Elisabeth. Zum Ueberflusse gab ich ihm noch eine Personenbeschreibung, deren sich kein deutscher Polizeibeamter zu schämen gebraucht hätte. Ich fügte noch als besonderes Kennzeichen hinzu, daß sie die schönste der drei Damen sei und wahrscheinlich in Verwirrung gerathen und lächeln würde, wenn er Bouquet und Karte übergäbe. So instruirt entließ ich ihn, indem ich ihm große Strafe oder große Belohnung in Aussicht stellte, ich sah ihn die Straßen dahineilen und blieb zurück in spannender Erwartung. Erst nach Verlauf einer Stunde kam er wieder. ‚Nun?‘ rief ich ihm entgegen. — ‚Richtig besorgt, Euer Gnaden,‘ antwortete er. — ‚Und was sagte die Dame?‘ — ‚Sie hat freundlich gelacht.‘ — ‚Gelacht, Unglückseliger! Laut gelacht oder nur sanft gelächelt? Besinne dich darauf.‘ Er konnte sich aber nicht darauf besinnen, oder verstand vielmehr nicht den großen Unterschied zwischen Lachen und Lächeln. Ich war verstimmt und kam so in schlechter Laune zum Diner. Hier fand ich denn nun, daß Julius und der Graf nicht besser aufgelegt seien. Aha! dachte ich, für die ist auch vielleicht gelacht statt gelächelt worden. ‚Gehen wir ins Theater?‘ — ‚Ich mag nicht.‘ — ‚Auf den Ball zum Herzog Torlonia?‘ — ‚Das ist ennuyant.‘ — ‚Bitten wir um eine Tasse Thee bei der Lady?‘ fragte ich endlich schüchtern. — ‚Ich nicht.‘ — ‚Ich auch nicht,‘ riefen beide aufs Bestimmteste. Jetzt war ich sicher, daß man auch für sie gelacht und nicht gelächelt hatte."

„Nun, an Uebertreibungen lässest du's nicht fehlen," sagte Julius. „Ich bitte dich, Vicomte, komm einmal zum Abschluß."

„Bis dahin verging noch eine qualvolle Nacht," entgegnete dieser lustig. „Mir träumte von Teufeln, die lächelten, und von Engeln, die lachten. Wir trafen uns am anderen Morgen wie gewöhnlich beim Frühstück und zum Dessert brachte der Lohnbediente einen ziemlichen Korb von Seiten der Lady."

„Es war eine Schachtel," sagte Julius ernst.

„Meinetwegen. In der Schachtel waren drei kleine Körbe."

„Schachteln!" wiederholte Julius.

„Du sollst recht haben, aber mir kamen sie gleich Körben vor. Auf jeder stand die Adresse von einem von uns, und wir nahmen schweigend die ominösen Geschenke in Empfang. Ehe wir aber die Schachteln öffneten, lächelten wir zuerst alle drei wie ertappte Schulbuben, und dann als die Deckel abgehoben waren, brachen wir in ein gemeinsames Lachen aus. Ich erhielt den Blumenstrauß des Grafen Rieden, den dieser an die Lady adressirt und den der Lohnbediente mit meiner Karte abgegeben hatte. Elisabeth sandte dem Grafen das Bouquet von Julius, und Eveline verehrte diesem das meinige. War je eine solche Confusion erhört worden? Daß wir uns gewaltig ärgerten, wird uns Niemand übel nehmen, die Sache hatte sich in der That unangenehm entwickelt, und wem verdankten wir die ganze Bescheerung? — Der Unachtsamkeit unserer Bedienten."

„Aber das ist köstlich, Vicomte," rief heiter die Baronin. „Verzeihen Sie mir, daß ich nicht lächle, ich muß gegen allen Anstand laut lachen. Aber wie die Verwechslung eigentlich geschah, begreife ich immer noch nicht recht."

„Es war das Schicksal roh und kalt," sprach der Vicomte, „das Schicksal in Gestalt unserer Bedienten und eines Weinhauses. Die Gesandten unseres Freundes Julius und des Grafen glaubten sich zu ihrer Botschaft durch ein Glas guten Orvietos stärken zu müssen, und da der Lohnbediente der gleichen Ansicht war, fand sich das liederliche

Kleeblatt in einer Locanda zusammen. Daß es hier diesen Herren sehr überflüssig erschien, die drei Blumensträuße von drei verschiedenen Personen überbringen zu lassen, begreife ich vollkommen; Einer übernahm die Commission allein und machte sich kein Gewissen daraus, Bouquets und Karten zu verwechseln. Ich hätte an dem Tage einen Mord begehen können."

„Laß es gut sein, Vicomte," bemerkte Julius achselzuckend. „Du hast dich bald getröstet."

„Nicht früher als du," fuhr der Andere fort, „und ich muß gestehen, dem Grafen Rieden ging die Geschichte am längsten nach. Indessen vergaß ich zu sagen, daß die zurückgeschickten Blumensträuße von einem Handschreiben der Lady begleitet waren, worin sie uns im Augenblick ihrer Abreise aufs Verbindlichste dankte für alle ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten; was die Bouquets anbelange, so müsse sie dieselben zurückschicken, da sie vielleicht verwechselt worden seien, — das „vielleicht" ärgerte mich am meisten, — und sie unmöglich im Stande sei, die eigentliche Bestimmung derselben zu errathen."

„Das war boshaft," sagte die Baronin.

„So dachte ich auch," erwiderte der Vicomte. „Daß sie wirklich abgereist waren, erfuhren wir durch den Grafen, der wahrscheinlich dem Reisewagen lange nachgeblickt hatte, als derselbe durch die Porta del popolo gegen Florenz fuhr."

Damit endigte der Vicomte, Julius zuckte die Achseln, der Rittmeister lachte nachträglich und die Baronin lächelte still in sich hinein. Eugen allein schien dem Erzähler nur bis zu dem Punkte mit völliger Aufmerksamkeit gefolgt zu sein, wo er des kleinen Briefchens erwähnte, das er zwischen die Blumen geschoben. — — — — Da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Malers; er preßte die Lippen auf einander, bedeckte seine Augen mit der Hand und fuhr darauf mit derselben an die linke Seite seines Frackes, wo er zu untersuchen schien, ob sich in der Brusttasche desselben noch ein Gegenstand befände, dessen er sich erinnerte. Das Resultat seiner Nachforschungen mußte aber kein

günstiges gewesen sein, denn er zuckte zusammen, richtete sich hoch auf, sein Gesicht nahm einen nachdenkenden Ausdruck an, worauf er leicht mit dem Kopfe schüttelte, sich unbemerkt aus der Kaminecke entfernte und geräuschlos das Zimmer verließ, gerade im Augenblicke, als der Rittmeister heftig lachte. „Ich wette," rief dieser nach einer Pause, „die Geschichte hat den Damen doch am Ende leid gethan. Zehn gegen Eins möchte ich wetten, denn abgesehen von Graf Rieden waret ihr beide doch ganz famose Partien. Uebrigens ist mit solchen Blumensträußen nicht zu spassen, das kann ich euch versichern, und bei der Verheirathung eines genauen Freundes von mir spielt auch ein solcher eine große Rolle. Mein Freund war der einzige Sohn seiner Mutter, einer Wittwe, ein reicher Gutsbesitzer. Eine andere Wittwe hatte eine Tochter, aber gar kein Vermögen. Die Tochter war, versichere ich euch, merkwürdig schön. Na, ich kann nicht mehr sagen, als daß ich selbst 'mal in sie verliebt war."

„Das ist ein Beweis," meinte Julius, indem er aufstand.

„Nun gut, beide Wittwen waren befreundet, und mein kleiner Gutsbesitzer hatte schon lange sein Auge auf das Mädchen geworfen, aber nicht den Muth, sich ihr zu nähern. Ihre Mutter hätte begreiflicher Weise die Partie gar zu gern gesehen. Da zeigt sich auf einmal ein schon etwas ältlicher Kanzleirath, der das schöne Mädchen heimzuführen gedenkt. Gut. Die pfiffige Mutter rechnet: du willst doch vorher noch einmal zu deiner Freundin hinausfahren, ihr die Sache mittheilen, vielleicht daß das Veranlassung zu einer Erklärung gibt. Ich wette aber Hundert gegen Eins, daß keine Erklärung erfolgt wäre, wenn sich nicht ein Blumenstrauß ins Spiel gemischt hätte. Mutter und Tochter fahren nämlich auf der Eisenbahn, und als sie aussteigen wollen, bemerkt letztere ein prachtvolles, ganz frisches Bouquet, das im Gedränge liegen geblieben war. Der befragte Conducteur zuckte die Achseln und sagte, sie sollten es nur mitnehmen. Das geschieht, sie kommen auf dem Gute an, und mein kleiner Gutsbesitzer,

der sie im Hofe empfängt, schielt so bedeutsam nach dem Blumenbouquet, daß man es ihm anbieten muß. Während die Mama die Gäste ebenfalls begrüßt und unterhält, eilt mein junger Tectosage mit dem Blumenstrauß auf sein Zimmer, und da er irgendwo gelesen haben muß, daß so ein Ding oft merkwürdige Sachen verbirgt, so reißt er die Blüthen aus einander und findet einen Papierstreifen, auf dem deutlich geschrieben steht: Hast du es denn nicht schon lange gemerkt, wie sehr ich dich liebe und wie unglücklich es mich macht, daß ich mich von dir trennen soll? — Das war in Versen gesagt, aber die habe ich vergessen. Gut. Mein kleiner Freund geht nach den Zimmern seiner Mutter, läßt sie herausrufen und sagt ihr, er wolle die Auguste heirathen und sonst keine. Was war da zu machen? Mama sagt: in Gottes Namen, und so sind sie denn jetzt ein glückliches Paar, und das alles durch einen Blumenstrauß. — Ich wette, das ist keine schlechte Geschichte."

Die Baronin als freundliche Wirthin hatte der Erzählung mit Aufmerksamkeit gelauscht. Der Hausherr schien sie schon gehört zu haben, auch mochte ihn das Verschwinden Eugens beschäftigen, genug, er sah einigermaßen zerstreut aus, lehnte sich weit in seinen Fauteuil zurück und blickte nach der Thüre. Julius, der gewöhnlich auf seine Nebenmenschen nur so viel Rücksicht nahm, als ihm gerade beliebte, hatte sich schon erhoben, als der Rittmeister anfing zu erzählen und war ans Fenster getreten, vor welchem er stehen blieb und in die Nacht hinaus schaute, während er einen der Vorhänge auf die Seite drückte: „Wenn mich nicht alles trügt," sagte er nach einer Pause, „so kommt dort noch ein Wagen. Oder haben Sie vielleicht eine Drotschke herausbestellt, Vicomte?" wandte er sich an diesen, welcher neben der Baronin saß und eifrig mit derselben über die erwähnte Heirath sprach.

„Ich nicht," antwortete der Vicomte kurz, „ich gehe wie abgeredet mit euch zu Fuß."

„Es ist ein niederes Coupé," fuhr der am Fenster fort, „ich er-



kenne das an der Stellung der Laternen; jetzt biegt der Wagen von der Landstraße ab, er kommt hieher. Sieh doch, George, wer kann das sein?"

Der Hausherr trat nun ebenfalls ans Fenster, währenddem auch schon die Anderen im Zimmer das dumpfe Rollen eines Wagens hörten, welcher die Rampe hinauffuhr und vor dem Treppenhause still hielt. Im gleichen Augenblicke trat Eugen ziemlich aufgeregt in das Zimmer, schritt eilig zu dem Hausherrn hin und wollte ihn abseits ziehen, indem er hastig sagte: „Du, George, ich bitte dich dringend, höre nur zwei Worte."

„Gleich, gleich, lieber Freund," erwiderte der Baron, wobei er sich jedoch, ohne den Maler anzuhören, der Thüre näherte, durch welche der Kammerdiener eintrat. Dabei hielt er Eugens Hand fest, wie um ihm anzuzeigen, daß er in der nächsten Sekunde ganz für ihn sei.

„Seine Excellenz, der Herr General von W. sind soeben angefahren und kommen schon die Treppen herauf," meldete der Kammerdiener.

„Das habe ich mir gedacht!" rief erschreckt der Maler. „Nur einen Augenblick, George."

„Gleich, gleich," versetzte der Baron. „Seine Excellenz ist mir sehr willkommen, ich werde ihm entgegen eilen."

„Aber, George, es ist wichtig, daß du mich hörst."

„Aber, lieber Eugen, im Augenblick; ich muß doch dem alten Herrn entgegen gehen. Da ist er schon."

„Ja, da ist er schon," wiederholte der Maler, stützte sich mit der Hand auf den Tisch und obgleich auch seine Züge ruhig schienen, sah man doch, wie er schwer und mühsam athmete.

Der alte General trat in das Zimmer, und der Ausdruck seines Gesichtes war so ganz anders als vor einer Stunde, wo er das Haus verlassen. Jetzt hatte er die Augenbrauen finster zusammen gezogen, die Lippen auf einander gepreßt, und die Verbeugung, welche er den

Anwesenden machte, war steif und förmlich. An der Thüre blieb er übrigens stehen, wandte sich zu seinem Bedienten, der ihm folgte, und nahm demselben einen Paletot ab, den er nun über seinen eigenen Arm hing und darauf langsam vorwärts schritt. „Sie waren so gütig, Herr Baron,“ sagte er mit ernster Stimme, „meinem — dem Grafen Rieden wollt' ich sagen, — einen Paletot zu leihen, den ich mir erlaube Ihnen selbst zurückzubringen.“

„Aber, Excellenz,“ erwiderte der Hausherr mit einer tiefen Verbeugung, „Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit.“

„Das könnte möglich sein,“ meinte ruhig der General.

„O, George, wenn du mich nur einen Augenblick angehört hättest!“ flüsterte der Maler.

Seine Excellenz schaute indessen ernst im Kreise umher, und sagte dann noch förmlicher als früher: „Herr Baron von C., ich würde Sie dringend um ein paar Worte unter vier Augen ersuchen.“

Alle Anwesenden waren aufs Höchste überrascht, ja erstaunt. Die Baronin hatte sich bei diesem Vorgange einigermaßen verlegen erhoben und stand neben ihrem Fauteuil; der Vicomte schaute mit großen Augen darein, und selbst Julius hatte sich erwartungsvoll umgewandt.

„Eure Excellenz werden mir verzeihen,“ sprach befremdet der Hausherr, „ich bin natürlicher Weise ganz zu Ihren Befehlen, doch wenn das, was ich hören soll, nicht ein Geheimniß Eurer Excellenz betrifft, so würde ich vorziehen, es hier vor meinen Freunden anzuhören.“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete kalt der General. „Doch würden Sie mir vielleicht Dank wissen, wenn ich einer unangenehmen Sache nicht gerade vor Madame und diesen Herren erwähnte.“

„Nach diesen mir unbegreiflichen Worten,“ versetzte lächelnd der Baron, „muß ich ganz besonders auf Oeffentlichkeit bestehen. Darf ich Euerer Excellenz einen Fauteuil anbieten und Sie geziemend ersuchen, mir zu sagen, wovon die Rede ist?“

Der General machte, was das erstere anbelangte, eine abwehrende Handbewegung, dann sagte er ziemlich ruhig, aber ernst: „Wie

schon bemerkt, hatten Sie die Freundlichkeit, dem Grafen Rieden einen Paletot anzubieten, den er dankbar annahm und mit mir nach der Stadt zurückfuhr."

„Ganz richtig," bemerkte der Baron.

„Zu Hause," fuhr der General fort, „übergab ich dem Grafen einige Briefe, die für ihn angekommen waren und die er erbrach, flüchtig durchlas und in die Tasche eben dieses Paletots steckte. Er begab sich in sein Hotel, um eine Viertelstunde nachher in größter Aufregung wieder zu mir zu kommen. In größter Aufregung, und er hatte Ursache dazu; ich weiß nicht, ob die Frau Baronin oder einer der anwesenden Herren etwas darüber hörten, daß eine Verbindung zwischen dem Grafen Rieden und meiner Tochter projectirt sei? O doch, es muß so sein, denn ich erinnere mich, daß Herr Eugen mich sogleich zu verstehen schien, als ich ihn um ein kleines Porträt meiner Tochter bat."

„Ich, Herr General?" sprach der Maler aufs Höchste bestürzt und mit bleicherem Gesicht, als selbst in jenem Augenblicke drunten an der Treppe. „Ach, ja, ich erinnere mich, aber Euere Excellenz erklärten sich so deutlich, daß ich — die Sache nicht mißverstehen konnte."

„Das ist auch höchst gleichgültig, ich gestehe das Faktum ein, und Sie können sich deßhalb meinen Schrecken, meinen Schmerz denken, als er mir den verhängnißvollen Paletot zurückbringt, — den Ihrigen, Herr Baron von C. — als er mir erzählt, er habe arglos seine Briefschaften aus der Tasche nehmen wollen und — zu — gleicher Zeit — etwas Anderes — gefunden."

Der Hausherr zuckte die Achseln mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens, während die Baronin näher trat und erschreckt ausrief: „Um Gotteswillen, was soll denn das, George? O, Herr General, halten Sie ein!"

„Ich bitte dagegen, fahren Sie fort," sagte ruhig der Baron.

Der Maler wollte vortreten, doch hielt ihn Julius am Arme

fest, indem er ihm trocken zuflüsterte: „Misch dich nicht in Sachen, die dich durchaus nichts angehen.“

„Hier sind die Briefe des Grafen,“ fuhr der General fort, indem er Papiere aus der Brusttasche zog, „und zwischen denselben befand sich ein kleiner Blumenstrauß.“

„Teufel, ein Blumenstrauß!“ brach der Vicomte aus.

„Ja, ein Blumenstrauß,“ sprach der General mit erhöhter Stimme, „und in demselben versteckt ein Briefchen, ein Schreiben meiner — Tochter Julie — an Sie, Herr Baron.“

„O George!“ rief die junge Frau mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Vorwurfes, indem sie sich an ihren Mann wandte. Dieser stand einen Augenblick ruhig, ja lächelnd, dann zog er die Klingel, die neben dem Divan hing, wobei ihn alle erstaunt anblickten, und als der Kammerdiener herein trat, sagte er: „Friedrich soll kommen.“ Der Bediente erschien augenblicklich. „Du hast vorhin einen Paletot von mir herunter geholt; wo fandest du ihn?“

„Wo der Herr Baron mir gesagt, vor dem Zimmer auf dem Tisch.“

„Sonst lag keiner da?“

„O ja, Herr Baron, noch mehrere.“

„Darf ich Euere Excellenz nun bitten, mir den Paletot übergeben zu wollen? Schau ihn an, Friedrich, aber diesmal genauer, das muß ich mir ausbitten; ist das mein Paletot?“

Der Bediente nahm das Kleidungsstück in die Hand, beschaute es von allen Seiten, und er hätte nicht nöthig gehabt, eine Antwort zu geben, sein Gesicht sagte genug, sowie auch das Kopfschütteln des Kammerdieners, welcher die Garderobe seines Herrn genauer zu kennen schien. Der Baron machte eine Handbewegung, worauf die Diener sich zurückzogen, dann sprach er ruhig: „Sie sehen wohl, Excellenz, daß hier eine Verwechslung vorgegangen.“

„Allerdings,“ erwiderte dieser aufs Höchste bestürzt, „aber Einem muß doch dieser unangenehme Paletot gehören.“ Er blickte fragend im Kreise umher, während der Vicomte der Baronin zuflüsterte:

„Wenn ich mich dazu bekenne, so käme ich vielleicht unverhofft zu einer schönen Braut. Was meinen Sie, gnädige Frau?“ Diese aber winkte ihm abwehrend mit der Hand und schaute athemlos auf Eugen, der langsam vortrat und nach einer Pause ruhig sagte: „Ich kann und will Euerer Excellenz nicht verschweigen, daß der Paletot mir gehört.“

Der General trat einen Schritt zurück. „Und Blumenstrauß und Brief?“ fragte er im Tone höchsten Erstaunens.

„Gleichfalls, Excellenz.“

„Und damit die Liebe Ihrer Tochter, Herr General,“ meinte Julius sehr trocken, „und wenn man die Sache bei Licht besieht, so —“

„Und das Licht, bei dem wir sie betrachten,“ fiel ihm der General heftig ins Wort, „ist so scharf, daß mich die Augen beißen. Verzeihen Sie, Baron, meinen Ueberfall, und vor allen Dingen Sie, gnädige Frau; weiter habe ich hier nichts zu sagen, und wünsche allerseits eine geruhsame Nacht.“ Damit wandte er sich zornig um und hinkte zum Zimmer hinaus.

Der Baron eilte ihm nach, Eugen wollte ebenfalls folgen; doch hielt ihn Julius am Arme fest und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Bleib da, unbesonnener Kerl, du machst schöne Geschichten.“

„Laß mich, laß mich!“ rief der Maler hastig, „ich muß ihn zu besänftigen suchen, sonst fällt all' sein Zorn auf die arme Julie.“

„Bah!“ erwiderte der Andere, „sie hat auch ihr Theil verdient. Aber bleib nur, bleib; wie ich den General kenne, ist das jedenfalls besser. Vor allen Dingen aber sage, ist Juliens Liebe für dich so groß, daß sie dem Papa gegenüber fest bleiben wird?“

„O mein Gott ja, ich glaube und hoffe es,“ antwortete Eugen, während die Baronin leicht mit dem Kopfe nickte.

„Dann wird sie mit ihm fertig,“ fuhr Julius mit unerschütterlicher Ruhe fort, „und wenn du einen Brautführer brauchst, so stehe ich zu Befehl.“

„Hat aber dieser Graf Rieden mit seinen Blumensträußen Unglück!“ rief lachend der Vicomte.

„Apropos," wandte sich der Rittmeister an Eugen, der im tiefen Nachdenken dastand, „ich wette Hundert gegen Eins, daß ich meine Wette mit Ihnen gewonnen; Baronin Julie wird den Grafen nicht heirathen, hundert Louisd'or, das ist keine Kleinigkeit. Aber, bester Freund, Sie werden so gefällig sein und mir die Art der Zahlung überlassen, und Sie würden mich glücklich machen, wenn dies in Leinwand und Farben geschähe; so ein hübsches Porträt von mir, wissen Sie zu Pferde vor der Schwadron, auf irgend einen beliebigen Feind einhauend."

„Ja, ja," meinte Julius trocken, „an einem Schlachttage, der kein Datum hat; thu' ihm den Gefallen. Ich bin überzeugt, er bietet dir eine Wette an, du werdest niemals ein schöneres Bild malen."

„Und die Veranlassung dazu!" lachte der Rittmeister, „es ist das Pendant zu meiner Geschichte. Ja, es gibt gefährliche Blumensträuße."

„Himmlisch ist das allerdings," sagte der Vicomte, indem er sich die Hände rieb. „Wenn ich es nur bald irgendwo erzählen kann."

„Nach einer gewissen Hochzeit bekommst du die Erlaubniß dazu," sprach Julius.

Und um den geneigten Leser nicht länger zu ermüden, wollen wir nur noch sagen, daß der General, welcher seine Tochter zärtlich liebte und den jungen Künstler achtete, mehrere Tage vergeblich getobt und gemurrt, und daß in Folge hiervon Eugen von dem großen Bilde keine kleine Copie zu machen brauchte, indem Papa mit komischem Zorn ausgerufen: „Die Mühe mit Leinwand und Farben kann er sich jetzt sparen!" und daß endlich der Vicomte nach einem halben Jahre wirklich die Erlaubniß erhielt, und nun überall und zwar mit vielen Ausschmückungen die Geschichte auch dieses gefährlichen Blumenstraußes erzählte.

Uebrigens wünschen wir ähnliche gefährliche Blumensträuße allen unsern geneigten, liebenswürdigen Leserinnen.

Familien-Concert.

Herr Regierungsrath Zwicker mit Frau gibt sich die Ehre, den Herrn Hofrath Claremann mit Frau Gemahlin, Herrn Sohn und Fräulein Töchtern auf eine Tasse Thee und zu musikalischer Unterhaltung für Dienstag den 4. März, Abends 7 Uhr, ganz ergebenst einzuladen.

U. A. w. g.

Wenn du, geneigter Leser, eine solche Karte empfängst, zierlich gedruckt, sauber beschrieben, so denkst du nicht daran, welche Mühe, welcher Kummer, wie harte Tage und schlaflose Nächte unter dem Spiegel dieser glatten Linien verborgen liegen. Warst du nicht selbst schon Unternehmer von Familien-Concerten und Hausbällen, so hast du keinen Begriff davon, wie viel saure Arbeit vorhergehen mußte, ehe diese Einladungskarten zum Austragen bereit da liegen. Du übersiehst dein Haus, du rechnest nach, wie viele deiner Bekannten du unterzubringen vermagst, wenn du dein Appartement vergrößert hast durch Ausräumen der Schlafzimmer und durch Herrichtung des Hausflures, der vermittelst eines Teppichs und ein paar Wandleuchter zu einem comfortablen Entrée umgeschaffen wird. Ich glaube, es gibt eine mäßige Berechnung, wie viel Platz ein Mensch haben muß, um ohne Schaden für seine Gesundheit eine Zeit lang athmen zu

können; wenn ich nicht irre, gibt es für Sklaven- und Auswandererschiffe darüber eine Verordnung. Leider nicht für Familien-Concerte und Hausbälle! Ist man doch da Augenzeuge von Erscheinungen, die an's Fabelhafte streifen. Und wolltest du am andern Tag nach einem Familien-Concerte Jemanden in den Appartements herumführen und ihm sagen: hier zwischen der Tischecke und dem Ofen stand stundenlang ein Mensch, dort hinter der Sophalehne ein anderer, in der engen Thüre aber, die du dort siehst, sechs neben einander, von sieben bis neun, und noch obendrein auf ihren Zehenspitzen, dabei huthaltend, schweißrieselnd und applaudirend, — er würde dich mit einem Blicke beschenken, wie man ihn einem verächtlichen Lügner zollt.

Doch sehen wir weiter. Das Appartement kann also so und so viele Personen fassen, dazu schlägt man noch zwanzig Procent für Abmeldungen wegen plötzlichen Unwohlseins und ferner zehn vom Hundert weiter, was man in der Verpackungssprache „Einstreusel" nennt, junge Supernumeräre, Kanzlei-Assistenten, ganz neue Lieutenants und angehende Aerzte ohne Praxis. Das ist jung, schmiegsam, vor allen Dingen aber für die bejahrten Töchter ehrbarer Familien hoffnungsvoll, wird geduldet, zwischen sich versteckt und findet schon sein Plätzchen. Wo? ist freilich eine andere Frage. Auch ich war einmal jung und wurde gern gelitten und befand mich in ähnlichem Falle als Mittelstück zwischen einer starken Directorstochter und einer wohlbeleibten Wittwe, — ich als dünne Fleischschnitte, das Ganze einem ungeheuren Sandwich vergleichbar, einem riesenhaften Butterbrode mit Schinken.

Ist die Frage des Wieviel? glücklich erledigt, so kommt die wichtigere des Wer? zur Berathung und zu diesem Zwecke hat auch Herr Regierungsrath Zwicker eine Liste der ganzen Freundschaft angefertigt, die nun schon vierzehn Tage vor dem Feste einem kleinen Familienrathe vorgelegt wurde. Dieser Familienrath bestand aus Madame Zwicker, einer ziemlich corpulenten Frau mit freundlichem Gesichte, etwas stark röthlichem Teint und hellblonden Haaren, sowie aus den

beiden Fräulein Zwicker, resignirten, zuweilen seufzenden Wesen von ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die es von dem großen Schiller ziemlich absurd fanden, daß er einstens gesungen:

O daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der ersten Liebe!

Denn Amalie meinte: „was ist eine erste Liebe? — ein Unding, ein Probirstein, um zu erfahren, ob das eigene Herz auch ächtes achtzehnkarätiges Gold ist.“ — „Ein Wahnsinn,“ sagte dabei Laura, die Jüngere, „die ersten ungenießbaren Schößlinge eines Spargelfeldes, das Durchblättern von Titeln und Vorreden eines jungen Romans.“

Ausgeschlossen von diesem Familienrathe war der junge Herr Zwicker, Kanzlei-Assistent und Mitglied der Liedertafel. Er hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit zu extravagante Ideen an den Tag gelegt und gemeint, das Schöne sei und bleibe schön, auch wenn es in der allerletzten Rangklasse erscheine.

Der Regierungsrath, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einer sehr hohen Stirne, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, auf welche er sich aber etwas einbildete, schritt im Zimmer auf und ab, las die betreffenden Namen vor, und wo weder Frau und Töchter etwas zu erinnern hatten, fügte er einen dicken Bleistiftstrich hinzu. „Herr Director von W.“ Die Regierungsräthin machte eine zustimmende, tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. — „Mit zwei Töchtern.“ — Ebenso. „Und seiner schönen Nichte.“ — „Die könnte man weglassen,“ meinte Amalie entschieden, während Laura, boshaft lächelnd, auf ihre Kaffeetasse sah. — „Wo denkst du hin!“ entgegnete der Regierungsrath; „es wäre eine Unhöflichkeit gegen den Herrn Director, und dann —“ setzte er schüchtern hinzu. — „Und dann?“ fragte Amalie, etwas gereizt. — „Nun ja, und dann —“ fuhr der Vater fort, indem er wie zur eigenen Ermuthigung mit seinem Papier in der Luft herumfuchtelte, „dann muß man auch Rücksicht nehmen. Du weißt, daß der Herr Referendär von Strammer von jeher die Zierde unserer Concerte

war. Er singt göttlich." — „O nur zu wahr!" seufzte Amalie still in sich hinein. — „Und," fuhr der Papa fort, „warum soll man den jungen Leuten nicht ein unschuldiges Vergnügen gönnen? Seine Stimme ist unbedingt schöner, sein Vortrag feuriger, sowie er der schönen Clara gegenüber singt." Amalie warf einen kleinen Blick gen Himmel, dann einen zweiten auf ihr Butterbrod, und als Mama ernst und bedächtig mit dem Kopfe genickt, wurde die schöne Nichte des Directors von W. mit einem Striche versehen.

Eine Menge Namen, die nun folgten, wurden stillschweigend gutgeheißen; man merkte es bei diesen auch der Stimme und dem Gesichte des Regierungsraths an, daß er vor jedem Widerspruch sicher sei. Dies war nicht der Fall, als er nun fortfuhr und mit etwas schüchterner Stimme und ohne aufzublicken, las: „Herr Doctor A. mit zwei Töchtern." — „Niemals!" sagte entschieden die Regierungsräthin; Amalie zuckte verächtlich mit den Achseln und Laura lächelte höhnisch. „Ich will keine Mädchen einladen," fuhr Madame Zwicker nach einer Pause fort, „die es beständig darauf anlegen, sich vor meine Töchter zu drängen, sie zu verdunkeln." — „Zu verdunkeln ist nicht das wahre Wort, Mama," sprach geringschätzend die ältere Tochter. „Ich würde sagen: die sich bemühen, immer aufdringlich und naseweis zu sein." — „Aber es sind doch eure Freundinnen," meinte der Papa. „Junge Affen sind es!" sagte entrüstet die Regierungsräthin; „kaum aus der Schule, die sich ein Ansehen geben wollen, indem sie mit älteren und gesetzten Mädchen umgehen." — „Kaum aus der Schule?" lachte krampfhaft Laura. — „Aeltere und gesetztere Mädchen?" meinte Amalie. „Was man sich von dir nicht alles muß sagen lassen, Mama. Aber mir ist es gleichgültig, ladet sie nur ein. Wo denkt Papa überhaupt an etwas, was uns Vergnügen macht. Ist's nicht wahr, Laura? Auf der ganzen Liste bis jetzt keine zwanzig junge Herren." Der Regierungsrath sah fragend in die Höhe, und Mama sagte: „Das kommt noch." Dann fuhr sie fort: „Nein, Eduard, den Doctor und seine Töchter laß fort; ich versichere dich, sie haben ein aufdringliches Wesen.

Ich sehe das auf den Museumsbällen; sprechen meine Töchter mit ein paar jungen Herren, gleich sind die A.'s da. Und dann ist es nicht wegzudisputiren, daß sie, Gott weiß, auf welche Art, ausspioniren, was Amalie oder Laura anzieht. Neulich kamen unsere beiden Mädchen in gelben Baregekleidern; was sehen meine Augen, als die A.'s ankommen? Ebenfalls gelbe Baregekleider und hochroth aufgeputzt. Ach, ich sage dir, das hat mich tief empört. Ich hatte gelb gewählt, weil es etwas hervorsticht; blau, weiß, roth ist ordinär; es fragt sich so gut auf so 'nem Ball: wer sind die in Gelb? — Regierungsrath Zwickers u. s. w. Nein, nein, die A.'s läßt du mir fort, darauf bestehe ich fest."

Hienach erhält der Doctor A. mit seinen Töchtern keinen Strich und der Regierungsrath las weiter, lauter an sich unbedeutende Namen, aber wohlgefällig klingend in den Ohren der beiden Töchter. Papa holte hier das Versäumte nach und der Lieutenants, Supernumeräre, Referendäre, Candidaten und Assistenten durch alle Rubriken war kein Ende. Zuletzt kam das eigene Kanzlei-Personal, und dabei horchte Laura mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Doch es schien ihr wie der Prinzessin im Taucher zu gehen: wenn auch alle Wasser heraufrauschten, alle möglichen Namen genannt wurden, der des Jünglings, den sie meinte, wurde nicht genannt. Nur nahm sie ihr Schicksal mit weniger Resignation hin, denn als der Vater geendigt, warf sie den Kopf in die Höhe, zuckte unmuthig zusammen und blickte dann auf Amalie, worauf sich diese beeilte, dem Zorne ihrer Schwester Worte zu geben. „Aber, Papa," sagte die ältere Tochter, „hast du absichtlich den Herrn Volontär Schmelzing vergessen? Ist er doch ein anständiger junger Mann von sehr guter Familie und hat sich bestens bei uns vorstellen lassen." Der Regierungsrath schüttelte mit ernstem Stirnrunzeln sein Haupt und bemerkte: „Nicht vergessen, absichtlich weggelassen, sehr absichtlich. Dieser Herr Schmelzing ist ein leichtsinniger junger Mensch, wird nie eine Carriere machen, und bemüht sich nicht einmal, durch Achtung gegen seine Vorgesetzten, sowie durch

Fleiß sein früheres Betragen vergessen zu machen. Erhält auf der Universität das consilium abeundi und treibt bei uns seine Wirthschaft fort, so daß, wenn ich unparteiisch und gerecht sein dürfte, ich ihn von meiner Kanzlei schon lange nach Haus geschickt hätte." — „Aber Protectionen!" sagte Mama wichtig. — „Ja leider Protectionen," wiederholte der Regierungsrath, „Protectionen von oben herab, und auch in meiner Familie. Aber hier bin ich Herr und will keine Schmelzings bei meinen Soiréen." Dies sagte er so entschieden und schlug dabei so bestimmt mit der Papierrolle auf seine Frackschöße, daß Mutter und Töchter wohl einsahen, es sei in diesem Augenblicke nicht möglich, zu Gunsten Schmelzings zu operiren. Doch waren noch mehrere Tage bis zur Soirée, und wir bitten den geneigten Leser nicht erstaunt zu sein, wenn eine der ersten Personen, die ihm beim Familien-Concerte aufstoßen, der Herr Schmelzing ist. Manus manum lavat, und nach diesem sehr richtigen Satze erhielt Lauras Protegé seine Einladung zu gleicher Zeit mit dem Herrn Doctor A. und seinen beiden Töchtern.

Nachdem die Einladungsliste auf die eben bezeichnete Art berathen und festgestellt war, rollte Papa Zwicker sie zusammen und übergab sie seiner ältesten Tochter Amalie zur Ausfertigung. Danach legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt nachdenkend mehreremale im Zimmer auf und ab; eigentlich tänzelte oder hüpfte der Regierungsrath, denn er liebte in allem die schnelle Gangart. — „Apropos," sagte er nach einer Pause, während er vor Laura stehen blieb, „am Concertprogramme wird doch hoffentlich nichts mehr geändert? Sei so gut und lies es mir noch einmal vor, es macht mir immer Vergnügen, wenn ich so eine fertige Arbeit betrachte, deren Zusammenstellung viel Mühe gekostet und die nun glatt und fertig vor uns liegt. — Habt ihr euch zu zwei Abtheilungen mit einer Pause entschlossen? — „Natürlich," entgegnete Madame Zwicker würdevoll. „Man kann doch die Sachen nicht so in einem fort herunter leiern. Ich habe noch nie ein Concert gehört ohne zwei Abtheilungen, und

dann ist eine Zwischenpause so nöthig; man muß doch eine kleine Conversation machen lassen, man muß doch ein paar kleine Erfrischungen herumreichen." Bei diesen Worten blickte die Regierungsräthin auf ihre Kaffeetasse und dachte an Himbeerwasser und Mandelmilch. Der Regierungsrath sah an die Decke des Zimmers empor und vergegenwärtigte sich den Augenblick, wo in der Pause der Departementschef zu ihm treten, ihm herablassend die Hand drücken und zu ihm sprechen würde: „Ihre Arrangements sind vortrefflich, mein lieber Zwicker; man ist nirgends so comfortable wie bei Ihnen." Amalie starrte in die Einladungsliste hinein, wobei sie an Herrn Strammer dachte; Laura trommelte mit den Fingern auf dem Tisch den Mendelsohn'schen Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum. Jede Note widmete sie Schmelzing, und so war die ganze Familie glücklich.

„Wir haben also," sagte Vater Zwicker nach einer Pause, „zur Introduction die Sonate pathetique von Beethoven, drei famose Theile, welche Herr Schwicheler außerordentlich schön ausführen wird. Dann folgt Prumes Melancholie, und ich bin fest überzeugt, daß die ersten Geiger der Hofkapelle sich ein Muster an dem jungen Sternbach nehmen können. Darauf Fräulein Windel, der kleine Rekrut von Kücken. — Es gefällt mir eigentlich," unterbrach der Regierungsrath seinen Vortrag, „daß Fräulein Windel, die sonst auf die großen Arien versessen ist, Kückens kleines reizendes Lied gewählt hat. Sie fängt an, bescheiden zu werden und das freut mich." — Bei diesen Worten lächelte Madame Zwicker ironisch und ihre beiden Töchter lachten laut und höhnisch hinaus. „Bescheiden?" meinte Laura achselzuckend. „Das ist der Beweggrund nicht, Gott, wer weiß nicht, wie auffallend sie mit dem Lieutenant v. W. schmachtet. Dem zu Ehren singt sie das Soldatenlied." — „Bah," sagte der Regierungsrath einigermaßen verdutzt, „wär's möglich? Ja, wie kann unsereins auf solche Schwänke kommen! Aber das Lied ist schön, ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Weiter! Phantasie von Böhm für Flöte und Pianoforte — Fräulein Laura Zwicker — Herr Wölfel. — Kind, die Phantasie ist schwer,

ich hoffe, daß du sie außerordentlich einstudirt hast. Damit schließt die erste Abtheilung, wir haben eine halbe Stunde Pause, und alsdann Herr Strammer seine zwei Sachen hinter einander. Wenn das ihm nur nicht zu viel wird!" — „O nein," versetzte eifrig Amalie. — „Ja, mein Kind, die Cavatine aus Guido und Ginevra, das ist fatiquant — das bringt ein Pferd um, wie sie mit dem Kunstausdruck sagen." — „Dafür ist auch die andere Nummer leicht und tändelnd," bemerkte Amalie, wobei sie träumerisch auf ihren Teller niedersah. — „Ach, wenn du wärst mein eigen!" sang Laura halblaut und blickte die Schwester mit einem schalkhaften Lächeln an. — „Ganz richtig," meinte Vater Zwicker, „Ach, wenn du wärst mein eigen, Wie lieb sollt'st du mir sein! — Worte von der Gräfin Hahn-Hahn, ehe sie ins Kloster ging, wunderbar komponirt von Kücken. Darnach Schluß des Ganzen, Liszts große Polonaise von Fräulein Laura Zwicker."

Nach diesen Worten rieb sich der Regierungsrath vergnügt die Hände und hiermit war das Geschäft vorderhand bereinigt; der Vater ging auf seine Kanzlei, Mama besah die Schätze ihrer Speisekammer, Laura probirte ihre Sonate und Amalie setzte sich an den Schreibtisch, um nach der vorliegenden Liste die Einladungskarten auszufertigen.

So sind nun diese entstanden, vielgeliebter und geneigter Leser, und wenn dich der glatte Druck mit der zierlichen Handschrift — Amalie schrieb schön — so klar und freundlich anblickt, so kommt dir alles das so unverfänglich und wohlmeinend vor. Es ist, wie so mancher Händedruck, begleitet von einem freundlichen, herzlichen Worte, wobei doch Geber und Empfänger zu gleicher Zeit dachten: „Hol' dich der Teufel!" Auch ohne gerade die beiden Fräulein A. oder Herr Schmelzing zu sein, kannst du überzeugt sein, daß es Debatten gekostet und viel unangenehmes Hin- und Herreden, ehe dein Name aus der Wahlurne zum Concert hervorgegangen; du hast manches Achselzucken gekostet, manchen Seufzer. Aber gleichviel! Wie der Festgeber die Einladungskarte absendet, so nimmt sie häufig der Empfänger in die Hand: ebenfalls mit Achselzucken, mit einem gelinden Seufzer. Gott, ein Familien-Concert! Das wird langweilig. Der Abend könnte besser benützt werden. — U. A. w. g. — „Und Abends wird getanzt," übersetzt sich das ein junges Mädchen, die sich zur ersten Soirée rüstet,

vielleicht auch: „Und Abends wird gesungen," während ein alter, ergrauter Kämpfer in der Arena familienconcertlicher Freuden nachdenkend murmelt: „Um Ausdauer wird gebeten."

So ist denn der große Abend gekommen; Regierungsrath Zwickers wohnen im ersten Stock, die Treppe ist mit einer Spiegellampe taghell beleuchtet, oben sind die Glasthüren entfernt und im Gange stehen rechts und links in Kübeln zwei Oleander, auf einer Seite die Küchenthüre verdeckend und zu gleicher Zeit ein mäßiges Spalier bildend, welches die Ankömmlinge in den Salon weist. Dieser ist vortrefflich erhellt und sanft erwärmt. Rechts und links sind die Thüren in die anstoßenden Zimmer ausgehoben, und wenn ein Unkundiger die fünf geöffneten Piecen durchwandelt, alle zum Empfang der Gäste hergerichtet, so muß er eine große Meinung haben von den Appartements des Regierungsraths. Denn natürlich ist alles festtäglich, nirgendwo Betten und gewöhnliche Haushaltungsgeräthe; die Räumlichkeiten dazu, denkt man, werden hinter der letzten Thüre anfangen, und dort noch eine Enfilade von wenigstens vier weitern Zimmern sein. Aber nur die Freunde des Hauses wissen, daß dort das Ganze mit einer kleinen Kammer abschließt, die aber am heutigen Abend wie ein vollgepfropftes Möbel-Magazin aussieht. Dort ist eine förmliche Wagenburg von Betten und Möbeln dritten Ranges, eine Wagenburg, die nur eine kleine Ecke frei läßt, in welcher sich auf diese Art eng umschlossen die beiden jüngsten Sprößlinge der Zwicker'schen Familie befinden. Diese erschienen, nachdem das eheliche Glück der Familie eine längere Zeit pausirt, — zwei Buben von vier bis sechs Jahren, verwegene Gesellen, zu allen möglichen tollen Streichen aufgelegt. Nicht einmal durch die aufgethürmte Wagenburg sind sie zu bändigen, denn diese wurde von dem älteren schon einmal erklettert, worauf er, an der anderen Seite hinabrutschend, eine Waschschüssel und ein paar Gläser mit herunterriß, was einen erschrecklichen Lärmen verursachte. Dies geschah glücklicherweise vor Anfang der Soirée und veranlaßte den Vater Zwicker zu einer ernsten Rede, welche Belohnung und Strafe verhieß, — sehr viel Kuchen nämlich oder sehr viel Prügel.

Endlich kommen die Gäste, zu Fuß oder zu Droschke; die letzteren werden von der Regierungsräthin freundlicher begrüßt. Zuerst

füllt sich der Salon, dann fließt die Masse der Eingeladenen in die angrenzenden Zimmer, und so immer weiter, bis endlich der ganze Boden bedeckt ist. Man freut sich, einander zu sehen, man stellt vor und wird vorgestellt, man lacht und plaudert; junge, angehende Kanzleibeamte, nachdem sie so glücklich waren, einen freundlichen Gruß, ja vielleicht einen Händedruck ihrer Vorgesetzten zu erhalten, drücken krampfhaft den Hut auf den eingezogenen Bauch und tapeziren Ecken und Wände. — Der Thermometer zeigt achtzehn Grad. — Selbstbewußte Damen der höheren Beamtenklasse, sowie anerkannte Schönheiten halten die Mitte der verschiedenen Zimmer und stehen da wie Felsen im brandenden Meer, empfangen Huldigungen und theilen gnädige Blicke aus. Junge Damen von versprechender Zukunft, die aber noch nicht alt genug sind, um selbstständig auftreten zu können, umgeben diese Felsen der Gesellschaft wie frisches Moos oder saftige Pflanzen die altersgrauen Steine und vor sie hin wirft die ab- und zuströmende Flut unterschiedliche Seethiere dieses Gesellschaftsmeeres, Krabben und Seekrebse in Gestalt von schwarzen, ernsthaften Assessoren und Referendären mit seltsamen Frackschößen und Brillen auf der Nase; Sterne in Form von dicken Kanzleiräthen mit dem Verdienstkreuz auf der Brust; schillernde, bewegliche und zappelnde Moluskeu, dargestellt durch bunte, gelenke Lieutenants, und als ordinäres Muschel- und Schneckenwerk Kaufleute, Maler, Bildhauer, Schriftsteller und dergleichen Gesindel. — Der Thermometer hat sich unterdessen beeilt, auf vierundzwanzig Grad zu steigen, und das Lächeln der Regierungsräthin Zwicker, welches bei achtzehn Graden bald majestätisch, bald gnädig oder schalkhaft war, fängt an krampfhaft zu werden, wobei sie schwer athmet und ihre röthliche Gesichtsfarbe stark ins Bläuliche schimmert.

Der Regierungsrath steht noch immer an der Thüre, noch fehlt der Departementschef, und ihn nicht am Eingang zu empfangen, wäre mehr als Majestätsverbrechen. Endlich kommt er, und nachdem er sich an der Thür die Brillengläser abgewischt, die ihm von der furchtbaren Hitze sogleich anliefen, schreitet er an der Seite seines Untergebenen durch die Zimmer, begrüßt Madame Zwicker, winkt und nickt nach allen Seiten und ist so freundlich, das Appartement außerordentlich charmant zu finden. Nach ihm erscheinen durch die Thüre des

Nebenzimmers, die aber sogleich wieder verschlossen wird, zwei Dienstmädchen, Thee und Backwerk tragend: die Magd des Regierungsraths und Hofraths Ricke von ihrer Herrschaft der Regierungsräthin freundschaftlichst geliehen. So oft die Ricke in die Nähe der Hofräthin kommt, ermangelt diese nicht, ihr nach Verhalten einen strafenden oder billigenden Blick zuzuwerfen. In diesem Gewühl eine Tasse Thee oder etwas Backwerk zu erhalten, ist schon nicht so schwierig, als das Erlangte in Ruhe und Frieden zu verzehren. Bald wird man angeredet und muß eine Mandelschnitte, ohne sie noch geschmeckt zu haben, hinunterwürgen; bald wird man gestoßen, und in der Angst der Nachbarin das Kleid zu begießen, schüttet man sich selbst die halbe Tasse auf die eigene weiße Weste, und ist für den ganzen Abend ruinirt.

In diesem wichtigen Zeitpunkte sind jene die Glücklichen, die an den Wänden stehend, einen rückenfreien Platz erobert haben. Leicht kann man den Hut irgendwo unterbringen und steht nun da, in der Hand die Tasse, deren Rand hoch mit Backwerk belegt ist, im beruhigenden Gefühle der Sicherheit. — Unterdessen scheint der Alkohol im Thermometerglase seinem Gefängniß entwischen zu wollen und steigt auf dreißig Grad. Eigentlich braucht man ihn gar nicht mehr zu betrachten, um die vergnügliche Hitze des Appartements, namentlich des Mittelsalons, zu ermessen; rothe und blaue Gesichter, thränende Augen, lang herabfallende Locken, schwitzende Stirnen und halb unterdrückte Seufzer sprechen deutlich genug. Ja durch alle fünf Sinne kann man die in den Zimmern herrschenden dreißig Grade erkennen.

Obgleich die Gesellschaft obenhin betrachtet ein unabsehbares Gewirre zu bilden scheint, so gehört doch keine große Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß sich alles wieder vergnügt oder verstimmt, jedenfalls aber zu besonderen Zwecken in verschiedenen Gruppen zusammenfindet. Was sich liebt oder durch andere Beweggründe zu einander hingezogen wird, weiß sich zu finden und hie und da verstohlen zu plaudern; was sich haßt, weiß sich zu ärgern, indem es sich auf gewisse Art bald den besten Platz im Saale streitig macht, jetzt zu viele Trabanten um sich zu versammeln sucht, um mit diesen über den geringfügigsten Gegenstand ein lautes, für den andern Theil verletzendes Gelächter erschallen zu lassen und sich dann wieder gegen-

seitig und auffallender Weise den Rücken zukehrt, und, als sei in der Nachbarschaft plötzlich was Schreckliches bemerkt worden, rasch davonrauscht. Wofür man sich interessirt, das läßt man nicht aus den Augen. So folgte Madame Zwicker ihren beiden Dienstmädchen beständig mit den Augen, wobei sie bald erröthete, bald erbleichte, wenn irgend eine Ungeschicklichkeit vorfiel. Dabei aber eilte die geplagte Frau häufig an das Ende des ganzen Appartements, scheinbar, um mit ihren Gästen freundliche Worte zu wechseln, in Wahrheit aber, um an der Thüre des Nebenzimmers zu lauschen, ob von dort kein Getöse oder Siegesgeschrei zu hören sei, wenn nämlich ihre beiden Sprößlinge vielleicht abermals die Wagenburg erklettert hätten. — Gott sei Dank! alles war dort ruhig. Die beiden Buben hatten nämlich ein anderes Amusement entdeckt, eine gefüllte Waschschüssel, und darin ließen sie kleine Schiffe von Papier schwimmen.

Vater Zwicker folgte dem Departementschef, wo das nur eben thunlich war, Amalie ließ die beiden Fräulein A., sowie den Herrn Strammer nicht aus den Augen, was ihr aber zu ihrem großen Schmerze sehr leicht gemacht wurde, denn dieser junge Herr war immer in der Nähe der Töchter des Doctors zu finden und folgte denselben schwenzelnd von Zimmer zu Zimmer. Einen würdigen Gegensatz zu ihm bildete der Herr Volontär Schmelzing; er stand in einer Ecke des Salons zwischen einem Tische und einem Sopha, mit dem Rücken an einer kleinen Etagère gelehnt, auf der sich Porzellanfiguren befanden, aß viel Backwerk, welches neben ihm auf dem Tische stand; seine Blicke aber eilten dabei beständig durch den ganzen Saal. Glückliche Laura! du hast alle Ursache anzunehmen, daß du es bist, die von den grauen, aber glänzenden Sternen aufgesucht wird.

Nach vielen verzweifelten Anstrengungen ist es dem Regierungsrath dessen Frau, den beiden Töchtern und dem halberwachsenen Sohne, der sich bisher unbeachtet unter der Menge umhergetrieben, endlich gelungen, die Massen der Gäste so lange aus dem mittleren Salon zu entfernen, bis man dort für die Damen einige Reihen Stühle gestellt, bis man das Piano in die Mitte des Zimmers gerollt und durch Oeffnung eines Fensterflügels einige frische Luft hereingelassen. Zu letzterem war es aber auch die höchste Zeit, denn der Thermometer

drohte, einen Selbstmord zu begehen, die Stimmung des Klaviers war fast um einen halben Ton gewichen und Herr Sternbach, der die Melancholie geigen sollte, meinte, das sei bei einer solchen tropischen Hitze, um selbst melancholisch zu werden.

Als die Vorbereitungen so weit gediehen waren, räusperte sich Herr Regierungsrath Zwicker laut, lange und auffallend. Die jüngeren Beamten seiner Kanzlei verstanden dies Zeichen und forderten durch zahlreiche Bst! zur Stille auf. Bald legte sich auch Gemurmel und Geräusch im Salon, dann ebenfalls im anstoßenden Zimmer und nach einer kleinen Viertelstunde trat Herr Schwicheler vor, ein hoch aufgeschossener, bleicher, junger Mensch, mit lang herabwallendem, blondem Haar und sehr nichtssagenden blauen Augen. Er strich das Haar aus dem Gesicht, öffnete lächelnd seinen großen Mund, was er besser unterlassen hätte, dann zog er die Handschuhe aus, warf sie nachlässig von sich und sank mehr auf den Stuhl, als er sich darauf hinsetzte; auch knickte er hiebei so auffallend zusammen, daß man hätte glauben können, es wandle ihn plötzlich eine Schwäche an, schnellte aber gleich darauf wieder in die Höhe, hob die Hände und fing an, auf das unglückliche Piano loszuhämmern, daß es zitterte, klagte und in allen Fugen krachte.

So ging der erste Satz des Allegro vorüber, und beim Andante schien Herr Schwicheler etwas weniger ergrimmt. Er neigte sein Haupt, und wenn man seine Finger so matt über die Tasten hinschleichen sah, so hätte man meinen können, es gehe mit dem Mann zu Ende und in der nächsten Sekunde werde er mit einem unheimlich pfeifenden Tone ein für allemal aufhören. Aber leider hörte er nicht auf, wurde vielmehr beim dritten und letzten Satze, dem Rondo, gelenkig wie ein Frosch im Wasser, der in großer Behaglichkeit mit allen Vieren zappelt. Dabei hüpfte Herr Schwicheler munter auf seinem Sitze hin und her, seine Füße hüpften für sich allein, seine Finger ebenfalls, ja seine Nase schien zu hüpfen und sein langes blondes Haar. — Endlich hatte er ausgehüpft und das Publikum ausgelitten. Beethoven ist ein großer Meister, aber seine Sonate pathetique stehend hören zu müssen bei einigen dreißig Graden Hitze, eingekeilt in einen Menschenhaufen, das ist sogar für ein klassisches

Gemüth zu viel. Das Publikum schien sichtlich befriedigt, aber drei Viertheile desselben gewiß wegen endlichem Aufhören dieser Marter; alles applaudirte dem Spieler und beglückwünschte sich selbst.

Nummer Zwei trat vor: Herr Sternbach, ein strammer, untersetzter, junger Herr, der schon im Nebenzimmer, wo er nochmals gestimmt hatte, die Geige zwischen Kinn und Halsbinde festklemmte den Bogen hoch erhob und so gerüstet vortrat in die Schranken, wie ein biderber Ritter der alten Zeit mit Schild und Lanze. Den rechten Fuß fest vorgesetzt, riß er seine Melancholie herunter, daß es eine Freude und ein Vergnügen war. Da er selbst durchaus nicht melancholisch aussah und es auch in der That nicht war, so schien er zu denken: warte, Melancholie, wir wollen dir zeigen, wo du her bist! Er faßte seine Aufgabe ironisch auf, ging der Melancholie im Allgemeinen zu Leibe und riß das Publikum zu Beifall und Heiterkeit hin.

Fräulein Windel, die nun folgte, ließ dem denkenden Virtuosen kaum Zeit, gehörig abzutreten; sie schien den kleinen Rekruten in allen Gliedern zu fühlen und gab das Lied keck und unverzagt von sich. Jeder Vers war für das allgemeine Publikum, der Refrain aber jedesmal für ihn, der hinter dem Ofen hervorsah und die Nuancen, welche sie hineinlegte, wohl zu verstehen schien. Als Fräulein Windel unter einem wahren Beifallssturm geendigt, küßte ihr Lieutenant von W. zärtlich die Hand und sagte: „Unter Ihrer Fahne einzutreten, mein Fräulein, wäre das höchste Glück meines Lebens.“

„Bs — s — st! — Bs — s — st!“ riefen nun die Kanzleibeamten Vater Zwickers, und Herr Wölfel, von dem nicht viel mehr zu sagen ist, als daß er ein kleiner Mann war mit einer großen Flöte und sich in einem schwarzen Frack befand, führte Fräulein Laura ans Klavier, die sehr schüchtern that und nur dann und wann aufzuleben schien, wenn sie einen Blick gethan in jene Ecke, wo sich die Porzellanfiguren-Etagère befand. Die Phantasie säuselte los und machte bei den Zuhörern den Effekt, als wollte sich Klavier und Flöte überbieten, welches von diesen beiden Instrumenten am langweiligsten sein könne. Die ganze Nummer wirkte nervenberuhigend; einige ältere Damen ließen, wie' um die Musik besser genießen zu können, ihre müden Häupter niedersinken, und ein alter Domänenrath hätte sich fast durch einen lauten Schnarcher

verrathen, wenn sein Sohn, der neben ihm stand, denselben nicht noch zur rechten Zeit durch einen kräftigen Husten verdeckt hätte.

Pause mit Komplimenten und Erfrischungen. Es floßen Ströme von Mandelmilch und Himbeerwasser; Stühle wurden gerückt, die Damen erhoben sich fächernd und mit gelähmtem Geist und Körper; junge, lebenskräftige Mädchen sandten einen ergebungsvollen Blick gen Himmel, und der Menschenkenner konnte auf manchen gefurchten männlichen Stirnen die ersten Anfänge von Selbstmordgedanken lesen.

Aber glücklich, wer nur unter den allgemeinen Freuden des Familien-Concerts zu leiden hatte; glücklich, wer nicht noch daneben einen nagenden Schmerz im Busen trug, wie die unglückliche Amalie, welche sich von jenem Ungeheuer, Strammer genannt, nicht nur total vernachlässigt sah, sondern es sogar mit ansehen mußte, daß er der jüngeren Fräulein A. auf Schritt und Tritt nachging. Strammer, sonst ein taktvoller junger Mann, dem die stille Neigung der Regierungsrathstochter für ihn nicht entgangen war und der es mit einem Hause nicht verderben mochte, wo man im Familienkreise gut zu Mittag speiste, bemühte sich heute in der That gar zu auffallend um Fräulein A. Diesem seltsamen Benehmen lag eine triftige Ursache zu Grunde, und zwar in der Gestalt eines jungen, unternehmenden Kavallerie-Lieutenants, welcher sich der Fräulein A. gleichfalls auffallend näherte, und dem dieses hübsche, aber leichtsinnige junge Mädchen den unglücklichen Herrn Strammer opferte. Wer ruhiger Beobachter war, sah zwischen diesen betreffenden Personen ein kleines Rennen mit Hindernissen. Wo sich der Kavallerie-Lieutenant befand, dahin wurde auch Fräulein A. durch seine bezaubernden Blicke gezogen; dieser folgte Herr Strammer, glühend vor Eifersucht, und wo es galt, in ihre Nähe zu kommen, da gab es für ihn kein Hinderniß, weder eine dicke Kanzleiräthin, noch die unermüdliche Zunge einer dürren Hofräthin: er setzte kühn über alles hinweg, um die Ungetreue beobachten zu können. Gekränkt im tiefsten Herzen folgte ihm die unglückliche Amalie, und in dem Zimmer, wo er sich befand, da wußte sie, nicht fern von ihm, irgend ein Gespräch anzuknüpfen, so unbedeutend, so nichtssagend, daß es ihr vollkommen Zeit ließ, den schlechtdenkenden Strammer zu überwachen.

Da die Regierungsräthin Zwicker nie eine Soirée ohne Souper gab, so war auch heute eins vorbereitet, sollte aber erst am Schlusse des Concertes eingenommen werden. Doch hatte der fühlende Vater Zwicker im letzten Zimmer schon während der Pause einige Weinflaschen aufstellen lassen und seinen Bekannten einen Wink gegeben, sich dort für die zweite Abtheilung zu stärken. Viele machten von dieser Freundlichkeit einen mäßigen Gebrauch, wie das denn auch selbstredend war, nahmen ein Glas und entfernten sich wieder. Dabei aber können wir unmöglich verschweigen, daß der Herr Volontär Schmelzing dieses Weinzimmer häufiger als jeder andere betrat und sich auch dort viel länger aufhielt als nothwendig gewesen. Um aber dem Gange unserer Geschichte nicht vorzugreifen, müssen wir sagen, daß er zu Anfang der zweiten Abtheilung wieder an der Porzellan-Etagère lehnte, daß Amalie zitterte, als sie sehen mußte, wie der treulose Strammer nur Blicke für Fräulein A. hatte, welche vor ihm auf einem der ersten Stühle saß, nicht weit von dem entsetzlichen Kavallerie-Lieutenant, der ein fades und schmachtendes Gesicht machte. So erschien es nämlich dem unglücklichen Sänger. Alles hatte die früheren Plätze wieder eingenommen, selbst die Regierungsräthin, nachdem sie am Nebenzimmer gelauscht und dort von ihren beiden Sprößlingen kein unanständiges Geräusch vernommen. Die beiden Kinder spielten nach wie vor mit ihrer Waschschüssel, die sie durch Hinzuthun von weiterer Flüssigkeit bis an den Rand gefüllt.

„Bs—s—s—t! Bs—s—s—st!“ riefen die Kanzleibeamten und als Herr Strammer neben das Piano hintrat, war es wieder ziemlich still im Salon und den angrenzenden Zimmern geworden; aber es war größtentheils nicht mehr die Stille eines aufmerksamen und erwartungsvollen Publikums, es war die Stille der Ermattung, der Verzweiflung.

Herr Strammer stand also da, die linke Hand auf die Hüfte gestützt, mit der rechten das Notenblatt zierlich zum Munde führend, und dann machte er den Versuch, der schönen Fräulein A. durch Zeichen an den Tag zu legen, daß er nur für sie allein lebe, athme, singe! — Leider aber schien Amalie Zwicker diese Zeichen besser zu verstehen, als diejenige, der sie galten. Jetzt schlug der begleitende Musiker

die ersten Töne an und Herr Strammer begann. Es ist eigenthümlich, daß bei diesem Gesange das Auge größere Unterhaltung hatte, als das Ohr. Es war in der That höchst ergötzlich, anzusehen, wie der Sänger sein Notenblatt bald tief herabsenkte, bald hoch gegen das Herz erhob, dabei blickte er schmachtend gegen die Decke des Zimmers, öffnete und schloß die Augen, machte einen seltsam melancholischen Mund, und da dieser Mund, sowie das ganze Gesicht sehr breit war, die Stirne aber höchst niedrig, so sah der Kopf des Herrn Strammer dem eines Frosches nicht unähnlich, der seine Serenade in die dunstige Nachtluft hinaussingt; nur waren beide in der Farbe sehr verschieden, denn die unseres Sängers spielte schon nach den ersten Takten in's Röthliche und ging bei einem hohen Tone, der ausgehalten werden mußte, so entsetzlich in's Bläuliche, daß man jeden Augenblick einen Schlagfluß befürchten konnte. Von dem Gesange selbst ist wenig zu sagen; es war, als habe Herr Strammer einen eisernen Ring um den Hals, der sich bei jeder Anstrengung noch mehr verengte und jeden Ton einzeln zerdrückte und erstickte. Endlich waren seine Leiden zu Ende, man applaudirte und er trat ab. Dem Programm nach hätte er gleich darauf Kückens Lied singen sollen, doch hatte sich noch ein vielversprechender Baritonist gemeldet, eine viereckige Gestalt, mit einer gewaltigen Brust, mit der er kokettirte, und langem, straffem Haare, das er trotzig mit seinen fünf Fingern von der Stirne wegwarf. Er brüllte — den Mönch von Meyerbeer, und es war ein Glück, daß er sich hören ließ, denn seine gellende und krächzende Stimme erweckte die halb Eingenickten und schon Schlummernden in allen Zimmern.

Abermals Herr Strammer, — diesmal war sein Auftreten schmachtender, hingebender, auch zuversichtlicher. „Ach, wenn du wärst mein eigen,“ lag seiner Stimme vortrefflich, und er hatte es bei sich zu Hause so lange einstudirt, bis es die Nachbarn überdrüssig waren und sein Hausherr ihm mit Aufkündigung gedroht. Jeder fühlende Leser wird begreifen, was es sagen will, vor einem geliebten Gegenstande singen zu dürfen:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!“

In diese wenigen Worte und Töne kann man eine ganze Liebes-

geschichte legen, und wenn ein weibliches Herz hierdurch nicht gerührt wird, so ist es gar nicht zu rühren.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein. —

So sang Herr Strammer, und bei der letzten Strophe — „Nur hegen dich allein" — blickte er gegen die Zimmerdecke, um gleich darauf alle Glut seiner Blicke, ja seine ganze Seele auf den geliebten Gegenstand ausströmen zu lassen, der kaum vier Schritte vor ihm saß.

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir schöpfen nur aus deinem Blick.

Leider aber schien der unglückliche Sänger weder Wonne noch Glück in diesem Augenblick aus dem Blick der Geliebten zu schöpfen. Fräulein A. hatte bei der Stelle

„Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,"

ihren Blumenstrauß fallen lassen und der unternehmende Kavallerieoffizier war mit einem zierlichen Schleifer auf den Blumenstrauß losgestürzt, hatte ihn ergriffen, und indem er ihn der Fräulein A. zurückgab, den Augenblick benutzt, um hinter den Stuhl derselben zu manövriren. Er gab den Blumenstrauß, sie nahm ihn lächelnd an, und als der unglückliche Strammer sang:

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir schöpfen nur aus deinem Blick,

hob Fräulein A. ihr Köpfchen in die Höhe, der Kavallerieoffizier senkte sein Haupt herab, und der leise gelispelte Dank drang dem Sänger wie ein Dolchstoß in's Herz und zog ihm den eisernen Ring, von dem wir vorhin zu sprechen die Ehre hatten, so fest zusammen, daß, als er wieder ansetzte

Ach, wenn du wärst mein eigen,

seine Kehle gar keinen Ton mehr von sich gab, sondern er nur gurgelte und quackste, was auf Amalie Zwicker, deren gebrochenes Herz

alles wohl verstanden, einen so fürchterlichen Eindruck machte, daß sie mit einem lauten Aufschrei in ihren Stuhl zurückfiel.

Herr Strammer hatte indessen seine Haltung gänzlich verloren. Er versuchte es noch einmal wieder anzufangen, aber er brachte keinen Ton aus der trockenen Kehle hervor, worauf er den besten Ausweg ergriff, sein Notenblatt sinken ließ, schnell sein Schnupftuch hervorholte, und indem er Nasenbluten affektirte, nicht ohne einen wahrhaft entsetzlichen Blick auf den Kavallerieoffizier davonstürzte.

Nasenbluten ist nichts Gefährliches, vielmehr nur eine Erleichterung, und die schien sich der ganzen Zuhörerschaft in diesem Augenblicke mitzutheilen, denn alle hofften, nach diesem Zwischenfalle würde das Concert zu Ende sein und ihnen die Polonaise geschenkt werden. — Vergebliche Hoffnung! — Fräulein Laura Zwicker, die ihre Schwester mit einem sanften Ellenbogenstoß wieder zu sich selbst gebracht hatte, schritt erbarmungslos auf das Piano zu, der Flötist Herr Wölfel legte die Noten auf und blieb zum Umwenden an ihrer Seite. Glücklicherweise hatte das Abstürzen des Herrn Strammer einige Aufregung, einiges Stuhlrücken verursacht, und dieses Geräusch den Herrn Volontär Schmelzing aus seinem Halbschlummer erweckt, in den er, gelehnt an die Porzellan-Etagère, versunken war. Jetzt blickte er auf, sah Laura am Klavier sitzen und hatte die Geistesgegenwart nicht nur freundlich zu lächeln, sondern seine Hände zu erheben und pantomimisch im Voraus zu applaudiren. Daß jetzt ringsumher tiefe Stille herrschte, dafür sorgten die Kanzleibeamten des Regierungsraths Zwicker. Laura spielte nicht übel, und Liszts Polonaise begann, würdig des schönen Werkes; aber ein tückischer Dämon schien sich nun einmal vorgenommen zu haben, das Familien-Concert zu keinem glänzenden Ende gelangen zu lassen. Schmelzing, das Ungeheuer, war nach den ersten Takten wieder sanft entschlummert. Laura, die häufig auf ihn blickte, mochte vielleicht sein geschlossenes Auge für ein inniges Genießen der Musik halten, denn daß sein Kopf keine auffallende Bewegung machen konnte, dafür sorgte die Porzellan-Etagère, an welcher er sich festlehnte.

Eine Stelle der Polonaise, wo die Finger sanft über die Tasten hingleiteten, piano pianissimo, hatte Laura meisterhaft vorgetragen

und die Zuhörer fühlten sich wirklich erfrischt davon, — da, mit einemmale vernahm man einen tiefen, schnarrenden Ton, es war gerade, als wenn eine Säge von kräftiger Hand geführt, sich bemüht, durch ein astvolles, hartes Holz zu dringen. Entsetzlich, dieser Ton wiederholte sich zwei- und dreimal. Laura, die erschrocken aufblickte, fühlte, noch ehe sie sah, wer der Urheber dieser Unterbrechung sei. Ihr Auge irrte umsonst durch die Noten, ihre Hand zitterte, vergeblich taktirte Herr Wölfel mit Fuß und Hand, die unglückliche Spielerin war aus ihrer Bahn geworfen, wie Jammerrufe klang noch der Anschlag einzelner Tasten hie und da, dann warf Laura einen scheuen Blick ringsumher auf die Versammlung, und als sie bemerkte, wie die Umsitzenden bald sie, bald den Herrn Schmelzing anstarrten, nicht nur mit Erstaunen und Schrecken, sondern verschiedene auch mit höhnischem Lächeln, da preßte sie ihr Taschentuch vor die Augen und fing an zu weinen.

Hätte nur in diesem Augenblick der Kavallerieoffizier, der sich dicht neben Herrn Schmelzing befand, denselben nicht auf so unsanfte Art erweckt! Doch vielleicht in der guten Absicht, dies nicht auf auffallende Art zu thun, indem er ihn z. B. am Arm rüttelte, stieß er ihn mit dem Fuße an, aber leider so kräftig, daß Herr Schmelzing ausrutschte, niederstürzte und indem er sich an der schwachen Etagère zu halten versuchte, diese sammt den Porzellanfiguren auf den Boden niederschmetterte. Nachdem der Unglückliche bei dem ersten Versuche, sich wieder aufzurichten, noch einen Fenstervorhang herabriß, auch mehrere Damen auf die Füße trat, dabei eine furchtbare Verwirrung anrichtete, in welcher er sich ohne augenblicklich einen Ausweg finden zu können, wie ein Kreisel umherdrehte, fand er endlich mit Beihülfe des Kavallerieoffiziers die Thüre, stürzte in das hinterste Zimmer, dort wo es zur Schlafstube hineinging, in welcher sich die beiden kleinen Zwicker befanden. — Zerknirscht und beschämt, auch etwas betäubt von dem Falle, den er gethan, lehnte er sich mit dem Kopfe an die Thüre, und seine Gedanken beschäftigten sich eifrig damit, wie sein Paletot und Hut zu erlangen sei und wie es möglich zu machen, daß er nicht mehr in die Kanzleistube und vor das Angesicht des Regierungsraths Zwicker zu treten brauche. —

So fand ihn nach wenigen Minuten der Regierungsrath Zwicker, der ihm gefolgt. War dessen Gesicht schon vorher vom Zorne geröthet, so wurde dasselbe bei der Stellung, in der er Herrn Schmelzing traf, und die allerdings auch auf einen andern Zustand, als den der Verzweiflung gedeutet werden konnte, jetzt dunkelblau; seine Hände ballten sich ein wenig, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte es Herr Zwicker nicht vortrefflich verstanden, sich zu bemeistern. So zuckte er einfach mit den Achseln und sagte ruhig und groß: „Herr, verlassen Sie mein Haus, Sie sind unverbesserlich und in einem unzurechnungsfähigen Zustand.“

Daß die Polonaise nicht zu Ende gespielt wurde, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen. Wenigen der Zuhörer war dies übrigens ein Kummer, denn das Familien-Concert hatte bis nach elf Uhr gedauert. Madame Zwicker, eine Frau von Takt und Einsicht, ließ übrigens die Verwirrung im Salon nicht überhand nehmen, vielmehr öffnete sie im entscheidenden Momente die Thüre des Zimmers neben der Küche, die am Anfang des Concerts geschlossen worden, und bald ging der angenehme Ruf von Mund zu Munde: Wenn es gefällig wäre — zum Souper. Mit wahrem Heroismus vermochte sie einstweilen zu überhören, daß von fern Lärm und Geschrei der beiden kleinen eingesperrten Buben zu ihren mütterlichen Ohren herüberklang. Nach längerem Spielen mit ihrer Waschschüssel sollte der See, den dieselbe vorstellte, in bewegtem Zustande dargestellt werden; diese Bewegung wurde aber zu heftig ausgeführt, die Schüssel fiel um, und das Wasser übergoß die Spieler und floß unter der Thüre durch in das letzte Gesellschaftszimmer. Erst nachdem die Ordnung am Tisch hergestellt, schlüpfte Madame Zwicker hinaus, um die Ursache des Lärms zu erkunden. Dann aber überließ sie einer in der Küche helfenden Frau das Wasser aufzutrocknen und die kleinen Unholde zu beruhigen, und nahm in ruhiger Größe ihren Platz am Tische ein.

Die meisten Gerichte des Soupers waren gut zubereitet, und da nichts so geeignet ist, eine augenblickliche Aufregung und Verstimmung zu beschwichtigen, wie ein gutes Essen, so fanden schon nach der ersten Schüssel die meisten, daß Abtheilung I. des Concertes glän-

zend gewesen, daß die Störung der Abtheilung II. höchst bedauerlich sei, daß man sich aber im Allgemeinen vortrefflich amusirt habe. An verschiedenen Torten und Punsch zum Schlusse fehlte es auch nicht, und so trennte man sich denn um Mitternacht ziemlich heiter und zufrieden, wobei ein alter Kanzleirath meinte, man müsse alles Angenehme in dieser elenden Welt mühsam erkaufen, aber wenn später noch ein gutes Souper folge, könne man sich die Qualen einer musikalischen Unterhaltung schon gefallen lassen.

Vier Personen aus der Gesellschaft aber waren und blieben während des größten Theils der darauf folgenden Nacht mißgestimmt und unglücklich. Davon fanden sich Herr Strammer und Herr Schmelzing noch im Kaffeehause zusammen, aßen und tranken viel, sprachen wenig, und als sie nach Hause gingen, begegneten sie dem Doctor A. und seinen beiden Töchtern, deren eine von dem glücklichen Kavallerie-Lieutenant geführt wurde. Vielleicht war es ein Glück, daß Herr Strammer in diesem Augenblick keine Waffen bei sich führte; wohl dachte er einige Augenblicke an Selbstmord, verwarf ihn aber hohnlachend und zähneknirschend als ein feiges Vergnügen. — Später noch gingen Amalie und Laura zu Bette; letztere sang dabei halblaut und klagend jene Stelle der Polonaise vor sich hin, jene schreckliche Stelle, bei welcher der Schnarcher des Herrn Schmelzing ihr Spiel und ihr Herz zerrissen. Amalie öffnete aber noch einen Fensterflügel, blickte in die Nacht hinaus, das Auge von Weinen getrübt, und lispelte still vor sich hin:

„Ach wenn — Trotz alle dem, was geschehen! — du wärst mein eigen, Wie lieb sollt'st du mir sein!“ — —

F. W. Hackländer's Werke.

XXVI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Erlebtes.

Zweiter Band.

Zwei Nächte.

Die erste Nacht.

1844.

In dem Hôtel Reichmann zu Mailand unter den geöffneten Thüren des Speisesaals, welche in den kleinen zierlichen Garten hinausführen, saß eine Gesellschaft junger Offiziere — es waren ihrer sechs — gerade die Zahl, welche für ein kleines feines Diner die richtige ist, und hatten dies angenehme und wichtige Geschäft so eben beendigt. Der reich servirte Tisch prangte in jener malerischen Unordnung des Silbers und Krystalls, zerstörter Frucht-Pyramiden, entkorkter Champagnerflaschen in Eiskübeln, jener Unordnung, über welche das befriedigte Auge so gern hinschweift, den duftigen Kaffee vor sich und die wohlriechende Havannah im Munde.

Es war ein Nachmittag im Mai, die warme Sonne hatte sich aus dem engen Gärtchen emporgehoben, einer erfrischenden Kühle Platz machend, die durch Saalthüren und Corridore aus dem hoch umbauten Hofe hineinströmte. Der goldene Schein des scheidenden Lichtes zeichnete an den Mauern und Häusern, welche den Garten umgaben, in dunklen Schatten die zackigen Giebel der benachbarten Gebäude, küßte wollüstig die Spitzen einiger hochstämmigen Lorbeer- und Granatbäume und schien ungern dies trauliche Plätzchen zu verlassen; doch Zoll um Zoll erhob sich der helle Schein rings umher,

gefolgt von Tausenden von Insekten, welche sich summend auf dem scheidenden Strahl der Abendsonne emporschwangen und dem kühlen, dunklen Schatten entflohen.

Die lebhafte Conversation während des Diners war jetzt bei Kaffee und Cigarren verstummt, und jeder der sechs jungen Leute wiegte sich so bequem wie möglich auf seinem Stuhle und alle blickten der scheidenden Sonne gedankenvoll nach.

Es war eine kurze behagliche Siesta, ein angenehmes Ausruhen von der gehabten Anstrengung und dazu läutete vom Dome her die große Glocke und viele kleine der benachbarten Kirchen accompagnirten melodisch den tiefen Ton.

Die sechs jungen Offiziere waren von vier verschiedenen Regimentern: zwei davon von einem ungarischen Husaren-Regiment mit der blauen knappen Atilla waren die Gastgeber, und die anderen, ein Dragoner in weiß mit blau, ein Chevauxlegers in dunkelgrün und roth und ein Infanterieoffizier in ganz weißer Uniform die Eingeladenen. Wem aber das Fest eigentlich galt, war ein dritter Husaren-Offizier, der heute Abend im Begriff war, eine Reise über Florenz, Rom, an den entzückenden Meerbusen von Neapel zu machen, der junge Graf S., einer der liebenswürdigsten und eleganteſten Offiziere seines Regiments, ein guter Kamerad, tüchtiger Reiter, von unerschöpflich guter Laune, jeden Augenblick bereit, tausend lustige Einfälle Preis zu geben, und durch diese guten Eigenschaften l'enfant gaté des ganzen Regiments.

„Wenn ich mißgünstig wäre," sagte einer der Husaren, „so würde ich dich ungeheuer beneiden, Alfons, im Besitz eines zweimonatlichen Urlaubs, die gepackte Calesche vor dem Hause, gute Wechsel in der Brieftasche und nun nach diesem wirklich famosen Diner sich einzuschwingen und beschauend und verdauend bei dem herrlichen Frühlingsabend dahin zu rollen — es ist ein beneidenswerthes Loos."

„Allerdings!" lachte Graf S., indem er ein gefülltes Glas Champagner so hoch emporhielt, daß der letzte Sonnen-Reflex es ver-

goldete, „allerdings, aber ihr hättet ja mit von der Partie sein können, es war das ja eigentlich seit längerer Zeit schon abgesprochen."

„Ja wohl, ja wohl!" seufzte der Andere, „aber: Was ist das Leben ohn' Liebesglanz?" —

„Und dieser Liebesglanz," meinte der dritte Husar, „hat deine Wechsel vollkommen aufgezehrt."

„Unsere Wechsel, wolltest du sagen!" entgegnete der Andere, „denn dir, lieber Bruder, ist es nicht besser gegangen; aber gibt es denn auch ein liebenswürdigeres, kleineres, tolleres Geschöpf als Julietta? und so graziös, und eine so große Künstlerin? Ach, daß sie nicht Prima Ballerina ist, daran ist bei Gott nur ihre Bescheidenheit Schuld. Und wie mich das kleine Ding liebt! Kam sie nicht, als von der gemeinschaftlichen Reise die Rede war, ungeschminkt auf die Bühne, bleich wie der personifizirte Jammer, so daß sogar der alte Oberst, der ihr so lange vergeblich nachgestiegen, zu mir sagte: Aber können Sie bei dem Anblick ans Reisen denken?"

„Und du dachtest auch ferner nicht mehr daran," sagte der Dragoneroffizier lachend und ließ eine blaue Wolke kerzengerade in die Höhe steigen: „du opfertest fort und fort auf dem Altar deiner Göttin, bis —"

„Du ihr die famose Reise geopfert hattest," unterbrach ihn Graf S., worauf im Gespräch eine kleine Pause eintrat, während welcher die Kaffeetassen und Sporen klirrten, wenn einer trank oder die Füße in eine andere Lage brachte.

„Die Zeiten sind aber auch gar zu langweilig," sprach nach einiger Zeit der Infanterieoffizier, „ein ewiges Friedens- und Garnisonsleben, Rekruten exerciren und mit der Wache aufziehen. Man ist wahrhaftig gezwungen, sich eine andere Unterhaltung zu verschaffen, wenn man nicht geistig zu Grunde gehen will. Ich habe nun einmal für Tänzerinnen keine Leidenschaft, und kein Geld, und muß mich schon mit einer anderen Dame behelfen, die weniger kostbar und doch auch belohnend ist — die Wissenschaft."

„Du willst zum Generalstab,“ sagte der Dragoner und legte seine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm stand; „hast Recht, steigst dann zu Pferd, wie unsereins und bist,“ fuhr er seufzend fort, „bei einer einstigen vielleichtigen Schlacht, mit an den interessantesten Punkten, ein selbständiger Mensch, brauchst nicht in der staubigen Colonne zu marschiren.“

„Ja zu Pferd, zu Pferd,“ meinte der Chevauxleger, der bis jetzt schweigend geraucht, „wenn ich das noch erlebe, eine tüchtige Schlacht — im Blut, Schweiß und Staub, vor meinem Zuge hineinzustürzen in die feindliche Kavallerie, um einen Leopoldi oder gar ein Theresienkreuz herauszuhauen — Gott, wenn ich das noch erlebe!“

„Dazu ist leider wenig Aussicht vorhanden,“ seufzte der Anbeter der Tänzerin, „ein Feldzug könnte mich auch arrangiren, das bricht alle Verbindungen ab, wie man sich in den Sattel schwingt und ausmarschirt, ist man ein freier, unabhängiger Mensch.“

„Aber der Kummer der kleinen Julietta?“ lachte Graf S.; „sie wird sich nicht mehr schminken wollen, und in Folge davon ihren Contract verlieren.“

Der Andere zuckte die Achseln und sagte seufzend: „Und doch wollte ich, es gäbe einen Feldzug.“

„Wozu aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist,“ meinte der Infanterieoffizier. „Der politische Himmel ist klar und ohne Wolken, wie der des herrlichen Neapel, dem du entgegenziehst.“

„Das wär' schon recht,“ sagte der Chevauxleger, „dann hätten wir einige Hoffnung, denn am neapolitanischen Horizont hängt immer eine tüchtige drohende Wolke, die des Vesuvs nämlich, und da kann es alle Tage losgehen.“

„Ja, auf diese Art,“ versetzte der Infanterieoffizier lächelnd, „ist mein Vergleich freilich nicht ganz richtig.“

„Grüß' mir den Vesuv,“ sagte der andere Husarenoffizier, „und nimm dir Lacrimae von Resina mit, der des Eremiten ist gar zu schlecht.“

„Krieg, Krieg!“ phantasirte der Dragoner, „eine tüchtige Schlacht, ein Königreich, wenn ich eins hätte, für eine Schlacht!“

„So was kommt plötzlich,“ sagte Graf S., „gebt nur Acht, an einem schönen Morgen hat man sich irgendwo bei den Haaren, wie sollt' es mich freuen, wenn eine solche Nachricht mich schon nach wenigen Tagen von meiner Reise zurückriefe; doch, Freunde, es wird spät, ihr wißt, ich habe einen langen Weg zu machen, und möchte gar zu gern bei guter Zeit in Bologna sein.“

„Welchen Weg wirst du dahin nehmen?“ fragte der Infanterieoffizier.

„Nun natürlicher Weise über Lodi und Piazenza,“ antwortete der Graf, indem er langsam aufstand und nach seiner Feldmütze und dem Säbel langte, der neben ihm an einem Tischchen lehnte.

„So muß es denn geschieden sein,“ sprach der Dragoneroffizier, indem er seinen Pallasch ebenfalls umschnallte; und die Andern folgten seinem Beispiele. Stühle wurden gerückt, Säbel klirrten und die sechs Freunde begaben sich aus dem Speisesaal in den Hof des Hôtels, wo die leichte Reisecalesche des Grafen S. bepackt und eingespannt bereits seiner harrte. Sein Husar stand daneben, mit dem Mantel über dem Arm und der Postillon ordnete die Zügel des Sattelgaules, um sich augenblicklich aufschwingen zu können.

Der Abschied war kurz und herzlich, nachdem der Graf seine Calesche bestiegen hatte.

„Leb' wohl, Alfons! — glückliche Reise! — Auf gutes und gesundes Wiedersehen!“ — „Danke schön! — Haltet euch Alle in der Ordnung und sollte irgend etwas vorfallen, so schreibt mir bald! — Grüße mir Julietta, edler Romeo, und du, mach' dein Examen glänzend, daß du die grünen Federn auf dem Hut hast, wenn ich zurückschaue. — Avanti — T'schau — grüß Gott!“

Der Postillon, wie alle italienischen, hatte wartend den linken Fuß in den Bügel gesetzt, gab mit dem Knie dem Sattelgaul einen Stoß, dem Handgaul einen Hieb mit der Peitsche und schwang sich

in den Sattel, während die Pferde wie toll zum Thore hinausstürmten; — ein ächter Renommist bog er im Galopp in den Corso der Porta Romana links ab, glücklich, daß die Leute auf der Straße seine Verwegenheit anstaunten, und gleichgültig ob der Anfang der Reise bei dieser Gelegenheit schon durch ein zerschmettertes Rad unterbrochen würde. Doch lief Alles gut ab. Die fünf Freunde standen noch am Thor und winkten herzlich zum Abschied, um sich alsdann nach allen Theilen der Stadt zu zerstreuen, der eine auf den Domplatz, der andere auf den Corso, jener nach Haus, dieser in die Scala.

Unterdessen hatte der Graf die Porta Romana hinter sich und lehnte sich behaglich in die Ecke des Wagens. Der Husar, der auf dem Bocke saß, hatte ihm den Mantel um die Füße geschlungen und legte jetzt den brennenden Schwamm auf die Meerschaumpfeife. Wie schmeckte der ungarische Tabak so gut, wie war die Luft so würzig und angenehm! mit welchem Entzücken dachte der Reisende an Rom und Neapel und gestand sich, daß er einer der glücklichsten, beneidenswerthesten Sterblichen sei.

So rollte der Wagen auf der schönen breiten Chaussee dahin. Um die Fahrt ganz angenehm zu machen, hatte es den Tag vorher etwas geregnet, weßhalb unter den Hufen der Pferde und den davon eilenden Rädern kein Staub aufflog. Der mailändische Postillon, der auf der Station in Lodi mit einem sehr guten Trinkgeld entlassen worden war, hatte den Grafen seinem Nachfolger bestens recommandirt und die Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Der Rosselenker klatschte mit seiner Peitsche, rauchte lange Rattenschwänze und versuchte es jeden Augenblick, mit dem Husaren auf dem Bock eine Conversation anzuknüpfen. Doch war dieser, ein Ungar, der italienischen Sprache kaum mächtig genug, um einige wenige Lebensbedürfnisse zu verlangen, oder um den Postillon unter Verheißung eines bonne mane zum schnelleren Fahren anzutreiben, was er denn auch nicht unterließ.

Equipagen waren sie bisher keiner auf der Straße begegnet, aber

häufig an langen Zügen leerer Wagen mit Maulthieren bespannt, die von Mailand zurückkamen, vorbeigeeilt, sie weit hinter sich lassend. Die Eigenthümer lagen faul auf die leeren Säcke gestreckt, wahrscheinlich den heutigen Gewinnst berechnend, und erhoben kaum den Kopf, um der vorüberrasselnden Equipage nachzusehen. Die Maulthiere, zu drei und vier vor einander gespannt, waren nun schon neugieriger und bogen mit ihrem klingenden Geschirr häufig von der Mitte des Weges auf die Postpferde ein, um sie schnuffelnd zu begrüßen, welche Freundschaftsbezeugung aber meistens durch einen Peitschenhieb des Postillons erwidert wurde, worauf die Maulthiere ihren Kopf plötzlich zur Seite wandten, die Glocken an denselben stärker klingelten und der Karren einen gelinden Stoß erlitt, der Fuhrmann fluchte, und der Postillon, sich umsehend, lachte.

„Avanti! avanti!" schrie der Husar auf dem Bocke und weiter und weiter rollte der Wagen. Die Bäume an den Wegen schienen vorbei zu fliegen, einzelne Häuser sah man vor sich, dann an der Seite, dann blieben sie weit zurück. In den Reisfeldern rauschte es geheimnißvoll, die scharfen Blätter an dem schlanken Stengel schliff der Abendwind gegen einander, daß es eigenthümlich flüsterte, und dazwischen summten und surrten Tausende von Insekten, die sich auf dem jungen Reis wiegten, oder den nassen Grund, aus welchem er emporwuchs, umschwärmten.

Als der Reisende Lodi passirt hatte, senkte sich der Abend auf die Erde, thauig und frisch, er umfing Häuser und Felder und die brennende Erde, liebeglühend, litt geduldig den süßen befruchtenden Kuß des heimlich Geliebten, der sich schweigend an ihren Busen schmiegte, als sich das strenge wachsame Sonnenauge geschlossen; und heute feierten die beiden Liebenden eine herrliche duftige Brautnacht, aus vielen, vielen Kirchlein und Kapellen läuteten die Glocken das Ave Maria, im Grase glänzte der Nachtthau wie Tausende von Brillanten und warf zurück das zitternde schimmernde Licht unzähliger Sterne. Dazu dufteten die Blumen und das frische Heu auf den Feldern; ein

wollüstiger Hauch ging durch die ganze Natur und Niemand fühlte das besser, als die zahlreichen Nachtigallen in den Gebüschen am Wege, welche die entzückendsten zartesten Brautlieder sangen.

Um diesen herrlichen Gesang zu hören, muß man in einer warmen Frühlingsnacht durch die gesegneten Fluren der Lombardei fahren. Die Felder, mit Bächen durchschnitten, die Straße mit Wasser eingefaßt, über welches sich frisches Gesträuch wiegt, ist der Lieblingsaufenthalt dieser kleinen gefiederten Sänger.

Der Graf lehnte in seiner Wagenecke und sein offenes empfängliches Gemüth erfaßte all' das Schöne, was er sah und hörte. Ein solches Nachtigallen-Concert, wie heute Abend, hatte auch er nie vernommen; dazu flog der Wagen auf der geraden flachen Chaussee im wahren Sinn des Wortes. Der Postillon von Lodi hatte ein paar kräftige Schimmel eingespannt und meinte lachend, als er sich in den Sattel schwang, „er müsse schon für die nächste Station ein Uebriges thun; dort," fuhr er fort, „in Casal Pusterlengo gibt es gewöhnlich einen längeren Aufenthalt, und wenn zufällig vor uns schon eine Extrapost da war, so muß der Herr lange warten, der Posthalter dort hat wenig Pferde." Obgleich die Aussicht, auf einer einsamen Station mitten in der Nacht längere Zeit warten zu müssen, gerade nicht sehr angenehm war, so hielt der Graf diese ausgesprochene Befürchtung für leeres Geschwätz des Postillons, und ermahnte ihn, seine Schuldigkeit zu thun, das Uebrige werde sich finden. Diese seine Schuldigkeit that denn auch der Postillon von Lodi auf eine wirklich überraschende Art, und obgleich der Graf S., der die Trinkgelder nie zu sparen pflegte, auf allen Stationen außerordentlich gut geführt wurde, so hatte er doch ein solches Dahinrasen noch nicht erlebt. Kaum saß der Postillon im Sattel, so trieb er die Pferde mit lautem Hurrah! und Peitschenschlag zu vollem Galopp an. Wie ein finsterer Geist hing er auf den weisen Pferden, sein schwarzer Mantel flatterte um ihn, sein langes Haar flog zurück und die leichte Calesche beschrieb auf der Landstraße immerfort eine Schlangenlinie;

bald rechts, bald links flog der Hinterwagen, der Husar auf dem Bock hielt sich erstaunt an der Seitenlehne, und Häuser, Bäume, Brückengeländer und Wegsteine schienen eilfertig und entsetzt vorbei zu huschen. In weniger als einer Stunde hatten sie die Station zurückgelegt und vor ihnen durch die Nacht glänzte ein einsames Licht aus dem ersten Hause von Casal Pusterlengo.

Das Posthaus lag jenseits des Dorfes an einer Anhöhe, welche mit Maulbeerbäumen und Reben bedeckt, sich dicht an die hintere Seite des kleinen Wohnhauses schmiegte. Die Posthalterei selbst und die Stallgebäude lagen etwas abseits und obgleich der Postillon von Lodi, während er durch den stillen Ort fuhr, ein Uebermögliches gethan mit Peitschenknallen und lauten Hallohs, so sah man doch, nachdem die Calesche schon eine ziemliche Zeit vor den Stallungen hielt, auch noch nicht das geringste Zeichen von Leben in denselben. Erst nachdem der Postillon und der Husar, jener mit der Peitsche, dieser mit dem Säbel, die Stallthüre eine Zeitlang angelegentlich bearbeitet hatten, bemerkte man, daß in einer Dachkammer Feuer angeschlagen wurde. Bald darauf wurde ein Kopf mit zerzausten Haaren oben sichtbar und nachdem sich der Hinauslugende überzeugt, da unten halte eine Extrapost, polterte er die Treppen herunter, öffnete die Stallthüre und kratzte sich verlegen in dem schwarzen Haarwald, als der Graf so schnell wie möglich frische Pferde verlangte.

„Gott soll mir gnädig sein und die Madonna!“ sagte der Stallknecht, „aber Euer Gnaden werden wahrhaftig eine Zeitlang warten müssen. Seit drei Stunden ist die Post von hier weg, die Post mit einer Beichaise und die Pferde können in einer halben Stunde zurückkommen.“

„Und sonst habt Ihr nichts im Stalle?“ fragte der Graf ärgerlich, während der Postillon von Lodi verschmitzt lachend ein Zeichen machte, welches ausdrücken sollte: „Habe ich es Euch nicht gesagt?“ —

„Wo sind denn Eure Extrapostpferde? Ihr müßt doch nach dem Reglement deren wenigstens vier haben.“

„Haben auch vier," entgegnete der Stallknecht; „sind aber leider vor einer Stunde mit einem englischen Reisewagen fortgefahren."

„Das ist ja aber ganz verflucht!" sagte heftig der junge Offizier; „wenn ich dir aber ein gutes Trinkgeld gebe, ich glaube, daß du mir alsdann Pferde anschaffen wirst, nicht wahr, Spitzbube?"

„Unmöglich!" antwortete der Stallierie, „glauben Eure Gnaden ja nicht, daß wir bösen Willen haben, aber die Posthalterei ist unbedeutend, es kommen wenig Posten durch und der Postmeister . . ."

„Wo ist der Postmeister? ich will ihn sprechen!"

„Ist nach Lodi geritten, Eure Gnaden, ich bin . . . ganz allein zu Hause," setzte er stockend hinzu.

Da war nichts zu machen, als in Ruhe zu warten, bis die Pferde der kaiserlichen Post zurückkommen würden. Wenn nur die Post mitten im Dorf gewesen wäre, da hätte man vielleicht in dem Caffé eine alte Zeitung und etwas Kaffee gefunden, aber hier in den einsamen Gebäuden, die so schwarz und ohne Leben in der Nacht dalagen! Es war in der That langweilig. Der Postillon von Lodi zog seine Pferde in den Stall, worauf er so wie der Husar und der Stallierie sich plaudernd auf eine Bank vor dem Stallgebäude niederließen.

Selbst die herrliche Nacht vermochte nicht die Ungeduld des Reisenden über dies unangenehme Warten zu beschwichtigen. Vergeblich schlugen die Nachtigallen schmelzender als den ganzen Abend in den dichten Gebüschen, welche Posthalterei und Wohnhaus umgaben, vergeblich funkelten die Sterne so freundlich und beruhigend von dem dunklen Himmel, vergeblich athmete die ganze Natur eine so wohlthuende Stille, summten Insekten aller Art behaglich und glückselig in den Freuden ihres kurzen Sommerdaseins, der junge Reisende war ungeduldig und verstimmt, gelangweilt und hätte in diesem Augenblicke viel um eine Conversation mit irgend Jemand gegeben, den er sonst gewiß nicht beachtet. Schon mehrere Mal hatte er die Stallgebäude umschritten, und näherte sich jetzt dem einsamen Wohnhause,

indem er die dahinter liegende Anhöhe erstieg, in der Hoffnung, vielleicht das Flußbeet des Po zu erblicken oder sonst etwas, was ihn momentan unterhalten würde.

Da lag die lange weite Ebene vor ihm, vom Sternenlicht sanft beglänzt, hie und da mit hellen Linien durchzogen, Wassergräben und kleine Seen, die hervorleuchteten zwischen den dunklen Farben des dichten Rebengewindes und der Maulbeerculturen. Auch glaubte er das Rauschen des Flusses zu vernehmen, und einige Mal den entfernten Klang eines Posthorns auf der Straße, doch war es das Seufzen und Flüstern des Nachtwindes in dem Wasserröhricht, das ihn getäuscht. Mißmuthig wandte er sich um, um zur Chaussee und zum Stallgebäude niederzusteigen und bemerkte, als er auf diese Art die hintere Seite des einsamen Wohnhauses vor sich sah, ein kleines erleuchtetes Fenster und die Lichtstrahlen, die von demselben in die Nacht hinaus drangen, glänzten auf dem dichten Rebenlaub an dem Hause und zeigten üppige Schlinggewächse, die die Mauern desselben umspannen in einer wahrhaft malerischen Weise.

Der junge Offizier, erfreut von dem Gedanken, vielleicht doch Jemand zu finden, mit dem er die Zeit des Wartens verplaudern könnte, näherte sich dem Hause so weit, bis es ihm möglich war, in das offen stehende Fenster hinein zu schauen. Dann blieb er überrascht stehen. Er sah in ein Zimmer, in welchem auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne ein junges und, wie er zu bemerken glaubte, sehr schönes Mädchen saß, welches auf seinen Knieen ein kleines Kind wiegte, das es mit allerhand Schmeichelworten und Bruchstücken von Liedern einzuschläfern versuchte. Es trieb den jungen Offizier, näher zu gehen; um aber die Kleine da unten durch das Rasseln des Gesträuchs nicht plötzlich zu erschrecken, erhob er seine Stimme und sang den Anfang einer bekannten italienischen Arie so sanft und leise als möglich.

Schnell brach das Mädchen in ihrem Lied ab, deckte mit der Hand den Schein der neben ihr stehenden Lampe und starrte in das

Dunkel hinaus, um den Sänger, der jetzt raschelnd durch das Gras und Gesträuch näher schritt, zu entdecken. Zu ihren Füßen lag wahrscheinlich ein großer Hund, denn man vernahm in demselben Augenblicke ein paar tiefe knurrende Töne, ein kurz abgebrochenes Gebell; doch schien ihm das Mädchen zu wehren, sie beugte sich unerschrocken etwas aus dem Fenster und rief hinaus: „Wer ist da?"

„Es ist ein Fremder," gab der junge Offizier zur Antwort, „der so eben mit Extrapost hier ankam, und auf frische Pferde warten muß. Es war mir," setzte er galant hinzu, indem er näher trat, „wirklich recht unangenehm, hier ein paar Stunden bleiben zu müssen; doch wenn die Signora mir erlaubt, eine Weile mit ihr zu plaudern, so danke ich dem Zufall, der mich hier festhielt."

Während der Graf so parlamentirte, ging er als tapferer und umsichtiger Soldat Schritt vor Schritt vorwärts und zeigte sich bei den letzten Worten dicht am Fenster in dem hellen Lichtschein. Das war aber auch, um dem Mädchen allen Schrecken zu nehmen, das beste aller Mittel, denn ein Blick in dieses schöne, offene, jugendlichfrische Gesicht, dem der kleine blonde Husarenbart so wohl stand, zeigte der jungen Italienerin, mit wem sie es zu thun habe, und ehe sie noch die Husarenuniform erkennen konnte, sagte sie lachend:

„Aha! der Herr ist ein österreichischer Offizier."

Wie war jetzt die stille Nacht dem jungen Reisenden wieder so interessant geworden, und erst das Wohnhaus, das er vorhin ingrimmig angeschaut! Gab es aber auch etwas Reizenderes, als der Anblick, den er hier vor sich hatte? War es das Plötzliche und Unerwartete der Erscheinung, war es der dunkle Rahmen der Nacht, der das Mädchen so wunderbar hervorhob, genug, er gestand sich, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Da lehnte die Kleine an ihrem hohen Stuhl, nothdürftig bekleidet, ein rother Rock umspannte ihren schlanken Leib, die nackten Füße drückten sich tief in das schwarze zottige Fell des großen Hundes, den wir vorhin erwähnten und der fragend aufblickte, als wolle er sagen: „Befiehlst du, daß ich hinausspringe, und

den Fremden ein bischen an der Kehle fasse?" Auch schien sie ihren Wächter vollkommen zu verstehen, denn sie drückte ihm mit dem einen Fuß den erhobenen Kopf sanft nieder, worauf er die Augen schloß und mit dem Schweif wedelte.

Das Alles konnte der Reisende vor dem Fenster freilich nicht sehen, senkte auch seine Blicke nicht dort hinab, sondern heftete sie fest auf den schönen Kopf des Mädchens, auf ihren schlanken Hals und die weißen Schultern, welche zwischen den aufgelösten Flechten des schwarzen Haares hervorglänzten. Das Bübchen in ihrem Schooß, welches überhaupt keine große Neigung zum Schlafen zu verspüren schien, wachte bei dem Anblick des Fremden wieder hell auf und blickte so treuherzig, ja freundlich mit den großen, glänzenden Augen auf die goldverzierte Feldmütze und die Schnüre des Atilla.

„Also der Herr hat keine Pferde bekommen können," sagte das Mädchen, „und muß deßhalb warten, bis die von der kaiserlichen Post zurückkommen. Ja es kommt dies leider oft vor, mein Vater hat nicht viele Pferde und will auch keine weiter anschaffen, da das Geschäft überhaupt so wenig einträgt, denn es ist hier eine kleine Zwischenstation, Lodi und Piazenza nehmen uns das Beste weg, wir hatten auch früher, als die Mutter noch lebte, ein kleines Wirthshaus, aber das hat Alles jetzt aufgehört; Vater sagt, er wolle nichts mehr vergrößern, das könne einmal der kleine Cecco hier in meinem Schooß thun, oder," setzte sie lachend hinzu, „der Schwiegersohn."

„Der Schwiegersohn?" fragte der Offizier, „wer ist denn der Schwiegersohn?"

„Nun," lachte das Mädchen fröhlich auf, „wer wird der Schwiegersohn sein? Der Mann der Teresina."

„Und wer ist die Teresina?"

„Die Teresina bin ich," sagte sie lustig, schlug aber die Augen nieder, als sie sah, wie die brennenden Blicke des jungen Offiziers auf ihr hafteten. „Ja," fuhr sie nachlässiger und mit leiserer Stimme fort, „der Cecco," dabei fuhr sie dem Bübchen durch die schwarzen

Locken, „oder der Schwiegersohn," dabei hob sie den Kopf kokett in die Höhe, „soll, wenn er mag, die Wirthschaft wieder anfangen und die Posthalterei vergrößern."

„So, so," sagte der Graf lächelnd, „der Schwiegersohn? — So bist du also schon verheirathet?"

„Wer? — Ich?" lachte das Mädchen, „Madonna, das ist zum Lachen, geht mir weg, ich geheirathet? Ehe man heirathet, muß man zuerst Jemand lieben, herzlich lieben, so ungefähr, wie ich das Bübchen liebe; aber mit Liebe lieben, und das habe ich noch nicht gethan."

„Hat dir denn noch nie Jemand gefallen, Teresina? Ich meine, so recht gefallen, um ihn mit Liebe lieben zu können?" fragte der junge Mann.

„Nein, Herr!" entgegnete das Mädchen und lehnte den Arm auf die Fensterbrüstung, wodurch dem Bübchen die Aussicht auf Feldmütze und Schnüre verdeckt wurde, weßhalb es laut aufschrie, auch nicht eher beruhigt werden konnte, bis ihm die Feldmütze förmlich zum Spielzeug überantwortet wurde, zu welchem Ende der Offizier gezwungen war, sich ins Fenster hineinzulehnen. Ihr Arm aber blieb auf der Fensterbrüstung und der Kopf neigte sich vor, und ebenso die weißen Schultern und der Oberleib.

„Wen meinen Sie denn eigentlich," fuhr der Graf S. fort, „den sich der Vater zum Schwiegersohn aussuchen wird, etwa einen aus Pusterlengo oder einen jungen Kaufherrn aus Lodi?"

„Nein, nein!" sagte das Mädchen plötzlich ernst werdend, „eher den Sohn des Posthalters aus Piazenza, der ist schon mehrere Male ohne allen Grund dagewesen und er scheint dem Vater nicht übel zu gefallen; mir aber ganz und gar nicht," setzte sie ganz leise hinzu.

„Ist er nicht schön, nicht jung?" fragte der Offizier lächelnd, und die Kleine antwortete leise und sich scheu umsehend:

„Nein, gewiß nicht! aber er ist bösartig und falsch und den könnte ich nicht lieben und wenn ich ihn heirathen müßte, so wär'



mein ganzes junges Leben verdorben, denn Sie sagen, es sei schrecklich, heirathen zu müssen, ohne geliebt zu haben."

„Da wäre es also noch viel besser oder wenigstens viel schöner geliebt zu haben ohne zu heirathen," sagte der Offizier.

„Schöner vielleicht," entgegnete das Mädchen, und hob die Augen empor, um ihn anzusehen, „schöner vielleicht wohl, aber nicht besser."

Jetzt trat in diesem seltsamen Gespräche eine Pause ein, in welcher die Nachtigallen stärker und freudiger schmetterten und in welcher der junge Offizier die Höhe der Fensterbrüstung maß und bei sich überlegte, ob es nicht möglich sei, dort ohne viel Geräusch hinein zu voltigiren. Doch schien die Italienerin seine Absicht zu errathen, denn sie deutete mit der Hand auf das Stallgebäude und sagte: „Macht kein Geräusch, der alte Pietro hört Alles. Es ist eigentlich nicht recht, daß ich mit Euch so lang am offenen Fenster plaudere, aber ich weiß nicht," fuhr sie fort und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen voll an, „ich plauder' wahrhaftig gern mit Euch."

„Lieber als mit dem Posthalterssohn von Piazenza?"

„Viel lieber."

„Dann würdet Ihr mich vielleicht auch lieber heirathen oder lieben?" sagte der Offizier und legte seine Hand auf ihren feinen weißen Arm.

„Das Erste geht nicht," sagte das Mädchen lächelnd, „weil Ihr ein Cavalier seid, und das Andere, wenn es ohne das Erste ginge, geht doch nicht, weil ihr ja Morgen früh schon so viele, viele Miglien von hier entfernt seid."

„Wenn ich aber dabliebe?"

„Wie könnt Ihr dableiben? sagt so etwas nicht, was Euch kein Ernst ist, und hier könntet Ihr auf keinen Fall bleiben," setzte sie stockend hinzu, „der Vater, der in zwei Stunden zurück sein kann, würde Euch nach Lodi oder Piazenza weisen." Bei diesen Worten zog sie ihren Arm zurück, bis ihre warme Hand in der des Offiziers lag. Dann gab sie nach, als er dieselbe festhielt.

Ihr war es seltsam zu Muthe. Es geschah, was schon oft geschehen ist, daß zwei junge unverdorbene Wesen mit heißem Blut, die sich zuvor nie sahen, sich plötzlich in einem Gefühl der Liebe zu einander befinden, daß ein Blick, ein leichtes Gespräch zwei Herzen fesselte, von denen vor einer Stunde noch keins gewußt, daß in der weiten Welt das andere schlage.

Durch den Körper des jungen achtzehnjährigen Offiziers strömte es glühend und entzückend, und auch das Mädchen ließ ihm ihre zitternde Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. Auch die Nacht mochte daran Schuld sein, die stille, heilige, trauliche Nacht, der Duft der Blumen und vor Allem auch die Liebeslieder der Nachtigallen. — O diese Nachtigallen! — —

„Wie glücklich bin ich," sagte der Offizier, „daß ich hieher kam, daß ich hier warten muß und daß ich dich sah, Teresina."

„Mir ist es auch lieb," entgegnete das Mädchen, „ach so lieb, ich weiß nicht wie? Nur möcht' ich viel lieber weinen, als lachen." Dabei legte sie den Kopf vorwärts auf ihren Arm und ihre Stirne auf seine Hand und er beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren schlanken Hals. Die drei jungen Leute waren in diesem Augenblick so glücklich, der junge Reisende, das junge Mädchen und der Bambino in ihrem Schooß; denn letzterem war es nach einigen verzweifelten Anstrengungen endlich glücklich gelungen, die schwarzgelbe Schnur von der Feldmütze herunterzureißen, eine That, die er mit vergnügtem Lachen ankündigte. Doch war dieser Freudenausbruch nicht im Stande, die beiden Liebenden aufzustören. Er wandte sanft ihren Kopf auf die Seite und drückte einen glühenden Kuß auf die brennende Stirn — da tönte durch die Nacht der lustige Klang eines Posthorns. — —

Es ist etwas Eigenthümliches um solch einen Ton, wenn Alles ringsum in tiefer Stille begraben liegt.

Das Mädchen fuhr in die Höhe und horchte. „Der Vater!" rief sie erschreckt, „oder die Pferde von der kaiserlichen Post. Adieu, mein

Lieber, mein Liebster! Man darf uns hier nicht beisammen sehen." Sie legte das Bübchen neben den großen Hund auf den Boden, erhob sich eilfertig und schlang, während sie sich mit dem Oberkörper zum Fenster hinausbeugte, ihre beiden Arme um den Hals des Offiziers. „Verzeiht mir, was ich thue," sagte sie mit leiser Stimme, „verzeih' es mir die Madonna, aber es ist gewiß nichts Unrechtes, ich sehe Euch ja in diesem Leben gewiß nicht wieder, ich darf, ich kann, ich will dich nicht wiedersehen! denn wenn ich dich morgen wieder sähe, so wäre ich tief, ach so sehr unglücklich! ich müßte mich schämen, aber so, da wir uns hier zum ersten Mal sehen, und uns gleich wieder verlieren, darf ich sagen, daß ich dich unendlich liebe, und darf dich küssen, so — und noch einmal — und zum letztenmal. — Madonna hilf! Jetzt fort! um Gotteswillen fort!"

Der Offizier fühlte drei heftige innige Küsse auf seinem Munde, dann drückte das Mädchen ihn sanft von sich ab, schloß eilfertig die Fensterflügel und löschte das Licht aus. —

Das Posthorn tönte näher und näher, man vernahm Pferdegetrappel auf der Chaussee und dann das Schnauben und Schütteln der Thiere, die vor dem Stallgebäude hielten. Neben dem Wohnhause wurde jetzt eine dunkle Gestalt sichtbar — es war der Husar, der seinen Herrn suchte. Gedankenvoll folgte Graf S. seinem Diener, nicht ohne oftmals stehen zu bleiben und die Hand vor die Stirn zu pressen, wobei er dachte, ob das nicht vielleicht Alles ein Traum gewesen sei. Aber nein, die drei Küsse hatte er in Wirklichkeit erhalten, so innig, so glühend, so heiß! Die drei Küsse konnte er nicht vergessen, und nicht das Bild des Mädchens.

Wenn später durch die lange Reise das kleine Abenteuer in seiner Erinnerung an zu bleichen fing, so brauchte er sich blos dieser drei Küsse zu erinnern und es fuhr brennend durch seinen Körper und er gedachte jener Nacht und des Posthauses und er glaubte wieder vor dem Fenster zu stehen, aus dem jetzt kein Lichtstrahl mehr drang, von wo er nicht das geringste Geräusch mehr hörte.

— — — — — — — — — — — — — —

„Euer Gnaden,“ sagte der Husar, als sie das Stallgebäude erreichten, wo die eben angekommenen Pferde abgerieben, gefüttert und wieder eingespannt wurden, „Euer Gnaden haben, scheint mir, die Feldmütze im Wagen liegen lassen oder verloren.“

Der junge Offizier lächelte und sagte, er habe vor der Station im Wagen geschlafen, „und da muß sie mir vom Kopf herunter gefallen sein, gib mir eine andere.“

So sehr auch der Graf daran dachte, in Piazenza liegen zu bleiben, um vielleicht von da aus das Abenteuer der heutigen Nacht weiter verfolgen zu können, so brachte ihn doch der strenge Blick des Mädchens, als sie ihm sagte: sie müsse sich schämen, wenn sie ihn morgen wieder sehe, von diesem Gedanken ab und er entschloß sich, obgleich widerstrebend, seine Reise fortzusetzen. Ja einige Mal war er im Begriffe nach Lodi oder Mailand wieder zurückzukehren, und das Terrain genau zu recognosciren, doch fühlte er für das Mädchen eben so viel Achtung als Liebe, und war vernünftig genug, alle Folgen zu überlegen, und sich mit den drei Küssen zu begnügen, die das gute, unschuldige Geschöpf ihm so liebevoll gegeben.

Der Postillon von Lodi ermahnte seinen neuen Collegen, etwas von der verlorenen Zeit wieder einzubringen. Der junge Offizier warf sich in seinen Wagen, der Husar nahm seinen Platz auf dem Bocke wieder ein und die Pferde liefen auf der dunklen Chaussee dahin, so gut sie konnten. Der neue Postillon blies auf seinem Horne und es war derselbe Ton und dasselbe Liedchen, das der Graf vor einer halben Stunde am Fenster drüben gehört. Ob auch *sie* die Töne wieder vernahm, zitternd auf ihrem Lager, vielleicht die Kissen mit ihren Thränen benetzend? — Ja, sie vernahm sie gewiß heute Nacht, und morgen wieder, an dem offenen Fenster wie heute sitzend, und blickte gewiß sehnsüchtig nach dem Hügel hinauf, von dem er nicht wieder herniederstieg, und sie sah dasselbe alle Tage, immer in derselben Umgebung und das Bübchen spielte gewiß noch wochenlang mit der Feld-

mütze und der Vater brachte wieder und immer wieder den Posthalterssohn von Piazenza ins Haus.

Das war Alles erschrecklich quälend für ihr Herz; viel besser und angenehmer hatte es der junge Offizier. Als der Tag anbrach, war er in Bologna, dann sah er Florenz, kam nach Rom und Neapel, später nach Paris; aber in allen Zerstreuungen der großen Welt, in der herrlichsten Natur, bei den glänzendsten Festen vergaß er nicht das einsame Posthaus und die arme Teresina.

Die zweite Nacht.

1848.

Die stillen Fluthen der Adda, nicht beunruhigt durch Dampfboote oder viele Handelsschiffe, dafür aber der Aufenthalt zahlreicher Fische, dies klare, freundliche Wasser, das bald im tiefen Sand, bald zwischen Felsen, bald zwischen grün bewachsenen, mit Gesträuch besetzten Ufern durch die lombardische Ebene fließt, sah am ersten August ein wunderbares und prachtvolles Schauspiel an seinen einsamen Ufern sich entfalten.

Es war bei Formigara, wo der sieggekrönte Heldenmarschall, Vater Radetzky an diesem Tage eine Brücke schlagen ließ, um das erste und zweite Armeekorps über den Fluß zu werfen, dem fliehenden Feinde nach, dessen Colonnen von panischem Schrecken ergriffen, den siegestrunkenen Oestreichern nirgends mehr Stand halten wollten. Kaum besetzten die piemontesischen Generale eine Position, kaum hatten sie ihre starken Batterien gegen den nachsetzenden Feind gewandt, so brachte der Anblick dieses Feindes die größte Verwirrung in die Reihen

der Italiener. Truppen, die sich früher tapfer und gut geschlagen, wandten sich beim Anblick der weißen Linien und wichen vor den Fängen des Adlers, der ihnen unaufhaltsam nachsetzte. Kavallerie verließ ihre Stellungen, Artillerie rasselte davon, Infanterie-Colonnen lösten sich auf, ja es kam bei einzelnen Compagnien der Fall vor, daß Soldaten, welche querfeldein liefen, sich vor ihren Offizieren, die ihnen nachsetzten, auf den Boden warfen und erklärten, sich lieber hier von den eigenen Pferden zertreten zu lassen, als wieder gegen den Feind zu marschiren.

Die sanft ansteigenden Ufer der Adda boten an diesem Punkte eines der reichsten, lebendigsten militärischen Bilder, die man nur sehen konnte. Alles war bedeckt mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen und die Sonne, welche zuweilen heiß durch das zerrissene Gewölk schien, schimmerte auf den unzähligen Waffen, auf den Geschützröhren und auf dem Gold und Silber der Uniformen. Es wogte und summte vergnügt durcheinander, die Artillerie stand neben ihren Wagen und Geschützen, Husaren, Dragoner, Uhlanen hatten die Pferde am Zügel und große Massen Infanterie lagerten hie und da auf dem weißen Sande, theilweise mit abgelegtem Tornister und mit zusammengestellten Gewehren.

Dazwischen zogen lange Züge Brückengeräthe dem Ufer zu und Ordonnanzen aller Waffengattungen bahnten sich mühsam ihren Weg durch das fröhliche Getümmel, Befehle nach dem Flusse bringend, wo die Pontoniere in voller Thätigkeit waren. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden die Pontons abgeladen, in das Wasser geschoben, geankert und verbunden. Man sah die Brücken zusehends wachsen und sich in den Fluß hinausdehnen, jedes neu befestigte Ponton wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das sich rückwärts fortpflanzte den Uferrand hinauf, und von den lagernden Truppen freudig vernommen und begrüßt wurde.

Woher aber diese ungemeine Geschäftigkeit kam, und weßhalb die Pontoniere auf dem Flusse so übermäßig arbeiteten, war deutlich zu



sehen, wenn man den Blicken der ruhenden Soldaten folgte, die weniger an der Geschäftigkeit auf der Adda hingen, als an einem Hügel auf der Höhe des Uferrandes. Dort sah man Offiziere aller Regimenter, von dorther kamen die Ordonnanzen, welche Befehle an das Ufer brachten, und dorthin gingen die Meldungen von den Offizieren des Genie-Corps drunten, sowie von den Commandeuren der nachrückenden Truppen. Die Offiziere auf dem Hügel, meistens beritten, umgaben in einem großen Halbkreis einen kleinen Mann in der grauen Feldmarschalls-Uniform, welcher den rechten Arm in die Seite gestemmt hatte, während die Linke Säbel und Federhut hielt. Der kleine Mann, der vom Pferde abgestiegen war, blickte mit herrlichem, freundlichem Auge auf das Gewühl am Ufer und auf der Brücke bald einem Offizier einige Worte sagend, bald mit der Hand den Soldaten winkend, die jeden Blick des klaren, treuen Auges mit lautem Hurrah, Evviva und Eljen begrüßten. Der kleine Mann aber mit dem schneeweißen Haar und dem lieben Blick war Vater Radetzky, der die Piemontesen von Position zu Position verjagt und jetzt in die Ebene der Lombardei zurückkam, gewaltig und strafend, und bei dessen Annäherung Mailand zitterte, daß es ihn in einer fürchterlichen Nacht dieses Jahres schwach gesehen.

Die Offiziere in der Suite des Feldmarschalls gruppirten sich auf verschiedene Art; einige blickten mit Fernröhren über den Fluß hinüber, andere lehnten an ihren Pferden und unterhielten sich von den vergangenen Tagen, und dem Willkommen, das man ihnen in Mailand bereiten werde.

Es mochte vier Uhr Nachmittags geworden sein, da war die Brücke beendigt, und ein Hurrah, lauter und freudiger als alle früheren, verkündigte es den Truppen. Der Feldmarschall bestieg sein Pferd, Alles erhob sich aus seiner Ruhe. Züge, Compagnien, Bataillone ordneten sich schnell, die Ordonnanzen sprengten nach allen Richtungen, und jeder Truppenkörper, sowie er den Befehl erhielt, setzte sich nach der Brücke zu in Bewegung. Es war ein großartiger, feierlicher Moment;

alle Regimentsmusiken spielten die Nationalhymne, und das Ufer, bis jetzt ein Chaos von Farben und Uniformen, begann lange, geregelte Linien zu zeigen; Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die sich nach und nach langsam in Bewegung setzten.

Es war ein bunter phantastischer Knäuel, eine wirre Masse aller Farben: Eisen, Bronze, Gold und Silber, die sich jetzt geordnet abwickelte, in einem langen Faden die Brücke bedeckte und weit über das jenseitige Ufer der Adda hinaus sich ins Land hinein ergoß; singend und klingend, rasselnd, murmelnd, rauschend, kurz ein Getöse, daß man es weithin hörte. Endlich wurde der Knäuel diesseits kleiner und einfarbiger, und löste sich zuletzt in eine unabsehbare Reihe von Wagen auf, die jetzt auch über die Brücke rollten. Ihnen folgte der Feldmarschall mit seinem Hauptquartier und es blieben auf dem diesseitigen Ufer nur einige Bataillone zurück, welche die Nachhut bildeten, einige Schwadronen Kavallerie und etwas Artillerie.

Am Ufer, ganz in der Nähe dieser zurückbleibenden Truppen erhob sich ein kleines Haus, die Wohnung des Fährmanns, der mit diesem Geschäft eine kleine Wirthschaft verband. Um den Fluthen der Adda zu entgehen, die zuweilen stark anschwillt, war das Häuschen auf einer Terrasse erbaut, sehr klein und einfach: eine Wohnstube für den Wirth, eine Schenkstube nach der Terrasse und dem Flusse offen, und diese Terrasse bedeckt mit einer Veranda aus Bäumen und Lattenstücken bestehend, die wie alle dergleichen in Italien, um so malerischer aussah, je leichtsinniger und willkürlicher man in der Errichtung derselben verfahren. Dichtes Rebenlaub bedeckte die Veranda, alles Holzwerk umrankend, um die geschlängelten Spitzen der Rebe hingen an den äußersten Holzstücken herab und wiegten sich, in der Luft schwebend, leicht hin und her.

Unter diesem schönen natürlichen Dache saßen an einem grobgezimmerten Tische zwei junge Offiziere auf derben Strohstühlen und schenkten sich abwechselnd aus der mit Stroh umwundenen Foglietta die Gläser voll. Ihre Pferde befanden sich unter Obhut von Sol-



daten am Fuß der Terrasse, die mit malerischen Kriegsbildern umgeben war. Hier saß ein Husar auf den Stufen der Treppe, mehrere Rosse am Zügel, dort schnallte ein Dragoner an seinem Sattel herum, während ein Chevauxleger, beide Arme auf den Rücken seines Pferdes gelehnt, mit der einen Hand ein Glas hielt, enthaltend einen Rest Wein, den er dem Kameraden reservirte. Auf der andern Seite gingen Infanterie- und Kavallerieoffiziere auf und ab und tauschten ihre Meinungen aus, ob sie heute noch ihren vorausgegangenen Kameraden folgen oder hier einen Bivouak beziehen würden. Infanteristen saßen am Boden, das Gewehr auf den Knieen, und zwischen ihnen Grenadiere, die schwere Bärenmütze neben sich, dort eine Gruppe von Jägern auf dem Bauch ausgestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt, die Büchse neben sich. Ein Tambour, der wahrscheinlich von den letzten Affairen träumte und auf einem alten Fasse saß, schlug pianissimo einen Marsch zum Angriff. Nicht weit von dem kleinen Hause befanden sich Gruppen gefangener Piemontesen, von Grenadieren bewacht, die Soldaten lagen ermüdet am Boden, die Offiziere standen in Gruppen und blickten finster dem dahinziehenden Heere nach. Dies ganze lebendige Bild wurde vervollständigt durch zahlreiche Viehheerden, die den Bataillonen nachgetrieben wurden und durch schwere Karren mit Ochsen bespannt, auf welchen Weinfässer lagen. Die Pferde der Kavallerie schüttelten sich und schnaubten, von dem andern Flußufer drüben schallte zuweilen leiser Trommelschlag und einzelne Klänge der Feldmusik herüber. Zuweilen hörte man rückwärts ein Hornsignal, ein lustiges Soldatenlied und lautes Lachen, und dann und wann tiefes, kräftiges Gebrüll aus den Viehheerden.

Die Offiziere, die unter der Veranda saßen, waren zwei junge Männer, ein Rittmeister von den Husaren, ein Oberlieutenant von den Chevauxlegers. Letzterer war eben im Begriff, eine kleine lederne Tasche aufzuschnallen, die er am Sattel zu tragen pflegte, und worin er seine Cigarren aufbewahrte. Die Kleidung der Beiden war mit

Staub bedeckt, sie trugen schwere Säbel, die Cartouche und Tschako, Helm und Handschuhe lagen neben ihnen auf dem Tische.

„So weit wären wir also," sagte der Husar und ließ einen zufriedenen Blick über den Fluß schweifen, „an der Schwelle unseres Hauses glücklich angekommen und ich bin fest überzeugt, daß der alte Herr noch heute Abend kräftig anklopfen wird."

„Wie ich höre," versetzte der Chevauxleger, indem er sich seine Cigarre anbrannte, „wird sich Karl Albert nach Mailand zurückziehen und es sollte mich wahrhaftig ungeheuer freuen, wenn es da noch zu einem soliden Schlage käme."

„Pah!" meinte der Husarenoffizier, „die schlagen sich nimmer, was wird's da unten geben? Ein paar Geschützaufstellungen, Proklamationen, einige wüthende Volks-Demonstrationen, voila-tout. Ich bin fest überzeugt, in zwei bis drei Tagen marschiren wir über den Domplatz, ich freue mich schon auf die Gesichter, wenn da die Bande spielt: „Gott erhalte unsern Kaiser."

„Das ist alles schön und gut," seufzte der andere Offizier, „aber wenn sie nur in unsern Quartieren zu Mailand nicht so jammervoll gehaust hätten; ach, meine schönen Waffen, das ist Alles verloren, und mein ganzes Silbergeschirr."

„Nun, was das Letztere anbelangt," lachte der Husar, „das wird noch zu ersetzen sein; aber mir ist's nur leid um das Bild der kleinen Julietta, das über meinem Divan hing. Wenn sie nur das Original nicht erwischt haben, ich fürchte sehr, es ist den armen Geschöpfen für ihre Anhänglichkeit an die östreichische Monarchie schlecht genug gegangen."

„Ich glaube nicht," warf der andere Offizier leicht hin, „die Meisten sollen sich in den fürchterlichen fünf Tagen gerettet haben; mir erzählte das ein Kamerad von den Jägern, sie seien in einem langen Zuge ausgewandert, Wagen von allen Kalibern, heulende Mädels und Koffer und Schachteln die Menge."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch einen lauten Anruf

vom Fuß der Terrasse. Die Beiden sprangen von ihren Stühlen auf und bemerkten einen jungen Offizier mit niederem Hut und grünen Federn, der sich zu Pferd durch die Soldatengruppen langsam dem Hause näherte.

„Grüß dich Gott, Generalstäbler!" rief der Husar, nachdem er den Anreitenden erkannt; „woher des Weges? Du willst zum Hauptquartier? Na, komm' einen Augenblick herauf und mach' hier eine Haltstation."

Der Generalstabsoffizier schwang sich vom Pferde, gab die Zügel einem Dragoner, der unten stand und stieg die Treppen hinauf.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," rief er lustig, „ich glaub' seit Verona nicht. Wie schaut's, was treibt ihr?"

„Wir warten hier geduldig," entgegnete der Chevauxlegeroffizier, „bis wir den verdammten Fluß passiren dürfen. — Hast du vielleicht einen Befehl deßhalb mitgebracht, Generalstäbler?"

„Etwas der Art wohl," lachte dieser, „aber von Passiren ist für heute keine Rede. Ihr werdet hier wahrscheinlich ruhig liegen bleiben; eine herrliche Nacht wird's geben, euer Wein ist auch nicht schlecht, wie ich merke, und so könnt ihr's schon aushalten."

„Verdammt!" murrte der Husar, „seit vier Tagen sind wir beständig rückwärts und bekommen nicht einen feindlichen Pferdeschweif zu sehen; vom Einhauen ist schon seit langer Zeit keine Rede mehr."

„Die da vorn," sagte der vom Generalstab lachend, „haben es auch nicht besser, Pferdeschweife sehen wir freilich, auch Kanonenmündungen genug, aber alles das in der allerweitesten Entfernung."

„Und bleiben wir wirklich heute hier?" fragte der Chevauxleger.

„Wahrscheinlich, doch erwarte ich noch einen Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier. Kommt dort nicht etwas über die Brücke?" Bei diesen Worten richtete der Offizier vom Generalstab sein Fernrohr auf den Fluß und fuhr dann fort: „Richtig, es ist ein Husarenoffizier, der wird einen Befehl bringen, und wenn mich nicht alles

täuscht, ist es unser lieber Graf S. Seht wie er seinen Gaul zurückhält, um ordonnanzmäßig im Schritt über die Brücke zu kommen. Ja, ja, er ist's! Jetzt hat er das Ufer erreicht, und läßt den Hügel herauf das Pferd ausziehen."

Der also Angemeldete — es war wirklich Graf S. — flog den Uferrand hinauf und jagte an das Haus hin. „T'schau!" rief er freudig, als er die drei auf der Terrasse stehen sah, „grüß' euch Gott, freut mich sehr, euch zu sehen. Wo find' ich den Feldmarschall-Lieutenant? — Gleich hoff' ich zu euch zu kommen, hebt mir ein Glas Wein auf."

„Reite nur ein paar tausend Schritte rechts hinüber," antwortete der Husarenoffizier, nachdem er die Grüße herzlich und freundlich erwidert, „da wirst du auf der Anhöhe einen Bauernhof finden, dort ist er, wenn er nicht schon nach San Basano hineingeritten ist. Sieh' aber zu, daß du dich nicht lange aufzuhalten brauchst; — müssen wir hier bleiben?" rief er dem Davonreitenden nach, und dieser winkte ein Ja und war bald zwischen dem hügeligen Terrain verschwunden.

Die drei setzten sich an den Tisch, ließen eine neue Foglietta kommen und theilten sich ihre kleinen und großen Ereignisse mit. Es dauerte nicht eine Viertelstunde, da kam Graf S. wieder daher gesprengt, hielt an dem Hause, sprang behende vom Pferde und eilig die Treppe hinauf.

„Na, grüß' euch Gott nochmals!" rief er lustig, seine beiden Hände ausstreckend, die von den Andern herzlich erfaßt und gedrückt wurden.

„Jetzt habe ich erst einen Augenblick Zeit, mich zu freuen, daß ich euch wiedersehe, nur kurze Zeit leider, denn ich muß bald in's Hauptquartier zurück. — Wie ist's euch ergangen? — Keine Verwundung? Heil und gesund?"

„Alles wieder in Ordnung!" lachte der andere Husarenoffizier, „ich habe bei Curtatone einen kleinen Streifschuß erhalten, aber nichts von Bedeutung, war bald wieder zusammengeflickt; — und du? —

dich hat man ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Weißt du noch, wo wir zuletzt und recht vergnügt beisammen waren?"

„Ob ich's weiß?" entgegnete Graf S., „das war zu Mailand bei dem Abschiedsdiner, das ihr mir gegeben, als ich nach Rom und Neapel ging. 's ist merkwürdig," setzte er hinzu, „da sind wir jetzt wieder hier beisammen, beinahe all' die nämlichen Leute und mitten im Kriege, den wir damals so sehnlich gewünscht."

„Ja, wahrhaftig!" sagte der Chevauxleger und erhob sein Glas, „es fehlen nur zwei, unser armer M. von eurem Regiment, der jetzt zu Mantua liegt, und unser lustiger Dragoner."

„Letzterer," bemerkte der Generalstabsoffizier, „ist Galoppin bei d'Aspre. Aber wie geht's dem armen M.? — Ist er schwer verwundet?"

„Er hat einen Stich in die Seite," sagte der Husarenrittmeister, „aber sie hoffen ihn durchzubringen; trinken wir auf sein Wohl." Alle erhoben die Gläser und tranken mit herzlichem Wunsch auf die baldige Genesung des verwundeten Kameraden.

„Damals und jetzt!" sprach Graf S., indem er sich ein anderes Glas eingoß, „seitdem sind nur vier Jahre verstrichen und hat sich Manches geändert, Manches zugetragen. Damals hatte ich eine schöne Zeit vor mir, eine herrliche, angenehme Zeit. Obgleich euer Wein hier nicht schlecht und die Salami zu genießen ist, so wäre mir doch ein Diner wie damals lieber. Wir haben in den letzten Tagen sehr wenig gehabt. Und damals meine bequeme Calesche vor der Thür, eine ruhige Nacht, angenehm dahingestreckt zu durchfahren und heute der Sattel meines müden Pferdes, und die Aussicht, während der Nacht mehrmals herausgetrommelt zu werden, denn was in der letzten Zeit für Depeschen versandt worden sind, habt ihr gar keine Idee, und immer des Nachts. Es ist gerade, als sei es zum Besten der Ordonnanzoffiziere so eingerichtet, daß die Anfragen ans Hauptquartier immer in der Dämmerung kommen und während der Nacht beantwortet werden."

„Und doch habt ihr's bei dem Hauptquartier am Besten," sagte der andere Husarenoffizier lachend, „wo ihr einfallt, findet sich immer etwas, oder vielmehr, ihr fallt nur da ein, wo sich etwas findet, und dann bekommt ihr doch meistens ein Obdach, könnt euch im Trockenen ausstrecken und euch behaglich niederlegen, sei's auch nur auf Stroh oder Heu."

„Allerdings," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „sind aber dafür auch, wie schon bemerkt, fast Tag und Nacht im angestrengtesten Dienst. Melde ich mich nachher im Hauptquartier, so heißt's unfehlbar: Sie haben den zweiten oder dritten Ritt heute Nacht; dann kann irgend eine Zufälligkeit kommen, die meine Vordermänner wegruft, und ich habe vielleicht einen nächtlichen Spazierritt von sechs bis acht Stunden. Aber," setzte er lustig lachend hinzu und hob sein Glas gegen die Sonne, „um Alles in der Welt möchte ich nicht vertauschen jenen Abend mit heute und gebe nur der Herr der Schlachten, daß diese angenehme Zeit noch lange fortdauern möge!"

„Wozu indeß wenig Hoffnung ist," sagte der Generalstäbler, „die Komödie ist aus oder wird morgen, übermorgen ausgespielt, Mailand ist eine brillante Schlußdekoration, dann fällt hinter Karl Albert und seinem Heere der Vorhang."

„Aber, theuerste Freunde," bemerkte jetzt Graf S., „es muß geschieden sein; ich muß ins Hauptquartier und möchte mich beeilen, denn ich sehe dort am Horizont verdächtige schwarze Wolken aufsteigen."

„Verdammt!" sagten die beiden Kavallerieoffiziere, welche die Aussicht hatten, die Nacht über im Freien zu bleiben und schauten den finsteren Wolken zu, welche sich am Horizont drohend emporwälzten; „das wird eine nasse Nacht werden."

„Und vielleicht eine blutige," sagte der Generalstäbler; „General Bara hat sich mit einigen Truppen nach Pizzeghettone geworfen, er wird die kleine Festung gegen einen Handstreich sicher stellen wollen, um sein Fuhrwesen glücklich durch das dortige Defilée zu bringen.

Kommt aber unsere Vorhut, die fortmarschirt, noch frühzeitig genug hin, so kann es einen ziemlichen Kampf geben."

„Ei was!" sagte unmuthig der Rittmeister, „Regen und Blut ist ein großer Unterschied; ich würde mir nichts daraus machen, mich die ganze Nacht herumzuhauen, aber hier zu liegen und sich so langsam durchnässen zu lassen, das hole der Teufel. Nun, wie Gott und Vater Radetzky will."

„Amen!" sprach der Generalstabsoffizier und setzte seinen Federhut auf; „aber jetzt wollen wir reiten, es ist mir immer, als hörte ich gegen Pizzeghettone zu Kanonendonner, es sollte mich auch gar nicht wundern, wenn die Piemontesen dort irgendwo eine schöne Masse Geschütz aufführten, um das rechte Addaufer zu decken."

„Ich glaube, was dahinten rollt, ist himmlischer Donner," sagte der Chevauxleger und blickte nachdenklich an den Himmel, dessen vorhin noch so klare blaue Farbe in außerordentlicher Geschwindigkeit mit leichten grauen, einem Gewitter voraussagenden Wolken bedeckt wurde.

„Adieu! — lebt wohl! — Auf glückliches Wiedersehen in Mailand! — T'schau!"

Graf S. und der Offizier vom Generalstab schwangen sich auf ihre Pferde und ritten in scharfem Trabe der Brücke zu, dann im Schritt über die knarrenden Pontons und auf dem rechten Ufer des Flusses trennten sie sich, denn der Generalstäbler eilte zum ersten Armeekorps, der Husarenoffizier aber nach Formigara, wo der Feldmarschall Radetzky sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Vier Jahre waren vergangen, seit der junge Husarenoffizier nicht mehr in diese Gegend gekommen war. Nachdem er seine große Tour nach Rom, Neapel, Paris und Wien beendigt, war er dorten als Oberlieutenant zu einem andern Husarenregiment versetzt worden und da verblieben, bis in der Lombardei der Krieg ausbrach, worauf er sich zur Armee nach Italien meldete, und als guter Offizier und gewandter Reiter gern zum Ordonnanzoffizier ernannt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er Formigara, ein kleines Dörfchen, erreichte. Auf der Straße bewegten sich dichte Colonnen Artillerie und Fuhrwerk und ließen ihn nur im Schritt vorwärts kommen. In der Nähe des Orts mehrte sich das militärische Getümmel. Auf den Feldern rechts und links lagerte Infanterie und Kavallerie; Holz wurde herbeigeschleppt und hie und da stieg dichter Dampf auf von den Lagerfeuern, die man im Begriff war, anzuzünden. Auf der Straße in Formigara drängte und wogte es durcheinander. Dort hielten lange Reihen Ochsenkarren mit Weinfässern beladen, und in großen hölzernen Kannen wurden die Portionen für die Soldaten ausgetheilt.

Das Haus, in welchem der Feldmarschall wohnte, ein kleines unscheinbares Gebäude, bot ganz ein bewegtes Bild des Hauptquartiers. An allen Fenstern lehnten Offiziere in den verschiedensten Uniformen, im Hofe standen Equipagen und Packwagen, an deren Deichseln abgesattelte Pferde befestigt waren. Unter dem Thorbogen hielten Ordonnanzen und die jungen Offiziere des Hauptquartiers, welche wohlgemuth dem Lärm und dem Jubel der vorbeiziehenden siegestrunkenen Soldatenhaufen zuschauten.

In dieses Gewühl hinein lenkte Graf S. sein Pferd und wurde von den Kameraden freundlich bewillkommt. Er mußte erzählen, wie es drüben ausschaue, und überbrachte Grüße von Bekannten und Freunden, die man lange nicht gesehen.

„Dein Schimmel wird müde sein," sagte ein junger Uhlanenoffizier lachend, und der Graf entgegnete lustig:

„Wie sein Herr. Ich bin jetzt heute schon vierzehn Stunden im Sattel gewesen; habt ihr irgendwo ein Obdach, wo man sich ein wenig ausstrecken kann?"

„Obdach genug," antwortete der Andere, „auch sogar ein schönes breites Bett. Aber du freust mich, wenn du jetzt schon an's Ausruhen denkst, da droben schreiben sie, daß die Federn davon fliegen; Major E. siegelt eine Depesche um die andere. Ich und F. und M.,

wir haben schon unsere Bestimmung, und der nächste Befehl, der hinaus muß, ist für dich. Geh' nur gleich drüben in das Haus neben der Kirche, du wirst da deinen Burschen mit den Pferden finden."

Der Graf zuckte lachend die Achseln, nahm einen tüchtigen Zug aus einer dargebotenen Feldflasche und zog seinen müden Schimmel dem bezeichneten Hause zu. Dort fand er richtig seine übrigen Pferde, befahl, daß man ihm seinen Rappen, ein starkes Pferd von englischer Abkunft, fertig mache und kehrte darauf in's Hauptquartier zurück, um für den Dienst bereit zu sein. Hier fand er denn auch schon beide Kameraden eben im Begriff, zu Pferde zu steigen, um in den dunkelnden Abend hinauszureiten. Der Eine ging zurück über die Adda, der Andere zum ersten Armeekorps gegen Maleo.

„Jetzt sind wir beide allein noch übrig," sagte der junge M., ein lustiger Dragoneroffizier, „ich habe ein schweres Paket an d'Aspre zu überbringen und mich soll der Teufel holen, wenn ich nur eine Idee davon habe, wo ich ihn eigentlich finden solle. Das Nachreiten ist überhaupt nicht meine Passion, man rennt da zwischen Wagen und Geschütz hinein, wenn man auf der Straße bleibt, und fällt in schmutzige Wassergräben, wenn man querfeldein galoppirt. Aber was hilft's? geritten muß sein, dort wackelt schon eine Ordonnanz die Treppen herunter und bringt meine Depesche. Addio Caro, bis morgen zum Kaffee oder zum Mittagessen, der Teufel weiß wo?" Mit diesen Worten warf der Dragoneroffizier die goldene Schärpe über die Schulter, zog die Quasten auf der rechten Seite herab und schwang sich auf seinen Braunen. Das Pferd war frisch und muthig, der Reiter ebenso, und nach einem Händedruck, ein paar Courbetten auf dem Pflaster, daß die Funken sprühten, verschwand er in der Nacht. Noch eine Zeit lang sah man seinen weißen Waffenrock glänzen, dann verlor er sich in der allgemeinen Finsterniß.

Graf S. ging in das Haus hinauf, suchte und fand ein paar bekannte Offiziere, mit denen er ein äußerst frugales Souper verzehrte, eine Cigarre rauchte und sich darauf, ermüdet wie er war, mit Atila

und Säbel auf einen Strohsack warf, den er im Vorzimmer fand, wo er baldigst in einen tiefen Schlaf fiel.

Er hatte so einige Stunden ruhig geschlafen, da wurde er erweckt und sah den Major E. vor sich stehen, der es unendlich bedauerte, gezwungen zu sein, ihn aus dem Schlafe wecken zu müssen. „Es ist Niemand da, Theuerster," sagte der Major, „und obgleich ich weiß, wie stark Sie schon im Dienst waren, so kann ich doch nicht umhin, Sie wieder in die Nacht hinaus zu schicken."

Augenblicklich war der junge Husarenoffizier munter und auf den Beinen, rückte Säbel und Cartouche zurecht, und vernahm den Befehl, vorsichtig gegen Pizzeghettone zu reiten, um im Fall die Oesterreicher dort schon eingerückt seien, dem General S. einen wichtigen Befehl zu überbringen. Der Major als freundlicher und guter Kamerad gab dem jungen Ordonnanzoffizier die Hälfte eines starken schwarzen Kaffee's, den er für sich selber hatte machen lassen, dann erhielt dieser seine Depeschen und eilte die Treppen hinunter in das andere Haus zu seinen Pferden. Der Rappe war im Augenblick fertig gemacht, Graf S. warf seinen weißen Mantel über, bestieg das Pferd und ritt langsam zum Dorfe hinaus.

Das Wetter hatte sich unangenehm verändert. Ringsum herrschte eine Finsterniß, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen sehen konnte; am Himmel glänzte nicht ein Stern und es fegte zuweilen jener scharfe trockene Wind, das schwere Athmen eines heftigen Gewitters, bevor es seinen Mund öffnet, um Feuer und Verwüstung auszuspeien. Die Lagerfeuer auf den Feldern waren kaum zu erhalten und die gestörte Flamme flackerte ängstlich hin und her. Die Pferde in den Bivouaks schüttelten sich und streckten die geöffneten Nüstern in die Luft hinauf. Man bemerkte fast keinen Soldaten, der sich hingestreckt hatte, um zu schlafen, fast alle waren munter, saßen in den Gräben oder standen auf der Chaussee in Gruppen an den schwarzen Nachthimmel deutend, der zuweilen am Horizont durch einen jähen Blitz erhellt wurde.

Wo Graf S. bei einem Trupp Offiziere vorbei kam, da wurde er mit freundlichem Wort begrüßt, nicht ohne daß man hinzusetzte: „Geben's Achtung, wir werden was Gehöriges abkriegen.“ Bald ließ der junge Ordonnanzoffizier die Lagerplätze und Bivouaks hinter sich und ritt auf der einsamen Straße dahin. Seine Gedanken übersprangen einen Zeitraum von vier Jahren, und er gedachte jener Nacht, wo er von Mailand ausfuhr fast denselben Weg, jener Nacht voll Blumenduft, Nachtigallenlied und Liebeszauber, die von der heutigen so himmelweit verschieden war. Auch jenes Mädchens gedachte er, und der drei Küsse, und wenn er auch seit jener Zeit manche warme Lippen berührt, so konnte er doch jene heiße, süße Stunde nicht vergessen. Heute aber hörte er nicht Nachtigallenlied, wohl aber das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, der über seinem Haupte immer näher und näher tönte. Bäume und Büsche an der Straße bogen sich tief vor dem Grimme des Sturmes und sein Rappe schauerte zusammen vor den heftigen Blitzen, die sich zwischen den schwarzen Wolken kreuzten.

Jetzt begegnete er einer Kavalleriepatrouille, die ihm entgegen kam, und der Führer derselben, ein alter Wachtmeister, meldete, daß, soviel er am Fluß bemerkt habe, die Piemontesen so eben im Begriff seien, Pizzeghettone zu verlassen, und daß sich der Offizier nicht zu sehr zu beeilen brauche, um mit der österreichischen Vorhut dort einzutreffen.

Es mochte ein Uhr in der Nacht sein, und das Unwetter fing an sehr heftig zu werden. Der Wind war so stark, daß sich der Rappe kaum in seiner Richtung erhalten konnte. Heulend umsauste er den Reiter, warf ihm Sand und Steine in's Gesicht, und riß starke Aeste von deu Bäumen, die er rechts und links neben dem Pferde niederschmetterte. Der Regen strömte herab, Hagelkörner in außerordentlicher Dicke schlugen mit fürchterlicher Gewalt auf Roß und Reiter, so daß das geängstigte Thier von dem kräftigen Offizier kaum in Ruhe erhalten werden konnte. Es war ein fürchterlicher, unheimlicher Ritt.

Eine Stunde mochte der Gewittersturm so mit ungeminderter Heftigkeit gedauert haben, als der Regen und das Sausen des Windes etwas nachließ und sich auf Augenblicke in leichtes Wehen verwandelte.

In solchen Momenten kam es dem Reiter vor, als vernehme er vor sich das Rasseln von Fuhrwerken und kaum hörbar, das Getümmel von Infanterie- und Kavalleriecolonnen, die in ziemlicher Entfernung vor ihm vorüberzogen. Der Wind führte diese Klänge bald schwächer bald stärker an sein Ohr; er hielt sein Pferd an und beugte sich vor, um sich möglicher Weise zu orientiren, ob da vor ihm Freund oder Feind zöge, und zu überlegen, ob er zur Seite oder vorwärts reiten solle. Etwas zur linken Hand mußte Pizzeghettone liegen, von dort aus gegen rechts zu zog das Getöse, das er vernahm. Also konnten es nur die Piemontesen sein, welche so eben die Festung verließen. Er wandte sein Pferd etwas links, und begann nach der Richtung hin zu reiten, wo er die Stadt und den Fluß vermuthete, er mußte sich nah bei letzterem befinden, doch es war so dunkel, daß die Fluth nicht leuchtete. — —

Auf einmal prallte der Rapp zurück und der entsetzte Reiter zog die Zügel fest an und griff willenlos nach dem Säbel an seiner Seite. — — Vor ihm spaltete sich die dunkle Nacht, es war als berste die Erde bis tief in ihre Eingeweide, bis zu dem ungeheuren Feuerpfuhl, der sich dort befinden soll, eine fürchterliche Lohe schlug aus dem Boden; rothe und gelbe Flammen, die in Myriaden von glühenden Funken ausliefen und den ganzen Himmel mit einer feurigen Lohe bezogen — es war eine Pulverexplosion von entsetzlichem, einige Sekunden andauerndem Krachen begleitet. — Nur einen Augenblick dauerte dieses furchtbare Feuer, aber im Scheine desselben sah der junge Offizier, daß er vielleicht eine Viertelstunde von der Festung entfernt war und bemerkte nach dem ersten Moment der Ueberraschung, daß man dort die Brücke über die Adda gesprengt habe. — Bald war Alles gegen den furchtbaren Schein von so eben wieder in tiefe Nacht versunken,

und die Flammen, die jetzt noch an dem zersprengten Werk leckten, waren wie kleine unbedeutende Lichter dagegen. Die Erde hatte gezittert ob dem furchtbaren Krachen und der Rappe bäumte sich hoch auf und strengte sich an, rechts oder links ins Feld hinaus zu fliehen, um dem schrecklichen Phantom vor seinen Augen zu entgehen.

Nachdem der Reiter sein Pferd beruhigt und eine kurze Weile überlegt, was zu thun sei, entschloß er sich, näher an die Festung zu reiten. Daß die Piemontesen dieselbe verlassen, dessen war er jetzt gewiß, denn es waren ihre Colonnen, die er vorhin gehört und sie hatten die Brücke gesprengt, um den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren. Doch horch! — Was vernahm er jetzt durch die Nacht? — Ein befreundetes Signal, das lustige Klingen eines Jägerhorns. Aha! dachte er freudig, die Unsrigen sind hart dabei, da kann sich Ende und Anfang noch zusammen verbeißen! Doch ging letztere Vermuthung und guter Wunsch nicht in Erfüllung. Die Piemontesen hatten Pizzeghettone verlassen, hatten bei ihrem Abmarsch die Brücke und einen Pulverthurm in die Luft gesprengt, welche Explosion entsetzliches Unheil verursachte und sehr vielen von den eigenen Leuten das Leben kostete. Ueberhaupt war der heutige Tag und die Nacht für die Feinde unheilvoll gewesen und der furchtbare Gewittersturm, der den Grafen S. im Felde überraschte, hatte schwer unter den piemontesischen Marschcolonnen gehaust und Menschen und Pferde waren von umgerissenen Bäumen und sogar von Hagelkörnern nach Angabe ihres eigenen Generals Bara erschlagen worden.

Nachdem Graf S. in Pizzeghettone seine Depesche glücklich abgegeben und sich einen Augenblick unter den Gräueln der Verwüstung umgeschaut, verließ er die Stadt wieder und setzte über die Adda, um nach Casal Pusterlengo zu gelangen, wo er das Hauptquartier des vierten Armeekorps zu finden hoffte. Durchnäßt wie er war, und ergriffen von all' dem Schrecklichen, das er geschaut, ritt er seine einsame Straße, sich eingestehend, daß der Krieg etwas Schreckliches sei. Neben ihm rauschte der Fluß und da das Sausen des Windes gänz-

lich aufgehört hatte, so hörte er vor und neben sich nichts als das Murmeln des Wassers oder das Schnauben seines Rosses, das bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden einsank. Sein durchnäßter Mantel hing schwer an seinem Körper und von seinem Haar und Bart rollten dichte Wassertropfen herab. Es regnete immerfort, nicht mehr heftig, wie bei Anfang des Gewitters, aber fein und durchdringlich.

So mochte er eine Stunde fortgeritten sein, als er vor sich Pferdegetrappel hörte und eine Uhlanenpatrouille einholte, von welcher er erfuhr, daß sich das vierte Armeekorps in Casal Pusterlengo befinde. „Wenn Sie etwas scharf reiten," sagte ihm der Führer der Patrouille, „so werden Sie in Kurzem auf eine Schwadron Chevauxlegers stoßen, welche die Nachhut bildet." Der Rappe flog gehorsam dem Schenkeldruck davon und bald erblickte der junge Ordonnanzoffizier vor sich eine Masse Kavallerie, sah matt leuchtende Helme und weiße Mäntel durch das Dunkel der Nacht schimmern. In Kurzem hatte er die Schwadron erreicht und fand seinen Freund, den er Nachmittags unter der Veranda an der Adda gelassen. Beim Anblick desselben, durchnäßt, beschmutzt, den Mantel schwer herabhängend, das Pferd mit eingezogenem Schweife gehend, konnte er sich eine Idee machen, wie er selbst aussehen müsse. Die Leute ritten still und mißmuthig ihres Weges, denn keiner von ihnen hatte einen trockenen Faden am Leibe.

Der Chevauxlegeroffizier bemühte sich, eine sehr durchfeuchtete Cigarre brennend zu erhalten. „Verdammtes Wetter!" rief er dem Ordonnanzoffizier zu, „wir haben eine brillante Nacht gehabt. Hat bei euch drüben auch der Gewittersturm so gehaust?" Jetzt ritten auch die anderen Offiziere der Schwadron, nachdem sie einen Kameraden bemerkt, der nicht zu ihnen gehörte, heran und erkundigten sich wie es in Pizzeghettone und Formigara ausschaue.

„Habt ihr auch bemerkt," sagte der Rittmeister, „wie die Brücke in die Luft flog? Ein merkwürdig schöner Anblick, und hat's nicht gekracht, als wenn zehntausend Geschütze gelöst würden. Gratulire den armen Teufeln, die da um den Weg waren."

„Es sieht schauerlich da drinnen aus," entgegnete Graf S., „doch glaube ich nicht, daß einem der Unseren etwas passirt ist. Aber von ihren eigenen Leuten haben sie genug mit in die Luft hinauf gesprengt. Doch nehmt mir's nicht übel, ihr reitet mir zu langsam, ich will sehen, daß ich durchkomme. Ich versichere euch, an meinen Steigbügeln läuft so viel Wasser herunter, um ein Pferd zu schwemmen."

„Meinst du vielleicht wir seien trockner?" sagte lachend der Chevauxlegeroffizier; „aber du hast Recht, reit' nur zu und mach' uns in Pusterlengo ein ordentliches Quartier. Addio!"

Wir wollen nur gestehen, daß eine süße, angenehme Erinnerung den jungen Offizier nach dem benannten Orte hinzog. „Ei!" dachte er, „das Kriegsspiel wirft dich dort hinein, in denselben Ort, den du freiwillig nicht aufgesucht hättest; vielleicht sogar in ihr Haus, unter ihr schützendes Dach." Und nun malte er sich mitten in dem herabrieselnden Regen ein angenehmes behagliches Bild aus, wie er vor das Posthaus in Pusterlengo reiten, absitzen, eintreten wolle, und zu dem erstaunten Mädchen sagen: „Siehst du, Teresina, da bin ich wieder, nach vier Jahre langer Abwesenheit und ich hätte dich auch heute nicht wieder gesehen, denn du hattest es mir verboten; doch bin ich hieher befehligt, wir leben im Kriege und im Kriege kann man es nicht so genau nehmen." Dann wird sie lachen, dachte er ferner, und da schon in ihrem Hause viele Offiziere wohnen, wegen den Stallungen vielleicht sogar das Hauptquartier dort liegt, so wird sie für den Bekannten so ein kleines hübsches Hinterstübchen aufschließen, das in den Garten hinausgeht, und ihn da heimlicher Weise einquartieren. Wie mag die Kleine heute ausschauen! etwas stärker, vielleicht der Blick des Auges etwas schmachtender und wenn sie lacht, zeigt sie ihre schönen weißen Zähne noch mehr als damals.

Unter diesen Gedanken war er scharf zugeritten, hatte Fuhrwerk und Artillerie passirt und war mit Mühe unverletzt zwischen den Rädern durchgekommen. Verdrossen lenkten die Gemeinen vom Fuhrwesen ihre Pferde, die Corporale und Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, schauten

sich kaum um nach dem vorbeireitenden Husaren; man hörte kein Wort, kein Lachen, nichts als das Schnauben der Pferde und das Klirren der Aufhaltketten.

Der Graf S. mußte seine ganze Aufmerksamkeit seinem Rosse widmen, um zwischen den bösartigen Fuhrwesenspferden ungeschlagen und zwischen den Rädern ungequetscht durchzukommen. Jetzt passirte er einen langen Brückentrain, derselbe, der heute an der Adda gebraucht worden war, und dann kam Infanterie in langen und dichten Colonnen. Aber Alles schlich trübselig unter dem dichten Regen weiter und die Bataillone nahmen fast die ganze Straße ein, so daß es hier noch schwerer war, durchzukommen. Endlich erreichte er die Tête der Colonne, wechselte mit den Offizieren, die vorne ritten, ein paar Worte und hatte jetzt wieder ein Stück freie Straße vor sich.

Im Osten begann das schmutzig graue Gewölk eine kleine lichtere Färbung anzunehmen, und ganz tief am Horizont wand sich mühsam ein kleiner gelber Streifen in die Höhe. Pusterlengo konnte nicht weit mehr entfernt sein und der junge Offizier, der, neben einem guten Feuer, um seine Kleider zu trocknen, auch von einem angenehmen schwarzen Kaffee träumte, freute sich der Morgenluft, die ihn frostig anblies, und dachte bei sich selber: „Der Cecco muß auch herangewachsen sein, ich will doch sehen, ob der kleine Schlingel meine Feldmütze nicht in tausend Stücke zerrissen hat. Es wäre doch außerordentlich komisch, wenn ich sie nach vier Jahren wiederfände.“ — Ein lustiger Zungenschlag und der Rappe trabte durch den unergründlichen Schmutz weiter. Doch dauerte das schnelle Reiten nicht lange, bald wimmelte es wieder von Gestalten auf der Straße und bei der nebelhaften Dämmerung des anbrechenden Morgens bemerkte er ein Bataillon Jäger, die ebenfalls des Weges zogen. Selbst diese sonst so lustigen Bursche hatte die scheußliche Nacht einigermaßen herabgestimmt, und wenn man hier auch schon mehr sprechen hörte, als bei den Infanterie- und Kavalleriecolonnen, so bezog sich doch Alles, was gesagt wurde, auf eifrige

Wünsche nach einem bald erscheinenden trockenen Morgen und nach einem guten Feuer.

An der Spitze des Bataillons bemerkte der Husarenoffizier eine Patrouille Uhlanen, zwischen denen ein Mann zu Fuß ging, in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Umgegend, dessen Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren. Doch war seine Kleidung zerrissen und mit Schmutz bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, sein schwarzes Haar hing über die Stirne und er ging in dem tiefen Schmutz anscheinend gleichmüthig dahin, den Blick auf den Boden gesenkt.

Graf S. wollte vorbeireiten, doch hörte er neben sich ein lautes lachendes Halt! und als er aufblickte, bemerkte er zur Seite einen Offizier zu Pferde, den er erst dann erkannte, nachdem sich derselbe aus dem großen grauen Mantel herausgeschält, und den Hut mit den grünen Federn etwas in die Höhe gerückt hatte. Es war der Generalstäbler.

„Grüß dich Gott!" rief er lustig dem Husarenoffizier zu, „nicht wahr, da finden wir uns bei einem schönen Wetter abermals zusammen? Und ich habe mir obendrein einen wahnsinnigen Schnupfen geholt. Hast du nicht zufällig ein trockenes Taschentuch bei dir? das meinige ist durch und durch naß."

„Vielleicht kann ich dir helfen," entgegnete der Husar; „wenn meine undurchdringliche Tasche am Sattel ihren Dienst gethan hat so bekommst du nicht nur ein trockenes Schnupftuch, sondern noch obendrein eine ordentliche Cigarre."

„Husaren sind gar wackere Truppen!" sang der Generalstäbler; „und dafür sollst du auch einen Schluck ächten Kirschwassers bekommen."

Die undurchdringliche Tasche hatte ihren Namen gerechtfertigt und Cigarren, Schnupftuch und Kirschwasser wurden ausgetauscht.

„Wo reitest denn du eigentlich hin?" fragte der Generalstabsoffizier. „Du bist doch nicht seit gestern Abend auf dem Pferde?"

„Beinahe so," entgegnete der Andere, „ich habe nur den Schim-

mel mit dem Rappen vertauscht und eine Stunde geschlafen, aber beruhige dich, dafür auch das ganze Unwetter von heute Nacht ausgehalten.“

Die beiden Offiziere blieben einen Augenblick halten, um sich ihre Cigarren anzuzünden, während welcher Zeit die Uhlanen mit dem Gefangenen vorbeizogen.

„Wen habt ihr da?“ fragte der Husarenoffizier.

„Es ist ein Spion,“ entgegnete der Andere, „ein verfluchter Kerl, der uns genug zu schaffen gemacht hätte, wenn die Piemontesen mehr Lust zum Schlagen gehabt. Er wird nach Casal Pusterlengo ins Hauptquartier gebracht.“

„Und hat man Verdächtiges bei ihm gefunden?“

„Mehr als genug, um ihn zu erschießen. Er soll ein wohlhabender Mensch sein, der es nicht wegen Lohn gethan, sondern aus Haß gegen uns. Gestern fand man einen Postillon, einen treuen Kerl, der mit Depeschen verschickt war, erschossen in der Nähe des Flusses und während der Nacht wurde der da aufgegriffen und trug einen Theil jener Depeschen bei sich.“

Der Husarenoffizier zuckte mitleidig die Achseln und blickte den Gefangenen einen Augenblick an. Es ist immer traurig, einen Menschen zum Tode führen zu sehen, selbst wenn es ein Spion ist; und den da konnte Niemand retten. Es war vor Aufbruch der Colonne über ihn abgeurtheilt worden. Man führte ihn nun nach Casal Pusterlengo, wo er wohnte, um die Ortsbehörde über ihn zu vernehmen. Vielleicht war es ja doch noch möglich, etwas zu seinen Gunsten zu erfahren.

Bald hatten die beiden Offiziere die Colonnen hinter sich gelassen und näherten sich dem Dorfe. Der gelbe Streifen am Horizont hatte sich mittlerweile vergrößert und die grauen Wolken, die bisher nur eine Masse bildeten, trennten sich nun von einander, das Tageslicht drang durch die einzelnen Schichten und breitete sich über den ganzen Himmel aus; aber es war ein graues trübes Licht, ein unangenehmer Mor-

gen, die Wolken hingen tief herab und schwebten schwerfällig über die weite Ebene dahin. Die Bäume und Gesträuche an der Straße beugten sich unter dem scharfen Morgenwind und sprühten das angesammelte Regenwasser auf die Erde. Die Wassergräben rechts und links am Wege waren angeschwollen und bis an die Ränder gefüllt mit einer braunen lehmigten Brühe. Die Halme der Reisfelder erschienen umgeweht und vor Wind und Kälte zu zittern.

Die Offiziere lachten, als sie sich gegenseitig anblickten und nun bemerkten, wie der Ritt der vergangenen Nacht ihre Uniformen zugerichtet. Die Pferde waren bis an den Sattel mit Koth bespritzt, die weißen Mäntel hatten eine breite braune Bordüre und Stiefel, Sporen, Säbel waren mit dickem Straßenschmutze bedeckt.

In der Nähe des Orts erreichten sie eine neue Colonne, alle Straßen waren mit Militär bedeckt, das Hauptquartier befand sich in einem großen Gebäude im Städtchen selbst und dahin lenkten die beiden Reiter ihre Pferde, stiegen ab und traten in das Haus. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis der Ordonnanzoffizier abgefertigt war und sein Pferd wieder besteigen konnte, worauf er augenblicklich davon ritt, um dem Posthaus draußen einen Besuch zu machen.

Der Regen hatte aufgehört, ganze Reihen Infanterie standen in den Straßen und die Einwohner brachten den ermüdeten und durchnäßten Soldaten an Speise und Trank, was sie besaßen. Wurden doch die österreichischen Soldaten auf dem Wege nach Mailand fast allenthalben als „unsere Befreier" begrüßt, eine Aeußerung, die freilich eben so sehr der Sehnsucht nach dem Aufhören der Kriegsdrangsale, als der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beizumessen war.

Jetzt lag das Postgebäude vor den Blicken des jungen Offiziers, hier der Stall, dort das Wohnhaus. Vor ersterem befanden sich ein Trupp Chevauxlegers, welche beschäftigt waren, ihre Pferde in die warmen Räume zu ziehen. Einzelne Postillone halfen ihnen dabei, und einer hielt dem Husarenoffizier sein Pferd, worauf er abstieg, und nach der Familie des Posthalters fragte.

Der Postillon blickte sich schüchtern nach dem Hause um und zuckte die Achseln. „Da ist das Haus," sagte er, „die Thür steht offen. Geht hinein, Herr, ich weiß nicht, ob Ihr Jemand findet. Doch ist Platz genug da, um Euren nassen Mantel aufzuhängen. Ich will nur das Pferd besorgen, dann komme ich nach und mache Ihnen ein Feuer."

„Ist denn Niemand in dem Hause? Niemand von der Familie des Posthalters?" fragte der Offizier dringend und dieselbe Antwort war: „Ich weiß nicht, Herr, geht nur hinein."

Kopfschüttelnd ging der Offizier dem Hause zu. Da lag auf der Schwelle der große zottige Hund, dessen er sich wohl noch erinnerte; das Thier sah ihn an, und wedelte mit dem Schweife, als er über die Schwelle durch die geöffnete Hausthüre trat. Dann folgte er ihm langsam. Der Offizier schritt durch den Hausgang und es zog ihn zu dem Zimmer am Ende des Gebäudes hin, vor dessen Fenster er damals in der Nacht gestanden. Er öffnete die Thür und trat hinein. Das Fenster nach der kleinen Anhöhe stand offen, und wie damals wiegte sich das Rebenlaub vor demselben, doch nicht vom milden Glanz des Mondes bestrahlt, sondern von dem grauen Licht eines nebeligten Morgens, und von den feuchten Blättern rieselten schwere Regentropfen herab. In dem Zimmer befanden sich zwei Kinder, eines von ungefähr sechs Jahren, welches beschäftigt war, verglimmende Kohlen auf dem Heerde anzublasen. Das andere von vielleicht zwei Jahren saß daneben auf dem Boden in einem dünnen Kleidchen und hatte die kleinen Hände unter dasselbe gesteckt, um sie zu erwärmen. Das größere Kind war ein Knabe, das kleinere schien ein Mädchen zu sein — ihr Mädchen. Es waren ganz ihre Züge, ganz ihre großen glänzenden Augen. „Teresina," sagte der junge Offizier, und das Kind am Boden drehte den Kopf herum und schaute ihn lächelnd an.

Die Sachen, die im Zimmer umher standen, sahen nicht ärmlich aus, doch lag Alles in großer Unordnung durcheinander. Es durchschauerte den jungen Offizier, er wußte selbst nicht weßhalb. Der Knabe, — es mußte der Cecco sein, den das Mädchen damals auf

dem Schooße hatte, — versicherte ihn keck und ohne Furcht, das Feuer werde im Augenblick brennen. Schon wollte sich Graf S. zurückziehen, um den alten Postillon, der ihm das Pferd abgenommen, um Auskunft zu bitten, als dieser mit einem Arm voll Reisig hereintrat.

„Ist denn Niemand im Hause?“ fragte Graf S., „als diese Kinder? Wo ist denn der Posthalter? Und —“

Der Postillon warf das Holz auf den Kamin, zuckte abermals mit den Achseln und fragte: „Waren Sie schon früher in dem Hause?“

„Vor ungefähr vier Jahren.“

„Ja so.“

„Damals sah ich — ich war nur einen Augenblick hier, während des Umspannens in der Nacht — damals sah ich zufällig ein sehr schönes Mädchen hier.“

„Die Teresina!“ sagte ernst der Postillon, „dort am Boden sitzt ihr Kind.“

„Und sie?“

„Nun sie — ist glücklicher Weise vor einem Jahr gestorben. Er hat's ihr gar zu schlecht gemacht.“

„Wer? — Ihr Vater?“

„O nein, der starb schon früher, — ihr Mann, unser jetziger Herr.“ Bei diesen Worten schauerte er zusammen.

„So, so! der Posthalterssohn aus Piazenza?“ forschte der Offizier mit gepreßter Stimme weiter.

„Sie haben ihn gekannt, Herr?“

„Das nicht, aber von ihm gehört,“ entgegnete der Graf.

„Das glaub' ich,“ sagte der alte Postillon finster, „der hat sein Schicksal verdient. Ein so braves Weib, ein so gutes und schönes Weib! Der Vater hat sie gezwungen, ihn zu heirathen, den aus Piazenza, er war immer ein böser Kerl, und doch hat sie an ihm gehangen, treu und ehrlich, aber ihm geschieht sein Recht, es ist hart für die armen Kinder; aber ihm geschieht sein Recht.“

„Aber was geschieht ihm denn, oder was ist ihm geschehen?“

fragte der Offizier und stützte sich auf das Kamingesims, denn ihm ahnte etwas Schreckliches.

„Nun, er hat es so lang getrieben, bis sie ihn endlich gekriegt," entgegnete der Postillon mit leiser Stimme, „so eben haben sie ihn als überwiesenen Spion eingebracht. Sie müssen das wissen, Herr, denn Sie ritten ja vor ihm ins Dorf, und dem kann Niemand mehr helfen, nicht einmal der Feldmarschall selbst, wenn er hier wäre."

„Ja so, ja so!" sagte der Offizier ganz leise und blickte auf das kleine Mädchen am Boden, das herangerutscht war und nach seinem Säbel griff, um damit zu spielen.

Er wandte tief erschüttert einen Augenblick das Gesicht ab, holte seine Börse heraus, die voll Gold war, und legte sie in die Hand des alten Postillons. „Ihr scheint mir ein braver Mann," sagte er, „bewahrt das dem Kinde auf und gebt es ihm später." Dann hob er das kleine Mädchen zu sich in die Höhe, drückte drei innige Küsse auf den warmen lieblichen Mund des Kindes und ging schweigend zur Thür hinaus.

„Jetzt wird das Feuer gleich brennen," rief der Cecco, „Ihr könnt Euch wärmen, Herr Offizier!"

Doch dieser hatte schon eilenden Schrittes das Haus hinter sich, zog sein Pferd aus dem Stalle, schwang sich auf und warf einen letzten Blick auf das Postgebäude. — — — — Da hörte er zu seiner Linken draußen von den Feldern her einen kurzen Trommelwirbel und einige Flintenschüsse. Er ließ dem Rappen die Zügel, drückte ihm hastig die Sporen ein und jagte hinaus auf die Straße, die gegen Lodi führt.

Im Bivouak.

Wenn der geneigte Leser behaglich in seinem Lehnstuhle sitzt und in der Zeitung liest von glänzenden Paraden und Manövern großer Truppenkörper, wie das alles im hellen Sonnenschein vor sich gegangen, wie die Fahnen wehten, die Waffen blitzten, wie Compagnien und Schwadronen so exact abschwenkten und unter dem Klange der schmetternden Militärmusik bei dem Obercommandirenden vorbeimarschirten, daß es eine wahre Freude war, und ein altes Soldatenherz bei diesem Anblick hätte Thränen der Rührung vergießen mögen, so bedauert er recht sehr, nicht auch mit dabei gewesen zu sein; namentlich thut es ihm oftmals leid, die großen Manöver nicht mit angesehen zu haben, Feldzug und Schlacht im Kleinen, wo man Alles so ganz natürlich vor Augen hat: Artilleriegefechte, Infanterieangriffe und das wunderschöne Einhauen der Kavallerie, wenn sie dahin jagt mit ihren schnaubenden Pferden, vor oder hinter sich eine unendliche Staubwolke, aus welcher hervor Helme glänzen und Säbel blitzen, — Alles wie in der wirklichen Schlacht, nur mit dem höchst angenehmen Unterschiede, daß hier keine Kugeln pfeifen, kein Blut fließt und keine Gebliebenen zurückgebracht werden. — Auch die sanfteren Freuden der Manövertage möchte er gerne mitgenießen, die Einquartierung bei reichen Bauern oder auf adeligen Schlössern, denn er stellt sich das Alles höchst romantisch vor, wie ihm der Hauswirth unter der Thüre entgegen kommt, die abgezogene Mütze in der Hand, um sich freundlichst zu erkundigen, ob er die Karpfen lieber in brauner Sauce oder

gebacken möge, und wo dabei auf dem ersten Treppenabsatz die sittsame und sehr schöne Tochter steht, mit züchtigen, verschämten Wangen, einen großen Becher haltend, angefüllt mit irgend welchem 1846er Ausbruch. Und erst die Bivouaks! Da denkt der Zeitungsleser: mag man sagen, was man will, so ein Soldatenleben ist ein ungeheuer angenehmes Geschäft; das lustige Umherschwärmen, wo man all' das Schöne sieht und genießt, dessen wir eben gedacht, und dabei nicht nothwendig hat, jeden Abend in das langweilige Bett zu kriechen. — Glückselige Menschen, die Soldaten! Da sattelt er sein Pferd ab unter Gottes freiem Himmel, legt sich ins frische Gras oder duftige Moos, hat über sich den Mond und so viel tausend Millionen Sterne, die alle freundlich auf ihn herabblinzeln, die angenehme Nachtluft fächelt seine erhitzten Wangen und endlich entschlummert er sanft, träumend von der Heimath und ihren Schätzen, während er vernimmt, wie aus der Entfernung irgend ein Kamerad auf der Guitarre spielt:

Steh ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht.

— — So träumt der Zeitungsleser auf seinem Lehnstuhle, trinkt dazu seinen Kaffee und sieht behaglich durch's Fenster, wie draußen der Wind die herbstlichen, gelb und roth gefärbten Blätter von den Bäumen schüttelt und in weiten und engen Kreisen auf den Boden niederwirbelt. Darauf denkt er noch einmal an seine Lecture und seufzt gelinde, daß er leider zu weit entfernt vom Schauplatze der Manöver wohnt, und daß er selbst nie Soldat gewesen, um all' die Marsch=, Einquartierungs= und Bivouaksfreuden mitgenießen zu können. — Er trommelt mit den Fingern auf dem Tische, wie er es auf der Wachtparade gehört, — tum — tum — tumtum — tumtum — bidibidibum — bidibidibum — tumtum. — Und dann nickt er ein und hält ruhig sein Mittagsschläfchen, welches heute ausnahmsweise so lange dauert, bis die Sonne sich stark abwärts zum Horizonte neigt.



Im gleichen Augenblicke ist einer der Manövertage beendigt, und die Truppen, vom langen Feuern, vielen Marschiren und Reiten ermüdet und abgespannt, treten bataillons- oder schwadronsweise zusammen, um die Nacht auf freiem Felde zu bivouakiren. Rings um den Manöverplatz liegen stattliche Dörfer mit großen Häusern, aus deren Schornsteinen sich blauer Rauch leicht emporkräuselt. Dahin blickt Infanterist und Reiter mit einem stillen Seufzer, wenn er in einer sehr verzeihlichen Ideenverbindung an das Feuer denkt, welches diesen Rauch hervorbringt, sowie an die vielen guten Sachen, die auf eben diesem Feuer jetzt schmoren und sieden mögen, und er besieht wehmüthig den grauleinenen Beutel an seiner Seite, worin sich vielleicht ein Stück hartes Brod befindet oder der Zipfel einer Wurst, die traurigen Ueberbleibsel des Frühstücks von heute Morgen.

Ueber die Hochebene, wo das Armeekorps campiren wird, streift ein kühler, herbstlicher Wind, der unangenehm durch Mantel und Collet dringt, und der selbst die Pferde frostig berührt, denn sie schaudern leise unter dem Sattel und den Geschirren, ziehen melancholisch ihre Schweife ein und lassen die Köpfe hängen. Wer nicht gerade auf Vorposten kommt, sattelt ab oder schirrt aus; Pflöcke werden in den Boden geschlagen, die Fouragierleinen herumgezogen, die Pferde daran gebunden, man hängt ihnen die Futterbeutel um, die Infanterie legt ihre Tornister ab, die Artillerie spannt die Geschütze aus, und wer von der Mannschaft nicht mit einem der vielen Dienste, die es im Bivouak gibt, bedacht wurde, sucht seine Kameraden auf, und dann liegen sie in Gruppen bei einander, meistens bäuchlings auf der kalten Erde, stützen den Kopf auf die Ellenbogen und sprechen von zu Hause, von der angenehmen Kaserne mit ihren warmen Zimmern und guten Betten, und machen es nun, nur auf umgekehrte Art, gerade so wie unser Zeitungsleser. Auf der dämmerigen Haide träumt man so gern von einer angenehmen Wohnung, von einem behaglichen Lehnstuhl, von einem guten Kaffee mit Cigarre oder Pfeife.

Der Himmel hat sich unterdessen dicht bezogen und der stärker

werdende Wind finstere Wolken zusammengeweht; rings ist es dunkel und trübe, nur dort, wo die Sonne unterging, bemerkt man einen schwefelgelben Streifen, der aber schläfrig genug aussieht und eben im Begriffe zu stehen scheint, der Erde verdrießlich gute Nacht zu sagen, indem er sich langsam eine graue Wolkenschlafmütze über die Ohren zieht. Dazu pfeift der Wind in allen möglichen Tonarten, und einzelne schwere Regentropfen klatschten in die aufwärts schauenden Gesichter.

Wenn sich ein Bivouak nicht zu dicht vor dem Feinde befindet, so ist es wohl erlaubt, Feuer anzuzünden, vorausgesetzt, daß man Brennmaterial hat, und der Wind nicht zu heftig über die Haide fegt. Von beiden, Holz und Wind, war aber hier zu wenig und zu viel vorhanden, weßhalb man nur hie und da schwache Versuche eines Feuers sah, über welches aber alsobald der starke Luftzug mit kalter Hand strich, als wollte er sagen: macht euch keine vergebliche Mühe, wobei er die glühenden Kohlen weit über das Feld dahinjagte.

In dieser Nacht war eigentlich nur ein einziges respektables Feuer sichtbar, und das brannte etwas weiter draußen vor dem Bivouak bei den Vorposten, das heißt, beim Commandeur eines Theiles derselben, einem Infanterielieutenant, zu dem sich aber und eben dieses behaglichen Feuers wegen einige Kameraden von der Kavallerie und Artillerie zu Gast eingefunden hatten, die nun hier in einem wirklich beneidenswerthen Winkel beisammen saßen. — Hätte den der Zeitungsleser gesehen, so würde er sich augenblicklich bei irgend einem Infanterieregimente anwerben lassen.

Die Vorposten standen gegen den eingebildeten Feind in einem ziemlich weiten Kreise um das Bivouak dort hinten, wo sich das Terrain zu einigen Hügeln erhebt, um dahinter ziemlich schroff gegen ein tiefes Thal und einen Fluß abzufallen. Bei der zweifelhaften Helle der Nacht sah man sie dort droben stehen, das Gewehr im Arm, so gut wie möglich abgekehrt vom Winde, die Schultern hoch emporgezogen, fröstelnd und seufzend und sich fast gegen die starke Luftströmung anstemmend, die oftmals that, als wolle sie die da oben hinabblasen.

Das Feuer, von dem wir vorhin sprachen, befand sich natürlicher Weise diesseits der Vorposten, und hatte es der commandirende Lieutenant in einem außerordentlich schönen und angenehmen Sandbruche anzünden lassen; die Wände dieses Sandbruches schützten vollkommen vor dem Wind, oben auf der Höhe desselben wuchs einiges überhängendes Gesträuch, welches die Regentropfen abhielt, und dadurch war es hier unten so behaglich, wie in einem Salon. Von der Kälte spürte man nichts, in den Feldflaschen und Brodbeuteln fand sich auch noch Einiges vor, und so saßen hier die Offiziere bei einander, freuten sich ihres Lebens, rauchten, plauderten über dies und das, oder betrachteten die steile, gelblichweiße Sandwand, hinter der sie saßen, und auf welcher der Schein des Feuers allerlei seltsame Figuren zeichnete.

„Man mag sagen, was man will," meinte ein Offizier von den Husaren, „man kann es hier unserem Kameraden von der Infanterie nicht absprechen, daß er seinen Lagerplatz mit großer Gewandtheit und vielem Glücke aufgesucht und gefunden."

„Dafür ist er auch berühmt," sagte ein anderer von der Infanterie, „nämlich gute Lagerplätze zu finden, oder in einem Dorfe die besten Häuser."

„Das heißt wohl die besten Stuben, die beste Verpflegung und die schönsten Mädchen. Ja, darin hat er ein ausschweifendes Glück."

Der also Belobte lächelte freundlich in sich hinein und strich seinen Schnurrbart, ehe er entgegnete: „Ich kann mir das nicht als Verdienst anrechnen, ich möchte es eher ein gewisses Ahnungsvermögen nennen, wenn ihr wollt, einen gewissen Instinkt, der mich immer zu einem gutbesetzten Herde und ein paar frischen rothen Wangen führt."

„Es kommt auch viel darauf an, in welchem Theile des Landes man ist," sprach ein Artillerieoffizier; „hier herum hat es sich leicht, gute Quartiere zu finden, aber kommt einmal da hinten an den Rhein, in den E.'schen Wald. Soll mich der Teufel holen, da lernt man den Herrn erkennen; Morgens eine Zwiebelsuppe, Mittags Kartoffel

mit saurer Milch und Abends waschen sie die Ofenplatte ab, und machen, da sie keine Pfannen haben, auf derselben eine Art von Kuchen, daß Einem die Haare zu Berge stehen. — Brrr!"

Der Infanterieoffizier lächelte so pfiffig in sich hinein, daß ihn der Husar nothwendig fragen mußte, ob dem wirklich so sei, und ob er es dort nicht ganz anders gefunden.

Worauf Jener die Augenbrauen in die Höhe zog und mit der Zunge schnalzte, als wollte er sagen: das waren mir selige Tage.

„Nein, nein," fuhr der Artillerieoffizier fort, „vor der Gegend habe ich allen Respekt; wir sind schon seit mehreren Jahren dort gewesen, aber es wird immer schlechter."

„Das ist in der Nähe von B.?" fragte ein Dragoneroffizier, der bis jetzt aufmerksam zugelauscht, und aus einer kurzen Meerschaumpfeife rauchte und gedankenvoll in das Feuer blickte.

„Richtig — in der Nähe von B.; wir hielten uns begreiflicher Weise mit unseren Geschützen meistens in der Ebene auf; aber in dem Gebirge und den Wald hinauf soll es noch viel schlechter sein."

„Dicht bei B.," sprach lächelnd der Dragoner, „liegt ein altes Kloster."

„Ganz recht," erwiderte der Artillerist, „ein Nonnenkloster, aber es ist verlassen. Die Güter werden von einem Bauern verwaltet, der in einem Theile des weitläufigen Gebäudes wohnt.

„So ist's," versetzte der Andere. „Ich passirte einmal mit der halben Schwadron durch und gerade in diesem ehemaligen Nonnenkloster wurden wir einquartiert. — Es war ein schöner Herbsttag, und das abgefallene Laub, die gelben, braunen und rothen Blätter zierten recht hübsch den melancholischen, verwilderten Klostergarten; es war das eigentlich ein poetischer Winkel mit seinen verwahrlosten Wegen, herabgestürzten Figuren und den auf den Boden niederhängenden Zweigen sehr großer Trauerweiden, unter denen sich kleine bemooste Ruhebänke befanden."

„Ich kenne ihn," entgegnete der Artillerist, „lag oft in der Nähe,



und ging dann häufig um das Kloster herum spazieren; es ist ein altes, melancholisches Gebäude."

„Mir passirte dort einmal was Sonderbares," sprach lächelnd der Dragoneroffizier, „eigentlich an sich ganz unbedeutend — etwas wie eine Gespenstergeschichte."

„Ah! das müssen wir hören!" rief der Hauptmann von der Infanterie. „So was lasse ich mir gern am Wachtfeuer erzählen; in der freien Natur höre ich es lieber, als zu Hause in den stillen vier Wänden. — Ist die Geschichte sehr gruselich?"

„Ganz und gar nicht, auch ist der Schluß sehr versöhnend."

„Halt einen Augenblick!" rief der wachthabende Offizier, wobei er die Hand über die Augen hielt, „dort sehe ich etwas auf uns zukommen, gewiß eine Meldung von den Vorposten; wir wollen das eher abfertigen, damit wir die Gespenstergeschichte ruhig genießen können. — Hieher! — was soll's?"

Der Angerufene, ein Infanterist mit Ober- und Untergewehr und übergehängtem Mantel, trat nun in den Lichtkreis des Feuers, und sein Anblick rief auf den Gesichtern sämmtlicher Offiziere ein leichtes Lächeln hervor. Er mußte irgendwo in eine Lehmgrube gefallen sein, denn Mantel, Hose, Lederzeug und das halbe Gesicht hatten einen gelblichen Ueberzug; dazu hatte der Bursche seinen Helm ungebührlich weit auf dem Hinterkopfe hängen; was seinem bestürzten Gesichte einen noch trostloseren Ausdruck gab. — Er meldete, daß die feindliche Vorpostenkavallerie dicht an die diesseitige Postenkette geplänkelt, sich aber bald darauf wieder zurückgezogen hätte.

„Donnerwetter!" sprach einigermaßen entrüstet der wachthabende Offizier, „Kerl, du siehst ja aus wie eine Vogelscheuche. — Hast du die feindlichen Vorposten gesehen?"

„Zu Befehl, ja, Herr Lieutenant."

„Und haben sie dich auch gesehen?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Siehst du, das ist sehr gut, darauf kannst du dir was einbil-

den. Da sind sie unfehlbar vor dir davon gelaufen, denn wenn sie einen solchen Schmierfink gesehen, wie du bist, da haben sie geglaubt, hier bei uns seien keine Soldaten, sondern lauter Waldteufel."

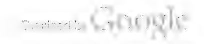
„Der Herr Lieutenant werden verzeihen, aber ich bin nur in der Dunkelheit ein Bischen in den Dreck gefallen."

„Schön, schön, das kann dir Niemand verbieten; aber melde dem Unteroffizier, er soll dich eine Stunde lang auf die Höhe stellen; weißt du, zur Abwehr für die feindlichen Vorposten, und damit der Schmutz an dir vom Winde wieder trocken wird. — Abmarschirt! — Verzeihen Sie," wandte er sich hierauf an die Kameraden, „diese Unterbrechung; jetzt werden wir eben eine Zeitlang ungestört sein."

„Also die Gespenstergeschichte," sagte der Artillerieoffizier.

„Ihr stellt euch eigentlich mehr vor als es ist," lächelte der Dragoner. „Es ist nichts mehr als das Zusammentreffen eigenthümlicher Umstände. — Wir wurden also in das alte Kloster einquartiert; mir hatte man das Zimmer der Aebtissin angewiesen, ein großes, fast leeres und sehr kahles Gemach, mit weiß getünchten Wänden, an der Decke schwere Stukkaturarbeiten, die ein ganz schwarz gewordenes Bild einrahmten. Das ganze Ameublement bestand aus einem sehr geringen Bette und zwei Stühlen, der eine neben diesem meinem Lager, der andere auf der gegenüber liegenden Seite des Zimmers zunächst der Thüre.

„Wir hatten einen starken Marsch gemacht, ich war müde, langweilig war es zum Sterben in dem Nest, kurz, ich legte mich frühzeitig zu Bett und entschlief baldigst. So mochte ich einige Stunden gelegen sein, als ich erwachte, sei es an einem Traume, einem Geräusche, das wußte ich selbst nicht, — kurz, ich fühle, daß mich der Schlaf gänzlich verlassen, ich reibe meine Augen und schaue an die Decke empor. Vor dem einzigen, aber sehr großen Fenster des Zimmers stand ein dichtbelaubter Baum, durch dessen Zweige gedämpft das Mondlicht herein fiel, aber nur eine sehr zweifelhafte Helle gab. — Schon bin ich im Begriff, mich wieder auf die Seite zu werfen,



und abermals einzuschlafen, als mei
Abend vorher ganz leeren Stuhl falle
der Thür stand — — — — Was sel
leer, sondern auf ihm sitzt eine Gesta
trachten scheint."

„Ah!" machten die Offiziere.

„Eine Gestalt," fuhr der Erzähl
hinblicke, erkenne ich deutlich die Figu
sicht unter dem vorspringenden dunl
Arme, deren Hände sie gefaltet auf
weites dunkles Gewand, das bis auf
— Daß ich in meinem Bette mich
mir glauben; auch will ich gestehen, d
der neben mir an dem Bette lehnte.
Erscheinung vor mir mit lauter Stim
Keine Antwort; nichts regte sich an ih
da? Regungslos wie vorher, und star
springe ich einigermaßen beunruhigt
Gestalt los und —"

„Sie verschwindet!" rief erwartun

„Im Gegentheil! sie bleibt ruhig
ankommen."

„Es war die gespenstige Aebtissin?
einem tiefen Athemzuge.

„Nein, die war es nicht," fuhr d
Pause fort, „sondern es war — mein
während ich schlief, dort aufgeschichtet h

„Ah! das endet zu prosaisch!" rief

„Ich gebe das zu," sagte der Erz
hatte ich weg, und das Ding war so n
in der Nähe besehen und wieder mehrer
auf geschworen hätte, es sei die Gest

Stuhle lag mein Sattel, darüber hing der Mantel auf den Boden hinab, das war das dunkle faltige Gewand, das weiße Lederzeug der Cartouche, die darüber hing, bildete die beiden Arme, der Helm das fahle Gesicht, und meine Satteldecke das schwarze Kopftuch. — Ich versichere euch, das Ding stellte sich so natürlich dar, daß ich es nicht unterlassen konnte, die Gestalt zu derangiren, indem ich die einzelnen Stücke auf den Boden legte. Ich hätte wahrhaftig nicht mehr einschlafen können."

„Die Geschichte ist gut," sprach der Hauptmann von der Infanterie, „und ich höre dergleichen gern, aber es muß vor allen Dingen ein vernünftiger Ausgang dabei sein. Wenn man so im Zweifel bleibt, ob so eine Sache natürlich oder unnatürlich ist, das mag ich nun gar nicht leiden."

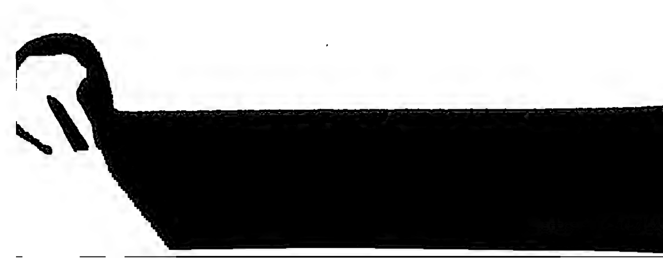
„Und für letztere Sachen ist das Kloster bei B. eigentlich wie gemacht," meinte nach einer längeren Pause der wachthabende Lieutenant; „die langen finsteren Gänge, die öden Zimmer, der verwilderte Garten, — ich bin immer gern ohne Aufenthalt daran vorbei marschirt, meinen Bergen zu, dem E.'schen Walde, von dem der Herr Kamerad von der Artillerie wahrhaftig unverdienter Weise nichts Gutes gesprochen."

„Nehmen Sie mir nicht übel," erwiderte dieser, „die Quartiere da sind scheußlich."

„Im Thale, — drunten, Herr Kamerad, wo Sie mit ihren schweren Geschützen bleiben; aber droben auf den Bergen, da gibt es, wie der unsterbliche Schiller sagt, Freiheit und — mitunter recht gute Quartiere. — Aber," setzte er pfiffig lächelnd hinzu, „man muß sie zu finden wissen."

„Und das ist, wie gesagt, seine Force," sprach lächelnd der Hauptmann von der Infanterie.

„Ja, ich habe Glück darin," entgegnete der Andere. „Doch, da fällt mir eben eine Geschichte ein, die mir einstmals da droben passirte,



eine Geschichte, wie man glaubt, daß
vorkommen könnte."

„Also am Ende gar eine Räuber

„Etwas dergleichen, und wenn e
ich mich darauf besinnen."

„Erzählen — erzählen!"

„Nun gut. — Unser Regiment ka
ein paar Bataillone in die Ebene,
Theil; wir Füsiliere mußten in die
und zweite Compagnie blieb weiter
unsrige stieg immer höher. Endlich er
Häuser, wo wir einquartiert wurden;
liche Spelunken. Begreiflicher Weise
eingezogen, und man sagte mir, noch
im Walde, wohne ein wohlhabender
ordentlich wäre; er wurde zwar als ei
schildert, der neben dem Holzhandel auc
treibe. Da war also ein guter Rehzi
hübsche Tochter sollte er auch haben. —
mit meinem Burschen; wir kommen a
Madame mit ziemlich saurem Gesicht e
— so, und ich erhielt eines der besten
sagen wollte; doch war das Bett gut,
hängen von dunklem Kattun umgeben, di
Es war das Gastgemach und wurde s
essen war leidlich, obgleich es mit dem
die Tochter des Holzhändlers meine E
traf. Denkt euch ein hübsches, frisches
lachte und noch nicht so blasirt war, da
eines Infanterieoffiziers keinen Geschm
Donnerwetter! ich machte ihr die Cour

auch zu gefallen schien, nicht aber so der Mutter und dem Vater, denn der Letztere erklärte mir am andern Tage, ich möchte das gefälligst unterwegs lassen, sein Mädel gehöre nicht mit zum Quartier."

„Aber da gingt ihr erst recht dahinter," sagte lächelnd der Husar.

„Ob!" fuhr der Erzähler fort, „aber ich hatte kein rechtes Glück; so oft ich dem Mädchen ein paar süße Worte zuflüsterte, führte der Teufel immer die Mutter oder gar den alten Holzhändler hinzu. Ja am Abend des zweiten Tages, als ich ihr nach gelindem Sträuben, den ersten Kuß applicirte, tritt der Papa dazwischen, führt sie am Arme hinweg, hält ihr im Nebenzimmer eine eindringliche Strafpredigt und sagte am Schluß: — das vernahm ich nämlich — und was den Lieutenant anbetrifft, mit dem will ich schon fertig werden, der soll mir keinen Versuch mehr machen, die Mädels auf dem C.'schen Walde zu küssen.

„Nun war der Holzhändler ein großer, hagerer Mann, kräftig und muskulös, hatte ein eingefallenes finsteres Gesicht, schwarzes, struppiges Haar, kurz eine wahre Banditenphysiognomie, der man alles Mögliche zutrauen konnte. In der rechten Hosentasche trug er in einer Scheide beständig ein langes, breites und scharf geschliffenes Messer, mit dem er sein Brod zu schneiden pflegte. — Madame dagegen war ein kleines breites Weibsbild, auf deren verwitterten Zügen beständig ein unangenehmes Lächeln lag.

„Ueber die Drohung des Holzhändlers lachte ich natürlicher Weise und ging heiter und guter Dinge zu Bette. Mein Bursche schlief in einem seitwärts stehenden Schuppen, welcher an dem Abende von dem Holzhändler eigenhändig zugeschlossen wurde, worüber ich mir indessen weiter keine Gedanken machte.

„Ich ging also zu Bett und schlief in kurzer Zeit ein. Mochte auch gerade wie unser Kamerad von den Dragonern drunten im Kloster einige Stunden geschlafen haben, als ich erwachte, aber nicht an einem Traume, sondern an einem Geräusche, welches ich deutlich vernahm. Aufmerksam lauschte ich, ohne mich zu rühren, und sah zu meiner

großen Ueberraschung wie meine Stubenthür äußerst behutsam geöffnet wurde, worauf zuerst die Frau des Holzhändlers ins Zimmer schlich und dann dieser selbst leise folgte. Sie trug eine kleine Blendlaterne, aber so, daß der Schein auf ihr Gesicht fiel, ich dagegen vollkommen im Schatten blieb. War ihr lächelndes Gesicht schon bei Tag unangenehm, so sah es jetzt in der That abschreckend aus; dabei glänzten ihre Augen, ihre Unterlippe hatte sie vorgeschoben und man sah ihre gelben Zähne. Er hatte den Mund zusammengekniffen, die Augen weit aufgerissen, und sein schwarzes Haar flog wild um den Kopf, kurz, ich versichere euch, die Beiden sahen aus, wie ein paar Leute, die gerade im Begriff sind, ein fürchterliches Verbrechen zu begehen.

„Was sollte ich thun? Ich lag entkleidet in meinem Bette, mein Degen lehnte in der Ecke an der Thür, also war ich gänzlich wehrlos. — Schließe die Augen, dachte ich, vielleicht wenn sie dich so ruhig schlafen sehen, so ändern sie ihren blutigen Vorsatz. Denn ich muß gestehen, so etwas schwebte mir vor. Was konnte es mir auch nützen, wenn ich in diesem Augenblicke aufsprang? — Ich lag also ruhig und beobachtete.

„Als sie nun näher schlichen, bemerkte ich, daß der Mann ein großes Messer offen in der Hand trug, das Weib drehte ein klein wenig ihre Laterne, so daß der Lichtschein auf mich fiel; dann sagte sie: er schläft. — Und du meinst nicht, daß er aufwachen wird? fragte der Holzhändler mit weit vorgestrecktem Halse. — Gewiß nicht, entgegnete sie, und setzte mit einem wahrhaft teuflischen Lächeln hinzu: Schneide nur geschwind und tief, dann ist die Sache sogleich abgemacht.

„Es geht dir um den Hals, dachte ich nun alles Ernstes, denn sie schlichen leise auf den Strümpfen näher. — Jetzt standen sie dicht vor meinem Bette; das Weib hielt sich noch etwas zurück und er trat so dicht an mich heran, daß mich die Jacke, die er trug, fast berührte. Ich will eingestehen, daß mir in diesem Augenblick zu Muthe war, als hätte ich einen sehr starken Camillenthee getrunken; er beugte sich über mich hin, streckte sich lang aus und hob sein Messer. Zu gleicher

Zeit blickte er auf mich nieder, und der Unmensch sagte mit einem fürchterlichen Lächeln: es wäre wirklich komisch, wenn er jetzt erwachen würde."

„Na, nehmen Sie mir nicht übel, Herr Kamerad," meinte der Artillerieoffizier; „da wäre der Teufel ruhig liegen geblieben. Ich wäre schon früher ans Fenster gelaufen und hätte Lärmen gemacht; daß man Sie nicht ermordet hat, sehen wir, aber man rückt den Leuten doch auch nicht so nächtlicher Weise mit blankem Messer auf den Leib."

„Mein Hilferuf würde mir gar nichts genützt haben," entgegnete der Erzähler, — „wir wohnten da oben ganz allein. Doch können Sie sich denken, daß ich mich auf einen verzweifelten Kampf in der nächsten Minute gefaßt machte. Zu wohlfeil sollte er mein Leben nicht haben.

„Das Weib hob also ihre Laterne und sagte flüsternd: So mach' doch vorwärts! schneide tief und geschwind. — Der entscheidende Moment war gekommen; der Holzhändler streckte sich noch länger aus als vorher, öffnete seine linke Faust, um mich ergreifen zu können, und hob die rechte mit dem Messer noch höher. — Ich hätte bald darauf ein todter Mann sein können; doch beschloß es der Himmel anders, denn gerade als ich dachte: nun wird er zustoßen oder dir deinen Hals abschneiden, langte er oben hin zwischen die Kattunvorhänge des Bettes und trennte von einem ansehnlichen Stück Speck, das dort hing, ein großes Stück herunter. Daß ich tief aufathmete, könnt ihr mir auf Ehre glauben, und zwar so tief, daß der Holzhändler und sein Weib erschrocken auf mich blickten und darauf eilig aber leise das Zimmer wieder verließen."

„Ah!" sagte der Hauptmann von der Infanterie, „den Ausgang hätte ich mir doch ein Bischen schärfer gewünscht, vielleicht etwas Kampf oder eine rührende Rede Ihrerseits. — Aber nur ein Stück Speck!"

„Es ist das wenigstens kein trockenes Ende," versetzte lachend der Erzähler; „ich konnte die Geschichte lange nicht vergessen, und kam, was die Holzhändlerstochter anbelangt, nicht mehr ins rechte Courmachen



hinein. — — Aber was ist das?" unterbrach er sich plötzlich, indem er aufsprang, „wird dort nicht geschossen?"

„Ja wohl, ja wohl!" rief der Hauptmann von der Infanterie. „Die Vorposten müssen irgendwo an einander gerathen sein, oder allarmirt der General von B. unsern Bivouak. Der Herr hat bei Tag und Nacht keine Ruhe."

„Ihr Herren an die Pferde!" sagte der Dragoneroffizier, indem er eilfertig seine Meerschaumpfeife einsteckte. Ich höre unsern Trompeter, der den Versuch macht, ob er einen Ton herausbringen könne. — Gute Nacht!"

„Eigentlich guten Morgen," rief der wachhabende Offizier. Und dann sprang er hastig die Anhöhe hinauf, wo die Vorposten standen.

Wenige Augenblicke nachher war das lodernde Feuer verlassen und die Flammen zuckten ungewiß hin und her, nur noch den Sandsteinfelsen beleuchtend; bald aber, da Niemand mehr Holz nachlegte, wurden sie schwächer und immer schwächer, sanken zuletzt in sich zusammen, und das Feuer bildete kurze Zeit nachher nur noch einen kleinen Haufen langsam verglimmender Kohlen.

Die erste Wache.

Die erste Wache.

Eine etwas unheimliche Geschichte, denn sie handelt von Selbstmördern und Gespenstern.

Als ich dazumal zur Batterie kam — es ist schon eine geraume Zeit her und ich war noch ein blutjunger Bursche, hatte Empfehlungen von meinem Alten selig an den Kapitän, die Beiden standen in mir unbekannten Beziehungen zu einander — da wurde ich recht gut aufgenommen, lernte auch bald das Exerciren, und als ich damit fertig war, commandirte mich der Hauptmann, da ich eine saubere Hand schrieb, zum Feldwebel und darauf wurde ich Batterieschreiber und hatte das beste Leben von der Welt.

In jener Zeit war auch die ganze Brigade mobil, und die zwölfpfündige Batterie, der ich die Ehre hatte anzugehören, lag mit ihren vielen bespannten Fahrzeugen, mit ihren Granat-, Kartätschen- und Kugelwagen, mit Bagagekarren und Feldschmide in acht Dörfern und Höfen zerstreut und der Stab, d. h. der Kapitän, der erste Lieutenant, Feldwebel, Doktor, Kurschmid und ich hatten unser Quartier in einem bedeutenden Bauernhofe, ganz in der Nähe der eben erwähnten acht Orte.

Es war das für mich ein ungeheuer angenehmes Leben, und des Morgens früh, wenn die Anderen in Hitze und Staub zum Exerciren hinaus mußten, trank ich meinen Kaffee im Garten und ging darauf

wohlgemuth in die Schreibstube — ein angenehmes, schattiges Plätzchen. Ach! an dies Zimmer denke ich noch mit Vergnügen. Es hatte kleine Fenster, vor denselben befand sich dichtes Rebenlaub, das nur hie und da einen zitternden Sonnenstrahl hereinließ. Mitten im Zimmer saß der Feldwebel und ich, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, wir hätten uns zu Tode gearbeitet. Namentlich aber der Feldwebel. Das war ein sehr dicker Mann, und wenn es so recht heiß war, so hielt er sich am liebsten in der Ecke des alten Ledersophas auf, das in der Schreibstube stand. Da blies er die Hitze von sich, wedelte mit seinem Taschentuche und versicherte, im Sommer sei es ihm absolut unmöglich, viel zu thun.

Unser Batterie-Chef war der Hauptmann H — Gott hab' ihn selig, er ist jetzt todt — ein großer, magerer Mann mit einem langen, blonden Schnurrbart, dessen Enden horizontal von seinem Gesichte abstanden und ihm ein böses, martialisches Ansehen gaben. Aber er war die gute Stunde selbst, viel zu sanft für diese Welt. Fluchen konnte er gar nicht, und das war sein Unglück, denn wie soll man mit den Kerls von einer zwölfpfündigen Batterie fertig werden, ohne jeden Tag ein paar Dutzend Millionentausend Schock Donnerwetter loszulassen? Doch bei uns wurde das Gleichgewicht durch den ersten Lieutenant hergestellt; denn was der Hauptmann in diesem Punkt zu wenig that, das that dieser zu viel. Und ein strenges Regiment war unbedingt nothwendig. Denn wenn man damals den Leuten nicht die Faust aufs Auge hielt, so waren sie aus Rand und Band. Und wie sollte man sie bestrafen? Ein solides Arrestlokal gab's gar nicht, in einem der Dörfer war freilich so ein Ding, aber es gehörte einem Bäcker, der zugleich eine Wirthschaft hatte, und da wurde von den Arrestanten mehr getrunken, als vor Gott zu verantworten war.

Der erste Lieutenant, den die ganze Batterie wie das Feuer fürchtete, hatte sich nun seine eigenen Strafen erfunden. Hie und da ließ er Einen an das Geschützrad binden, die Arme rückwärts über die Felgen, und das war bei so einer Hitze ein artiges Vergnügen. Auch

bestellte er wohl Einen, der sich besonders schlecht aufgeführt hatte, zum Rapport in den Stall, und dann schloß er die Thüren zu, schnallte seinen Steigbügelriemen los und was dann weiter geschah, davon sprach kein Mensch, weder der Eine noch der Andere; aber die wildesten Kerls hatten vor dem ersten Lieutenant einen donnermäßigen Respekt.

Der Bauer, dem der Hof gehörte, wo wir lagen, hatte eine sehr schöne Nichte. Man konnte nichts Lieberes sehen als das Mädel; doch als wir erst ein paar Tage im Haus waren, da packte sie ihre Sachen zusammen, und ihr Oheim, welcher der Soldatenwirthschaft nicht traute, wollte sie zu einem Anverwandten schicken, einem Geistlichen, der gerade eine Haushälterin brauchte. Doch redete der erste Lieutenant ein vernünftiges Wort mit dem Alten, und wir Alle, die wir das muntere Ding wohl leiden konnten, versprachen uns fein säuberlich aufzuführen. Und darauf blieb sie da. Aber es wäre besser gewesen, wenn sie den Hof verlassen hätte!

Da war bei der Batterie der Kurschmid, ein junger, hübscher Bursche, er hatte auch was gelernt und wollte sich später irgendwo als Thierarzt niederlassen. Der hatte ein ernsthaftes Auge auf das Mädel geworfen, wovon ich jedoch damals keine Ahnung hatte; denn auch ich machte mich natürlicher Weise daran, ihr in allen Ehren die Cour zu schneiden. Und dazu hatte ich die allerbeste Gelegenheit. Der Feldwebel bekümmerte sich im Allgemeinen um die Weiber gar nicht, und wenn ich recht fleißig für ihn schrieb, so hatte er auch wieder nichts dagegen, wenn ich manche Stunde zum Fenster hinauslauerte, und mich mit der kleinen Rosa herumneckte. Da saß sie meistens unter dem Rebenlaub und besorgte die Gemüse für die Küche. Ach! wie konnte man so allerliebst mit ihr necken! Ich warf sie mit Papierkugeln und sie mich mit Erbsen, und das trieben wir so lange, bis zufälliger Weise einmal eins dieser Geschosse den Feldwebel an seine dicke Nase traf. Dann mußten wir für eine Zeit lang aufhören. Ich muß gestehen, ich fing an, mich in das Mädchen auf das Heftigste

zu verlieben und hatte die solidesten Absichten. Rosa hatte Vermögen, ihr gehörte ein kleines Bauerngut in der Nähe, das der Onkel für sie bewirthschaftete und von dem sich wohl leben ließ. Was mich allein genirte, das war der Kurschmid, denn so oft er keinen Dienst hatte, machte er sich an das Mädchen oder unterhielt sich mit dem Alten. Das fiel mir nach und nach auf, und ich hatte mir schon fest vorgenommen, mit ihm einmal darüber zu sprechen, denn entweder er oder ich mußte das Mädel aufgeben; das war doch natürlich. Ich konnte dabei gerade nicht behaupten, daß sie mich besonders bevorzugte, aber sie bewies mir auch keine Abneigung, wie sie es dem ersten Lieutenant that, der sich auch mit ihr zu schaffen machte, mehr als gerade nöthig war. Vor dem hatte sie eine wahre Todesangst, und wenn er auf seinem Rappen wie toll in den Hof sprengte, was er gar zu gern that, um sie zu erschrecken, da lief sie mit einem lauten Schrei davon und sah sich ganz schüchtern und ängstlich nach ihm um.

Da kam ich eines Tages dazu, wie der Kurschmid mit Rosa eine heftige Unterredung hatte. Aha! dachte ich mir, jetzt wird sie ihm schon sagen, wo er her ist, und ich bin Hahn im Korbe! Ich schlich mich sachte auf die Seite, und als ich hinter einem dicken Baum ein Bischen vor nach den Beiden sah, so hatte er die Hände gefaltet und sprach heftig in sie hinein. Bald blickte er gen Himmel und biß krampfhaft die Lippen aufeinander, bald schaute er ihr in die Augen, und endlich faßte er ihre beiden Hände, und ich hörte deutlich wie er sagte: „Rosa, das wär' mein gewisser Tod!“ Sie aber hatte den Blick zu Boden geschlagen, und wenn ich mich nicht täuschte, so fielen ein paar Thränen auf ihr Halstuch.

Von der Stunde an schlich der Kurschmid wie eine Katze Tag und Nacht im Hofe umher. Abends, wenn Alles zu Bett ging, war er noch auf, und die ersten Leute, die Morgens um vier Uhr in den Stall gingen, sahen ihn schon wieder, wie er um die Ecke des Gehöftes herumkam. Dabei war er, sonst so lustig und aufgeräumt, jetzt



finster und mürrisch, gab keinem ein gutes Wort, und wenn er bei Jemand vorbeikam, so knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust.

Er dauerte mich. Offenbar hatte ihn das Mädchen wegen meiner abgewiesen; sie hatte ihm gestanden, daß sie mich über Alles liebe, und das war er nicht im Stande zu ertragen. Offen und ehrlich, wie ich immer gewesen, suchte ich ihn deßhalb eines Abends auf; ich wollte wahrhaftig so großmüthig sein und auf das Mädchen verzichten, wenn er wirklich gute Absichten auf sie habe. — Bei mir ist die Sache zweifelhaft, dachte ich, du bist noch ein junger Bursche, kannst nicht sobald heirathen. Er aber nimmt nächstens seinen Abschied, läßt sich irgendwo als Thierarzt nieder und kann eine Frau brauchen. Ich will edel sein.

Das war ich denn auch. Ich zog ihn also bei Seite und sagte ihm ungefähr, was ich gedacht. Da sah er mich mit großen Augen an und lachte mir schrecklich ins Gesicht. „Ei," sagte er, „also auch du liebst das Mädel? und glaubst, ich gräme mich, weil sie dich vorzieht? Nimm mir nicht übel, aber ihr Schreiber seid doch ein ganz eigenthümliches Volk. Was nicht auf eurem Papier steht, das seht ihr nicht. Gott im Himmel! Du liebst die Rosa und kannst heiter und vergnügt sein bei all' den schrecklichen Geschichten?"

„Was für Geschichten?" rief ich erschreckt.

Da faßte er mich bei der Hand und preßte sie mir zusammen, daß ich vor Schmerz laut aufschrie, und sagte mit tiefer, tonloser Stimme: „vor meinem Fenster steht ein Baum, und auf dem Baum sitzt zuweilen ein Vogel und singt allerlei Schelmenlieder. Neulich erzählte er mir von einem Mädchen, das einen Liebsten habe, der es gut mit ihr meine, und einen anderen, der sie betrügen wolle. — — — — Und sie ließ sich betrügen. — — — — Schreiber, du hast aber nichts davon gemerkt, denn es ist bis jetzt kein Rapport darüber auf die Kanzlei gekommen."

„Ah!" sagte ich, und sah ihn groß an, denn ich dachte nicht anders, als er sei ein Bischen verrückt geworden.

„Weißt du was," fuhr er nach einer Pause fort, „ich laß' mich

versetzen und mach' eine große Reise. Ich kann das hier nicht aushalten. Aber ich will dir was sagen: Weißt du, wo das Schlafzimmer der Rosa ist?"

Ich wußte es zufällig.

„Nun gut; dem gegenüber ist unser Heuboden. Nun laß' dir einmal die Mühe nicht verdrießen, und klettere ein paar Abende nach einander dort hinauf."

Damit ging er fort und an seine Geschäfte. Gott im Himmel! wie waren mir seine Worte auf's Herz gefallen! An dem Tage war ich nicht im Stande, eine ordentliche Zeile zu schreiben, und einen Bericht an das Abtheilungs-Commando überschrieb ich: „einem verehrlichen Heuboden" und erhielt dafür eine unendliche Nase.

Da kam ich einen Tag später als sonst in den Hof hinunter. Ich hatte die Rosa gestern nicht gesehen, und ich war erfreut darüber, denn wenn ich das liebe, frische, junge Mädchen sah und mir einen Sinn in die Worte des Kurschmids brachte, dann überlief mich ein Schauder von oben bis unten. Aber mit wem konnte sie eigentlich so böse Geschichten treiben? Das war mir am unerklärlichsten.

Also wie ich in den Hof hinunter kam, standen die Kanoniere der Haubitze, welche bei uns lag, auf dem Hofe beisammen und sprachen eifrig mit einander. Der Geschützführer und die Bombardiere gingen daneben auf und ab, und der Erstere sagte: „Das kann eine böse Geschichte werden; so zwanzig Jahre Festung oder dergleichen, wenn er nicht gar am Ende erschossen wird." Da entgegnete einer der Bombardiere: „Es ist aber noch die Frage, ob der Lieutenant es anzeigt."

Ich wollte eben auf sie zutreten, um mich zu erkundigen, worüber sie eigentlich sprächen, als der Kurschmid hinter mir die Treppe herabkam, die Unteroffiziere grüßte und gleichgültig an den Himmel hinauf sah. Er hatte, wahrscheinlich weil es ein Sonntag war, seine beste Uniform angezogen, den Säbel umgeschnallt und die Feldmütze auf dem Kopfe.

„Ist denn hier was geschehen?“ fragte ich ihn. „Die da drüben sagen von irgend einem Verbrechen, das begangen worden sei.“

„So, die sprechen davon?“ entgegnete er mir ruhig. „Ja, in der Welt geschehen allerhand Sachen. Wer kann es ändern?“ Damit nahm er seinen Säbel unter den Arm, grüßte mich freundlich und schritt zum Hofe hinaus.

Es war, wie gesagt, an einem Sonntag, der Bauer mit seiner Familie in der Kirche, der Hauptmann ebenfalls. Endlich kamen sie zurück, mit ihnen Rosa, frisch und gesund, aber etwas bleich. Ich hatte schon gefürchtet, er habe dem Mädel ein Leides gethan, denn er war sehr zornig auf sie und von heftiger Gemüthsart.

Gleich darauf ging der erste Lieutenant zum Hauptmann, und dann kam die Ordonnanz und fragte nach dem Kurschmid. Er war vielleicht in das nächste Dorf gegangen, wo kranke Pferde waren.

Sonntags war der Hof gewöhnlich sehr still, heute Nachmittag aber ausnahmsweise wie ausgestorben. Außer der Stallwache war von den Kanonieren Niemand da; die Bedienungsmannschaften hatte man nach einem der Dörfer beurlaubt, wo Kirchweihe war. Nur die Offiziere waren zurückgeblieben und Rosa, welche wie gewöhnlich unter einem Lindenbaum vor der Schreibstube saß. Sie hatte die Hände gefaltet und schaute starr vor sich hin und schrack bei dem leisesten Geräusch zusammen. Oft richtete sie ihre mit Thränen gefüllten Augen in die Höhe und blickte angelegentlich nach dem Eingang des Hofes, als ob da Jemand kommen sollte.

Wie hatte sich das Mädchen seit ein paar Tagen verändert! Mir that es in der Seele weh, und ich ging hinaus, um mit ihr zu sprechen. Vielleicht schloß sie mir ihr Herz auf und nahm einen guten Rath von mir an. Ich setzte mich neben sie hin, sprach sie an; aber sie gab mir nur spärliche Antworten. Ihre Brust hob sich schwer athmend, und wenn sie oftmals in die Höhe fuhr, so wischte sie mit der Hand über die Stirne, auf welcher Schweißtropfen standen, oder strich ihr Haar heftig aus dem Gesicht. Sie schien auf's Höchste beun-

ruhigt, irgend etwas ihr Herz zu drücken. Es war ein heißer Tag gewesen; wir saßen im Schatten, aber um uns herum brannten noch die Strahlen der untergehenden Sonne. Zahllose Mücken summten in den Blüthen der Linde.

Da kam ein kleiner Bauernjunge athemlos zum offenen Eingang des Hofes hereingelaufen, und als er mich sah, stürzte er auf mich zu, schnappte nach Luft und schluckte heftig. — „Da! da!“ rief er endlich, „geht hinaus — draußen auf dem Kirchhof — hinter dem Thor — da liegt der Schmid eurer Batterie — er hat sich erschossen!“ — — — —

Das Mädchen neben mir war zitternd aufgesprungen, und als der Bube so gesprochen, schauderte sie zusammen und sank mit einem leisen Schrei nieder. Ich fing sie in meinen Armen auf.

Weiß nicht, wie es kam, aber es dauerte eine Zeit lang, bis sie sich wieder erholte, und als ich sie darauf aus meinem Arm lassen und an einen Baum lehnen wollte, blickte ich an den Fenstern in die Höhe, ob nicht Jemand da sei, den ich zur Hülfe herbeirufen könnte. Richtig! da lag auch Jemand im Fenster und blickte hohnlachend auf uns herab. Es war der erste Lieutenant, und der rief mir zu: „Ei, ei, das ist 'ne allerliebste Gruppe! Der Herr Batterieschreiber machen seine Cour recht öffentlich.“

Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, so sprang Rosa mit einem lauten Schrei empor, streckte ihre Hände wie beschwörend oder drohend in die Höhe und stürzte ins Haus.

„Was hat denn das Mädchen?“ rief der Lieutenant.

„O, sie ist ein wenig alterirt!“ entgegnete ich ihm. „Draußen auf dem Kirchhof liegt der Kurschmid erschossen; er hat es selbst gethan.“

„Der Teufel!“ rief der Offizier bestürzt. — — „Unbegreiflich!“

„Vielleicht auch begreiflich!“ entgegnete ich ihm lauter, als gerade nothwendig war. Und auf das hin fuhr er mit dem Kopf zurück und kam eiligst zu mir herab in den Hof. Er hatte den Säbel unter den Arm genommen, den Schnurrbart hoch hinaufgewichst, und biß



die Lippen auseinander, was er immer that, wenn er schlecht gelaunt war. Er sah ziemlich blaß aus und fragte mich mit einer sehr unangenehmen Höflichkeit: „Darf ich Sie vielleicht fragen, Herr Schreiber, was Sie in einer Sache, die mir unbegreiflich ist, sehr begreiflich finden? He?“

Was sollte ich darauf antworten? Ich zuckte die Achseln und schwieg.

„Wer ist von der Mannschaft zu Hause?“ fragte er.

„Niemand als die zwei Offiziersburschen und ich.“

„Das sind drei,“ sagte er zu sich selber; „wir müssen einen Posten dort aufstellen, bis das Gericht Zeit findet, die Legal-Inspektion vorzunehmen. — In dem Fall,“ sagte er laut und sonderbar lächelnd, „werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie zu diesem Wachtdienst mit heranziehe.“

Was half alles Zornigwerden oder innerlich Raisonniren? Ich konnte nichts machen. Er gab darauf seine Befehle; im Stalle war unsere Wachtstube, und von da aus mußten wir den Posten bei dem Erschossenen beziehen. Mir gab der erste Lieutenant aus besonderer Rücksicht, wie er sagte, Numero zwei, d. h. da es jetzt neun Uhr war, wo die erste Nummer aufzog, mußte ich von Elf bis Eins, also während der Mitternachtsstunde, auf dem Kirchhofe Wache stehen. — — Schöne Commission Das!

Es war eine laue Sommernacht, der Himmel leicht mit Wolken überlaufen, die hie und da einen Stern durchblitzen ließen, aber das Licht des vollen Mondes dämpften und dadurch der ganzen Natur einen ungewissen Schimmer gaben. In der Ferne an den Bergen wetterleuchtete es, und ringsumher hörte man die Stimmen unzähliger lebender Wesen, die sich nach dem heißen Tage der kühlen Nachtluft freuten. Leuchtkäfer flogen umher in hellen blauen Funken unter dem dunkeln Laub der Gebüsche glänzend. Nachtschmetterlinge summten mit schwerem Flug vorüber, und hie und da machte eine Fledermaus ihre seltsamen Bewegungen in der Luft.

Wir gingen dahin, der Kamerad, der mich aufführte, und ich, bei der kleinen Kirche vorbei, und ich muß gestehen, je näher wir dem Friedhofe kamen, deste kleinere Schritte machten wir beide. Ich hatte von jeher mit todten Leuten nie gern etwas zu thun gehabt. Und nun hier einen guten Freund, mit dem ich heute noch gesprochen, und der sich nun selbst das Leben genommen! — Es hatte schon eine gute Weile elf geschlagen, und am Thore des Kirchhofs kam uns die Schildwache entgegen, indem sie uns zurief: „Nun, ihr bleibt lange genug aus!“

„Wo ist der — Posten?“ fragte ich ihn, und mein Herz schlug schneller und stärker.

„Am anderen Ende!“ entgegnete er. „Kommt, ich führe euch auf.“

Und darauf gingen wir bei dem ungewissen Schein des Mondes zuerst auf einem breiteren Weg, und dann bogen wir links ab und stolperten über die Grabhügel, Baumstämme und umgestürzte Steine. Die Kreuze von Holz, die hier standen, weiß angestrichen, erschienen so eigenthümlich hell glänzend, und blickten wie verwundert auf uns drei, die wir an dieser Städte des Friedens in Wehr und Waffen mit gezogenen Säbeln wandelten. Endlich kamen wir an Ort und Stelle. Ich hatte schon lange dorthin gespäht, sah aber nichts, als einen großen, weißen, viereckigen Flecken auf der Erde. — — Dort lag er — man hatte eine wollene Decke über ihn geworfen. —

„So,“ sagte mein Kamerad, den ich ablöste, „jetzt bin ich froh, daß das vorbei ist; denn bis ich wieder aufziehe, kommt der Tag. — Brrrr! — Ich wünsch' Euch gute Wache!“

„'s ist doch nichts Neues hier auf Posten?“ fragte ich ihn ziemlich ängstlich.

„Neues nichts, was gut zu melden wäre,“ entgegnete er achselzuckend.

Und damit gingen die Beiden fort und ließen mich allein.

Es war gut, daß sie ihn zugedeckt hatten, denn den Anblick des

Kameraden hätte ich nicht ertragen. So sah man doch nichts, als die wollene Decke, in deren Mitte freilich eine unheimliche Erhöhung. Es wurde mir sehr warm unter meinem Czako, und das Lederzeug drückte mich ungemein. Nachdem ich einen Augenblick stehen geblieben war, entfernte ich mich hastig von dem Todten so weit wie möglich, und ging dann in einem außerordentlich weiten Bogen um ihn herum, konnte aber kein Auge von der unangenehmen Stelle wegwenden.

Ich will nur gestehen, daß ich damals ein junger Mensch von sehr aufgeregter Phantasie war. Ich hatte viele merkwürdige Geschichten gelesen, und konnte mir leicht aus den einfachsten Dingen die sonderbarsten Bilder machen. So auch heute Abend. Daß der arme Kurschmid todt war, wußte ich ganz genau, aber wie ich so im weiten Bogen um ihn herum schritt, unabläßig auf die Decke starrend, da kam es mir vor, als zucke es unter derselben und bewege sich etwas hin und her. Auch glaubte ich hie und da ein leises Geräusch zu vernehmen. Mein Haar sträubte sich empor, der Schweiß floß mir von der Stirne, und es trieb mich eine unsichtbare Macht, die Kreise um ihn immer kleiner und kleiner zu machen. Endlich berührte mein Fuß die Decke. Ich beugte mich nieder, hob sie empor und blickte auf sein zerschossenes Haupt. — — Ach! ein schrecklicher Anblick! Der konnte nicht mehr leben und sich bewegen! Ich floh entsetzt zurück und umschritt ihn abermals im weitesten Kreise. Doch es erging mir mehrmals, wie ich soeben erzählt. Immer glaubte ich, er bewege sich, und immer zwang ich mich selbst, zu ihm hinzugehen, die Decke aufzuheben und ihm ins Gesicht zu schauen, das eigentlich kein Gesicht mehr war. —

Die Zeit schlich mir unendlich langsam vorüber; jede Viertelstunde däuchte mir eine Ewigkeit. Mein größter Trost war, hie und da einen Hund zu hören, der anschlug, oder den Gesang des Nachtwächters im benachbarten Dorfe. Ich hätte gar zu gerne meinen Posten auf einen Augenblick verlassen, um am anderen Ende des Kirchhofes spazieren zu gehen; aber ich fürchtete mich dann wieder, hieher zu kommen. So

lange ich den Todten mit meinem Blicke bannte, konnte da nichts geschehen; aber wenn ich fortging und wiederkam, da konnte er sich langsam aufgerichtet haben und sich nach der Schildwache umschauen. — — Solch' närrische Gedanken hatte ich in jener Nacht!

Aber meine Kreise machte ich immer weiter und weiter, und zuletzt setzte ich mich auf einen Grabstein, sehr entfernt von ihm und zwang mich zu ruhigerem Nachdenken.

In Betreff des Mädchens schien mir Manches klar zu werden, und es war mir ein wahrer Trost, daß er auf mich nicht eifersüchtig gewesen. O, die Weiber! die Weiber! Ich bekam von da an einen wahren Abscheu vor ihnen. Der Unglückliche da vor mir mußte in Betreff der Rosa saubere Erfahrungen gemacht haben. Er war gewiß auf den Heuboden gestiegen, von wo man in ihr Schlafzimmer sehen konnte. —

Doch was war das? Nein! Jetzt war es keine Täuschung mehr, wenn ich glaubte die Decke bewege sich. Sie wurde emporgehoben; ich sah das ganz deutlich. Schaudernd sprang ich empor, faßte meinen Säbel fester in die Hand und zwang mich gerade auszugehen. Es war richtig. Wo er mit dem Kopfe lag, bewegte sich etwas Weißes, und dann verschwand es wieder. Es war gerade, als wedle Jemand hie und da mit dem Taschentuch. Gott der Gerechte! der brauchte sich ja keinen Schweiß mehr abzutrocknen! — Wie mir zu Muthe war, könnt ihr euch denken! Ich eilte tief athmend und hochklopfenden Herzens an meinen Posten zurück. Jetzt hatte ich ihn erreicht. — Alles rundum still; die Decke lag da ausgebreitet wie vorhin; es bewegte sich nichts. Und doch hatte ich's vorhin so deutlich gesehen.

Ich war nicht im Stande, diesen Platz zu verlassen. Wie festgebannt, konnte ich nur meine Augen bewegen, und meine Blicke irrten über ihn hinweg bis ans Ende des Kirchhofs. — Da erschien es wieder dicht an der Mauer. Da flatterte eine weiße Gestalt vom Boden auf und war im nächsten Augenblicke wieder verschwunden. Mit dem Muthe

der Verzweiflung stürze ich darauf zu, mir gleichviel, ob es ein Geist sei, oder vielleicht ein Mensch, der mich necken wollte. Sein Untergang war beschlossen: todt mußte es sein! Doch noch einmal hefteten sich meine Füße am Boden fest, als ich in die Nähe der räthselhaften Erscheinung gekommen. Ich sah vor mir ein offenes Grab, und es rieselte mir eiskalt den Rücken hinunter. In demselben flatterte etwas Weißes, Gespensterhaftes auf und nieder. — „Halt! Wer da?“ schrie ich so laut wie möglich, schwang meinen Säbel hoch, sprang in großen Sätzen nahe hinzu, und da sah ich —

„Ein offenes, frisch gemachtes Grab und in demselben — — eine weiße Gans, die hineingefallen war, und sich nun vergeblich bemühte, da hinauszuflattern.“ — —

Aber mich hat niemals der Anblick einer Gans, selbst der bestgebratenen nicht, die doch eine gute Gabe Gottes ist, wieder so glücklich gemacht, als in dem Augenblicke dies harmlose Geschöpf, und ich faßte von der Zeit an eine wahre Neigung zu allen Vögeln dieses Geschlechts. Ich half ihr aus dem Loche heraus und setzte sie neben mich hin. Sie war dankbar und lief nicht davon. Wir thaten die Wache gemeinschaftlich; die Zeit verging mir da auch viel schneller und bald schlug es ein Uhr, wo ich abgelöst wurde. Dann zogen wir nach Hause, und die Gans zog mit uns.

Der Kurschmid ward am andern Tage begraben, und trotzdem er ein Selbstmörder war, gab ihm doch die ganze Batterie das Geleite. Nur der erste Lieutenant fehlte. Daß er aber nicht mit hinaus gegangen, und auch vielleicht sonst noch manches Andere, nahm ihm unser guter Hauptmann so übel, daß er zum ersten Mal eine heftige Unterredung mit seinem ersten Lieutenant hatte, wovon die Folge war, daß sich der Letztere bald nachher zu einer andern Batterie versetzen ließ. Was nun die Geschichte mit Rosa anbelangte, so sprach von der Batterie damals Keiner gern darüber, und der dicke Feldwebel pflegte zu sagen, das ginge so mit im Cantonnirungsleben, und die Mädels sollten gescheidter sein. Sie war verdorben und ist bald nachher auch

gestorben. Kurze Zeit darauf verließen wir die Höfe und kamen nach G. in Garnison, ein Jahr nachher aber ging ich in Urlaub und konnte es nicht unterlassen, über unsere ehemalige Cantonnirung zu gehen und den Kirchhof zu besuchen. Just an der Stelle, wo er damals gelegen, war nun ihr Grab, ein kleines, weißes Kreuz, darauf stand: Rosa F., geboren den . . . ., gestorben den . . . . Sie war nur achtzehn Jahre alt geworden, und das ist doch sehr wenig für ein Mädchen, so schön, so frisch, so blühend.

Ich habe sie nie vergessen können, meine erste Wache. —

Venedig.



I.

Zwei junge Offiziere, Friedrich von S. vom Genie-Corps und Graf C. von der Infanterie, hatten vor dem Posthause in Mestre ihren Wagen, der sie von Treviso hereingebracht, verlassen und blickten mit Interesse auf das lebhafte Gewühl in der Hauptstraße des kleinen Städtchens, während der Bediente, den sie mitgenommen, beschäftigt war, das Gepäck abzuladen, das nun von hier aus, ebenso wie die Reisenden, den Weg nach der alten Lagunenstadt zu Wasser machen mußte.

Hier in Mestre herrschte das lebhafteste Marktgewühl, das bei jedem Schritte zunahm, je mehr man sich dem großen Kanal näherte, der in die Lagunen hinausführt. Hier lagen Tausende von kleinen glatten Fahrzeugen, die mit Gemüse und Früchten aller Art beladen wurden, dazwischen größere Marktschiffe für die schwereren und solideren Bedürfnisse der Stadt, und hie und da neben diesen grauen und braunen Booten, welche durch das frische Grün der Kräuter und Gemüse angenehm verziert wurden, sah man eine der kleinen, schwarzen Gondeln, welche vielleicht Jemand von Venedig hieher gebracht oder die im Begriffe war, Reisende dorthin zu bringen.

Nachdem der Bediente der beiden Offiziere den Wagen abgeladen und ihn in einer der Remisen untergebracht hatte, welche man in

Mestre zu diesem Zweck findet, lud er Koffer und Mantelsäcke auf die Schultern eines kräftigen Lastträgers und folgte seinen Herren, die unterdessen langsam dem großen Kanale zugegangen waren. Bald hatten sie eine größere Gondel mit vier Rudern gefunden, und nachdem sich dieselbe mit vieler Mühe durch die zahlreichen Marktschiffe ans Ufer gearbeitet — wobei es nicht ohne eine Menge von Schimpfwörtern abging — sprangen die beiden Offiziere hinein, der Diener mit dem Gepäck folgte, und das schwere Schiffchen setzte sich in Bewegung, die Mitte des Kanals zu gewinnen. Anfangs ging die Fahrt sehr langsam und die Gondoliere hatten genug zu thun, um sich eine Bahn zu machen durch die beladenen Schiffe, die mit ihnen hinabfuhren oder die ihnen entgegen kamen. Hiezu brauchten sie bald ihre Ruder, bald artige Worte, bald ein kräftiges Maledetto! je nachdem die Hindernisse waren, die sie zu bewältigen hatten. Bald aber ließen sie die schwarzen Fahrzeuge hinter sich und konnten ihre Ruder eintauchen, um mit einem kräftigen Schlag hierhin und dorthin, rechts oder links auszuweichen, sowie die Gondel in eine schnellere Bewegung zu bringen.

Die Ufer des großen Kanals von Mestre sind mit frischem Grün bewachsen; das Wasser selbst hat eine frischere Farbe, als das der Lagunen. Bei jedem Ruderschlage nahm die Geschwindigkeit des kleinen Bootes zu; die beiden Offiziere standen aufrecht in demselben und sahen mit Vergnügen, wie sie so pfeilgeschwinde dahinflogen der weiten Wasserfläche zu, die nun anfing, sich vor ihrem erstaunten Auge auszubreiten. Bald verschwand das Ufer des Kanals auf der einen Seite, dann das Land auf der anderen, doch hier nur kurze Zeit, denn kaum glaubten sie die Lagunen erreicht zu haben und bald die Thürme der prächtigen Venetia zu erblicken, so erhoben sich links wieder höhere Ufer, die aber bald eine regelmäßige, bekannte Gestalt annahmen und von dem Genie-Offiziere augenblicklich für die Werke des Forts Malghera erkannt wurden.

„Siehst du," rief er dem Freunde zu, „der festeste Punkt Venedigs

— sein erstes und stärkstes Vorwerk! Ich kenne es nur aus Plänen, aber wir wollen nicht versäumen, während unserer Anwesenheit hier die kleine Festung in Augenschein zu nehmen. Das wird auch für dich interessant sein."

„Allerdings," sagte der Infanterie-Offizier; setzte aber lachend hinzu: „Doch habe ich wahrhaftig an einer kurzen Bekanntschaft mit diesem Orte genug, und ich denke eben bei mir, daß es fürchterlich langweilig sein muß, da oben in Garnison zu sein. Das wäre ein wahres Amphibien-Leben!"

„Was willst du!" entgegnete achselzuckend der Andere. „Dienst ist Dienst, und wenn ich morgen hieher commandirt werde, so gehe ich eben guten Muthes hin und suche mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen."

„Aber Prag ist doch angenehmer," meinte der Infanterie-Offizier.

„In Friedenszeiten, ja," entgegnete Friedrich von S. „Aber wenn ich mir irgendwo einen Platz aussuchen sollte, um in Kriegszeiten zu operiren, da muß ich sagen, ich würde Venedig mit seinen Werken wählen. Hier könnte man prächtig eine Belagerung aushalten; ich wüßte mir kein größeres Glück, als hier in einem dieser Forts zu liegen, dieselben famos ausgerüstet, und nun zu einer Armee von meinetwegen vierzigtausend Mann zu sagen: Jetzt kommt an!"

„Du hast Recht," sagte der Andere und blickte ernst auf die hohen und festen Wälle, unter denen sie jetzt dicht vorüber fuhren. „Aber jetzt denke dir, die Sache wäre umgekehrt, und du solltest als Ingenieur-Offizier da draußen auf dem Lagunenrande als Belagerer einen Angriff auf diese Forts leiten; mit dem sumpfigsten Terrain von der Welt und dem Fieber kämpfend. Das wäre doch eine unangenehme Aufgabe."

„Allerdings," entgegnete der Ingenieur-Offizier. „Aber siehst du da oben den kaiserlichen Adler flattern? Wo der ist, bin ich auch, und deßhalb könnte ich hier wohl Vertheidiger sein, aber nie Belagerer."

„Deine Annahme scheint ganz richtig zu sein," sagte der junge

Italiener, indem er die Arme übereinander schlug, „aber in dieser Welt ist alles möglich.“

„Tschau!“ rief Friedrich von S. lustig und winkte mit der Hand in die Höhe, denn droben auf dem vorspringenden Winkel des Fortes stand neben der Schildwache, deren Gewehr in der Morgensonne funkelte, ein kaiserlicher Offizier und grüßte freundlich die beiden ihm fremden Kameraden, die da unten vorbeifuhren.

Jetzt ließ die Gondel Malghera hinter sich, und die weite Lagunenfläche lag vor den Reisenden ausgebreitet.

„Ah! das ist schön! das ist prächtig!“ rief der Genie-Offizier, der diesen imposanten Anblick zum erstenmale in seinem Leben hatte. Er war nie in Italien, nie in Venedig gewesen, und wenn er auch die merkwürdige Lage der Inselstadt aus Bildern, Beschreibungen und Plänen genau kannte und sich auch ein Bild davon gemacht hatte, so übertraf doch das, was er hier sah, alle seine Erwartungen.

Die Beiden hatten aber auch heute Morgen einen außerordentlich schönen Moment getroffen. Ueber Venedig lagen dichte Morgennebel und entzogen die Stadt gänzlich den Blicken der Ankommenden. Man hätte glauben können, man fahre mit der kleinen schwankenden Gondel in das offene Meer hinaus, und die Nebel hatten so genau die Farbe des Lagunenwassers, daß man dachte, eine unabsehbare Fläche vor sich zu haben. Und wenn auch das Auge nichts sah von der gewaltigen Stadt, so hörte das Ohr die tiefen melodischen Klänge unzähliger Glocken, deren Schall aus unsichtbaren Kirchen zu kommen schien und über die Wasserfläche dahin zitterte.

Es war wie in der Sage von der versunkenen Stadt, wo man aus der Tiefe des Wassers die Glocken klingen hört und das Gesumme einer großen Menschenmenge vernimmt, ohne etwas zu sehen.

„Bist du nun zufrieden, daß wir nicht die Eisenbahn benutzten?“ sagte der Italiener. „Wir wären freilich geschwinder nach Venedig gekommen, aber die Fahrt ist hier doch schöner.“

„Wunderbar poetisch!“ erwiderte ergriffen der junge Deutsche und

blickte aufmerksam dorthin, wo die Glocken immerfort erklangen, in tiefen und hohen Tönen, langsam und geschwind, verschiedenartig durcheinander, je nach dem Geläute der einzelnen Kirchen.

„Hörst du die Glocke von S. Marco? Man erkennt sie ganz deutlich, die tiefen, schweren Töne. — Eins — zwei — drei — vier!" rief der Italiener und sein Auge glänzte, sein Angesicht strahlte vor Vergnügen. — — „Ich mag die Eisenbahn gar nicht," setzte er nach einer Pause hinzu. „Warum die Königin des Meeres mit einer steinernen Kette an das Festland anschmieden? Jetzt ist sie das nicht mehr, was sie war. Ihre Poesie ist dahin; es war so schön, daß man ihr nur auf dem Elemente nahen konnte, dessen Herrscherin sie war."

„Aber für den Verkehr ist es von großem Nutzen," bemerkte Friedrich von S.

„Und hat es ihrer Stärke als Festung nicht geschadet?" fragte der Italiener.

„Ich glaube nicht," sagte der Genie-Offizier, indem er prüfend um sich blickte. „Man würde freilich einige Bogen absprengen müssen; aber den Theil, welchen man stehen ließe, könnte man mit einer ungeheuren Batterie krönen, und um diese zu stürmen, brauchte man sehr brave Truppen. Es wäre das fast unmöglich."

Jetzt traten aus dem Nebel vor ihnen einzelne dunkle Partieen zu Tage, welche nach kurzer Zeit die Gestalt von Häusermassen, von Kuppeln und Kirchen annahmen. Noch eine Viertelstunde und sie erreichten die ersten Gebäude der diesseitigen Vorstadt Venedigs. Die Gondel schoß in einen engen Kanal hinein, rechts und links mit hohen Gebäuden besetzt, die aber ein ärmliches Aussehen hatten. Auch bemerkte man auf der rechten Seite dieses Kanals noch einen Weg, von welchem man in die verschiedenen Hausthüren gelangen konnte.

Obgleich diese Stadtviertel sehr belebt sind, so haben sie doch ein trostloses, trauriges Ansehen. Die hohen Mauern mit kleinen Fenstern sind von dunkler, schmutziger Farbe, Thüren und Läden sind meistens zerbrochen oder hängen schief in ihren verrosteten Angeln;

die Treppen vor den Häusern oder die Brücken über den Kanal haben ein zerbröckeltes, verwittertes Aussehen; rechts und links über unsern Köpfen hängt Wäsche zum Trocknen, und man kann von Glück sagen, wenn man hier glücklich durchkommt, ohne von einem Fenster herab beschüttet zu werden. Denn in den Kanal wirft man Alles, was man aus den Häusern entfernen will. An seinen Ufern spielen halbnackte schmierige Kinder; und damit die Nasen nicht besser daran sind, als das Auge, so genießt man hier in den Vorstadt-Kanälen eines seltsamen, unaussprechlichen Parfüms, welches theils von dem faulen Lagunen-Wasser herkommt, theils von den Ueberbleibseln von Fischen und von Meerfrüchten aller Art, die man zu beiden Seiten in großen Haufen liegen sieht.

Wenn man aber diese Vorstädte hinter sich hat, wenn man endlich einbiegt in den Canal grande, vor und neben sich die prächtigen Marmorpaläste, die unmittelbar aus dem Wasser emporsteigen mit ihren hohen zierlichen Bogenfenstern, mit der mannigfaltigen Krönung ihres Daches, mit ihren breiten Treppen, die aus der weit geöffneten Thorhalle ins Wasser hinabführen, und vor welchen, der Herrschaft harrend, zierliche Gondeln sich an leichter Kette wiegen, wenn man nun vor den prächtigen Rialto kommt und unter seinen weiten Bogen von Marmor-Quadern dahinschießt, da spricht man zu sich selber: Ja, Venedig ist einzig, es ist in seiner Art die prächtigste und poetischste Stadt der ganzen Welt!

So dachte auch der deutsche Offizier, als er stumm vor Erstaunen bei diesen Herrlichkeiten vorüber fuhr. Der Italiener schien einige Zoll gewachsen zu sein; er stand aufrecht und stolz da, und ihn entzückten die lebhaften Blicke seines Freundes, mit denen er bald hier und bald dort etwas Neues und Schöneres anstaunte. — Venedig war seine Vaterstadt, und wenn er auch seit längeren Jahren nicht hier gewesen war, da ihn des Kaisers Dienst fern gehalten, so erkannte er jetzt doch wieder jeden Palast, jede Ecke, jede Biegung des Kanals, und an allen diesen Stellen tauchte für ihn eine angenehme,



aber auch hie und da eine bittere Erfahrung auf. Manchmal fuhr er mit der Hand über die Augen, dann warf er den Kopf in die Höhe, als wollte er sagen: Bah! das ist nicht anders! Dann zeigte er wieder lebhaft auf das hohe Fenster irgend eines Palastes, ohne dem Freunde auf dessen Fragen mehr zur Antwort zu geben, als: „Dort wohnen Freunde von mir; du wirst sie schon kennen lernen."

„Sieh' diesen kleinen zierlichen Palast!" rief auf einmal der Genieoffizier. „Kann man etwas Liebenswürdigeres sehen als diese Fensterreihe, so leicht und zierlich durchbrochen!"

„Die Cadoro," entgegnete der Italiener. „Das glaube ich wohl, einer der schönsten und berühmtesten Paläste, Taglioni hat ihn gekauft und will ihn, wie man sagt, wieder herstellen lassen. — Dort liegt auch die große Post. Hier könnten wir den großen Kanal verlassen, um durch kleinere Kanäle schneller zu unserem Gasthof zu gelangen. Doch habe ich den Gondolieren gesagt, sie sollen geradeaus fahren. Es wird dir ja einerlei sein."

„Es ist mir sogar angenehmer," sagte Friedrich von S., „und ich danke dir. Laß sie ein Bischen langsamer fahren; ich will den ersten Eindruck, den ich heute von dieser merkwürdigen Stadt erhalte, so fest wie möglich in mich aufnehmen. Diese Stunde wird mir ewig unvergeßlich sein."

Und so fuhren sie langsam dahin auf dem großen Kanal, während der Italiener seinem Freunde die Namen berühmter Geschlechter nannte, die hier gewohnt. Bei vielen aber setzte er hinzu: „Diese Familie ist ausgestorben, dies Gebäude ist nicht mehr bewohnt."

Und das konnte man denn auch bei näherem Beschauen manchem dieser alten Paläste wohl ansehen, und leider meistens den größten und stattlichsten. Die lagen da finster und öde; an vielen waren die Fenster verschlossen, an anderen die Scheiben zertrümmert, die Thorflügel fest zugemacht, an den Treppen plätscherte melancholisch das Wasser; hier lag kein buntfarbiger Teppich, hier wiegte sich keine Gondel auf dem Kanal.



„Das Haus des tapfern Mohren!" sprach lachend der junge Italiener. „Othello's Palast. So sagen wenigstens die Ciceroni; und da ich heute der Deinige bin, so spreche ich ihnen nach."

„Wenn es auch nicht wahr ist," entgegnete ebenfalls lachend der deutsche Offizier, „so freut es mich doch. In dem Punkt bin ich leichtgläubig wie ein Kind und bin es gerne."

Es war einer der kleineren Paläste im großen Kanal, welchen Graf C. vorhin bezeichnet; doch war er ausnahmsweise sehr gut erhalten, hatte freundliche Jalousien, die, um die Sonne abzuhalten, hinausgestellt waren, und unten in der Vorhalle sah man grüne Orangen- und Lorbeerbäume in zierlichen Kübeln. Ein Bedienter in Livree schien einem Gondolier Aufträge zu geben, der in Folge derselben einen buntfarbigen Teppich auf die Treppe warf und das kleine Fahrzeug ganz nahe hinan trieb.

„So oft ich hier vorbei fahre," meinte Friedrich von S., „will ich mich lebhaft des unglücklichen Eifersüchtigen erinnern."

„Wir werden dies Haus öfter besuchen, hoffe ich," entgegnete der Italiener. „Es wohnt hier einer meiner Bekannten, ja ein Verwandter."

„Charmant!" rief der Baron; „ich hoffe, daß eines deiner Verwandten musikalisch ist, und uns einmal an einem schönen Abende irgend etwas aus meiner Lieblings-Oper vorspielt."

Bei diesen Worten hatten sie das Ende des großen Kanals erreicht und fuhren San Georigio maggiore entgegen, dem fast gegenüber der Gasthof lag, hôtel de l'Europe, wo von S. absteigen wollte.

Im Vorüberfahren zeigte der junge Italiener seinem Freunde noch den Palast der Foscari, ein großes, majestätisches Gebäude, gänzlich unbewohnt. Bald darauf bogen die Gondoliere aus der Mitte des großen Kanals an das linke Ufer desselben und hielten vor der Treppe eines großen Hauses still.

„Hier wirst du wohnen," sagte Graf C. und bot dem Freunde die Hand, der aus dem leichten Fahrzeuge sprang und sein Gepäck her-

ausnehmen ließ. „Zieh' dich um und bleibe zu Hause, ich will meine Freunde jetzt überraschen, und in einer Stunde komme ich, dich abzuholen.“

Die beiden Offiziere hätten zu keiner für sie angenehmeren Zeit nach Venedig kommen können. Es war im Herbst des Jahrs 1847, und da sich um diese Zeit einige hohe Personen in der Inselstadt aufhielten, so schmückte sich die stolze Venetia so gut als möglich, um im besten Glanze zu erscheinen.

Graf C. war, wie schon gesagt, Venetianer, ein Italiener mit Leib und Seele, doch das wollte zu damaliger Zeit noch nichts Besonderes sagen. Er führte seinen jungen Freund in die angesehensten Häuser, er stellte ihn den schönsten Frauen und Mädchen vor, und wir müssen eingestehen, daß das angenehme Aeußere des jungen lebhaften Deutschen, verbunden mit seinem klaren, gesunden Verstande, überall einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Wie so viele Offiziere der östreichischen Armee sprach er das Italienische vortrefflich, und diese seine Kenntniß der Landessprache verschaffte ihm manches interessante Gespräch und gab ihm hie und da das Vertrauen einer Dame, die mit ihm, dem anständigen Fremden, gerne und lange über pikante Verhältnisse der Vaterstadt sprach.

Wenn er das große Theater Fenice besuchte, so gab es da eine Menge Logen, in welchen er gern gesehen war, wo er im Zwischenakt ein- und ausgehen durfte, und wo ihm die Damen mit Vergnügen verstatteten, sich neben sie in die Ecke auf einen kleinen Stuhl zu setzen, um halbverdeckt von dem rothen sammtenen Vorhang zwanglos und angenehm zu plaudern. Er hatte große Reisen gemacht, Asien und Afrika gesehen, und da er aus Shakspeare's unsterblichem Werke wußte, wie gern die schönen Venetianerinnen sich vorerzählen lassen von entfernten Ländern, von fremden Sitten und Gebräuchen, so that er wie der edle Mohrenfeldherr, ohne daß es ihm jedoch gelingen mochte, irgend eine Brabantio für sich zu gewinnen.

Es war dies aber seine eigene Schuld, denn er suchte selten sein Glück lange auf einer Stelle. Man sah ihn bald diesen, bald jenen Palast besuchen, auf dem Markusplatz bald mit dieser, bald mit jener Dame sprechen, im Theater von Loge zu Loge eilen. Hier aber hielt er sich meistens auf einer Seite auf, und wir wollen dem geneigten Leser eingestehen, daß diese Einseitigkeit ihren guten Grund hatte.

Auf der rechten Seite des Hauses war die Loge der Marchesa v. C., einer der reichsten und vornehmsten venetianischen Familien, und in dieser Loge war zuweilen ein Gegenstand, der den jungen Offizier auf eine unerklärliche Weise fesselte. Es war dieß die einzige Tochter der ebengenannten Familie, die junge Marchesa v. C., welche hier in Begleitung ihrer Gesellschafterin zuweilen erschien. Wir müssen aber dem jungen deutschen Offizier Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir sagen, daß er nicht der Einzige war, der begierig hinüber schaute, bis drüben der Vorhang auf die Seite geschoben wurde und die junge Dame erschien.

Es war aber auch der Mühe werth, sie zu sehen, und wenn sie eintrat, richteten selbst die anderen Damen ihre Lorgnetten hinüber, und die Schönheit des jungen Mädchens war so anerkannt, daß man sie zugab und nicht einmal Miene machte, als habe man irgend etwas daran auszusetzen. Hie und da konnte vielleicht Eine sagen: „Ja, wenn sie nur nicht das sonderbare Haar hätte."

Dies Haar war freilich auffallend, denn es war von der angenehmsten blonden Farbe und dazu von einer Dicke und Fülle, wie man ein Haar überhaupt nur in Venedig sehen kann. Dabei aber hatte die junge Marchesa das lieblichste Gesicht von der strengsten Schönheit und eine prächtige, volle elastische Gestalt. „Ah!" sagten die jungen Männer, die sie zum Erstenmal sahen, und wenn auch hinter diesem Ah: kein weiteres Lob kam, so war der Ton desselben doch so bezeichnend, daß andere Damen, die dies Wort gehört, sich leicht anschauten und die Achseln zuckten.

Obgleich die junge Marchesa ebenso liebenswürdig als schön war,

so war sie doch in der Gesellschaft nicht beliebt. Und daran waren wiederum ihre Haare schuld, nicht die Farbe derselben an sich — denn die Blondinen waren ja im alten Venedig besonders geschätzt — sondern die Abstammung, durch welche sie diese blonden Haare erhalten. Man fing damals schon stark an, in Italien Sympathien und Antipathien zu zeigen. Die Mutter der jungen Marchesa war eine Deutsche gewesen, die Tochter eines großen Hauses, und das begannen die italienischen Damen ihr jetzt gewaltig übel zu nehmen. Sie liebte ihre Vaterstadt Venedig, aber sie haßte deßhalb die Deutschen nicht, vielmehr hegte sie im Gegensatz zu ihrer Gesellschaft Sympathien für dieselben und fand sich dadurch sehr bald allein stehend. Sie machte mit den übrigen Damen nie gemeinschaftliche Sache, und mochte sich nicht zu Demonstrationen herbeilassen, die sie für unpassend und unrecht hielt. So sah man sie z. B. nicht wie so viele Uebrigen mit einer weißen Camelia im Haar, an welcher ein rothes Band befestigt war, das bis auf die Brust herabflatterte und dort, sich um einen grünen Strauß schlingend, die italienischen Nationalfarben: weiß, grün, roth, darstellte.

Die Marchesa von C. wohnte in jenem Hause, das der Italiener seinem Freunde bei der Fahrt durch den Canal grande als den Palast Othello's gezeigt. Graf C. war Verwandter des Hauses und hatte als solcher nicht ermangelt, seinen Freund dort einzuführen.

Friedrich von S. war beim ersten Anblick der jungen Marchesa von einem noch nie empfundenen Gefühl durchschauert und fand sich durch das kalte Benehmen derselben gegen ihn schmerzlich zurückgestoßen. Die junge Dame war artig und freundlich, aber dabei sehr zurückhaltend, ganz gegen die Gewohnheit der meisten venetianischen Damen, bei denen er, wie schon gesagt, als zur guten Gesellschaft gehörend, herzlich und freundlich aufgenommen wurde. Es war sonderbar: was ihm hier besonders zu nützen schien, die genaue Bekanntschaft mit dem italienischen-Freunde, schien ihm bei der Marchesa absonderlich zu schaden. Denn als ihn der Graf C. eingeführt, hatte er ihn seiner Cousine als einen seiner besten und zuverlässigsten Freunde vorgestellt,

und wir können nicht läugnen, daß hierauf der erste Blick der jungen Dame, den sie auf den deutschen Offizier warf, ein Blick des Mißtrauens war.

Demungeachtet machte er aber in diesem Hause häufig Besuche und suchte sich auch sonst so viel als möglich der jungen Marchesa zu nähern. Wenn er sich dabei auch gestehen mußte, in ihrer Gunst keine Fortschritte zu machen, so bemerkte er dagegen recht gut, daß zuweilen ihre Blicke lange auf ihm hafteten, und daß sie ihn, wenn sie sich unbemerkt glaubte, zuweilen mit unverkennbarem Interesse betrachtete.

Mit den Offizieren der Garnison, von denen Friedrich von S. Niemand genauer kannte, pflegte er wenig Umgang. Von seinem italienischen Freunde fast nur zu Italienern gebracht, lebte er beständig in dieser Gesellschaft, weßhalb sich seine deutschen Kameraden, wenn er ihnen zufällig einmal im Kaffeehause begegnete, zuerst kaum merklich, dann aber auffallend von ihm zurückzogen. Er war aber zu arglos und unbefangen, um hier etwas Besonderes zu finden, und wenn er mit dem Grafen C. darüber sprach, so zuckte dieser die Achseln und sagte: „Was willst du, mein Lieber? du wirst diesen Herren nur angenehm sein, wenn du gänzlich unsere Gesellschaft meidest. Leider ist es schon so weit gekommen — — doch ist das erst der Anfang des Endes.“ —

Wir haben schon gesagt, daß Venedig um diese Zeit einen festlichen, heiteren Charakter angenommen hatte und daß man zu Ehren verschiedener Fremden die höchsten Festlichkeiten veranstaltete, unter anderem eine Regatta, bei welcher der große Kanal bedeckt war mit Tausenden von Gondeln, welche heute ihre allgemeine schwarze Farbe unter bunten Teppichen, unter goldgestickten Tüchern verbargen.

Es war ein herrlicher Anblick, und die Paläste nahmen Theil an dem allgemeinen bewegten glänzenden Leben. Aus allen Fenstern flatterten Stoffe in den verschiedensten Farben; die Balkone und Terrassen waren mit Tausenden von Menschen bedeckt, welche laut jubelnd dem großartigen Schauspiele zuschauten. Venedig schien mit einem

Zauberschlag in die alte, äußerlich so glänzende Zeit zurückversetzt zu sein. Die Tausende der kleinen zierlichen Schiffchen auf dem grünen Wasser waren festlich geschmückt, je nach dem Reichthume und dem Range der Besitzer. Es war wie ein heiteres Maskenfest; der Canal grande mit seinen unzähligen bunten Farben, in dem Schimmer gold- und silbergestickter Stoffe, dazwischen das glänzende von der Sonne beschienene Wasser, sah aus wie eine riesenhafte, lebendige Blumenkette, die sich in zierlicher Schlangenlinie zwischen die alten grauen Paläste gewunden. Und wenn man dieses allgemeinen großartigen Anblicks genug hatte, und sich in eine Gondel warf, um dem Strom zu folgen oder ihn zu kreuzen, so sah man an den Einzelheiten so viel Schönes und Blendendes, daß man nicht wußte, wohin die Blicke wenden.

Friedrich von S. hatte mit Mühe ein kleines Fahrzeug erhalten und fuhr, in demselben aufrecht stehend, dahin, das glänzende Schauspiel so viel als möglich in sich aufnehmend. Hier erschienen Gondeln des Volkes, die Wettruderer, mit ungeheurer Anstrengung ihr Boot dahintreibend und in festlich hellen Anzügen. Zu beiden Seiten ihres Fahrwassers hatten herrschaftliche Gondeln eine Gasse gebildet, und in den Atlaskissen der kleinen Schiffchen lehnten die schönsten Frauen und Mädchen in dem phantastischsten Anzuge, während die Gondelführer bei ihrem Ruder standen, kräftige schlankgewachsene junge Leute in dem malerischen Costüm der alten Zeit.

Der Gondolier, der den jungen Offizier führte, hatte sich hinter diese glänzende Reihe gedrängt, den Befehlen seines Herrn folgend, der mit seinem scharfen Auge unter Tausenden der Fahrzeuge heraus dasjenige der Marchesa von C. gefunden, welches soeben die Freitreppe ihres Palastes verlassen zu haben schien und gewandt durch die dichten Reihen schlüpfte.

Die Marchesa saß in einer kleinen, reichverzierten und vergoldeten Gondel; prächtige persische Teppiche hingen über den Bord derselben und schwammen im Wasser nach. Neben einer älteren Gesellschafterin lehnte die junge Marchesa in die schwarzen atlassenen Kissen, und war,

wo sie sich zeigte, wie immer der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Heute aber galt derselbe ebensosehr ihrer Gondel, als der Person des jungen Mädchens selbst. Fast alle Fahrzeuge der Venetianer nämlich hatten im Arrangement von Teppichen und Blumen irgendwo die italienischen Farben. Die Gondel der Marchesa von C. hingegen trug am Stern die bekannten, damals aber nicht beliebten Landesfarben, schwarz und gelb. Mancher schaute verwundert drein, als das kleine Fahrzeug vorüberschwamm; hier hörte man ein leises Maledetto, dort ein höhnisches Lachen, oft auch dagegen ein halb unterdrücktes Evviva.

Die junge Dame ließ sich alles dies nicht anfechten. Sie lag nachlässig in ihre Kissen gedrückt und grüßte rechts und links mit dem Anstande und der Miene einer Königin. Sie war sich der Flagge wohl bewußt, die ihr Fahrzeug führte, und die erstaunten, ja zornigen Blicke vieler Damen ihrer Bekanntschaft schienen sie wahrhaft zu erfreuen. Sie übte eine Art Wiedervergeltung, denn da sie die Farben liebte, unter welchen Venedig wieder anfing, aufzublühen, da es die Farben ihrer lieben verstorbenen Mutter waren, so hatte sie es oft tief gekränkt, wenn sie im Salon ihres Vaters mit ansehen mußte, wie die italienische Tricolore mit Ostentation getragen wurde und wie man ihre Farben, die sie auch bei sich nie verläugnete, mit einer Miene der Verachtung angeschaut.

Friedrich von S., entzückt von dem Anblick der jungen Dame, versuchte umsonst mit seinem einzigen Ruderer der pfeilschnell dahinfahrenden Gondel zu folgen und hätte sie auch nie erreicht, wenn sein gutes Glück nicht gewollt hätte, daß in der Gegend des Rialto eine dichte Reihe offener Boote, mit Offizieren besetzt, derselben einen Aufenthalt verursacht hätte. Mehrere seiner Kameraden schienen die Marchesa zu kennen und grüßten sie um so freundlicher, als sie bemerkten, daß ihre Gondel die kaiserlichen Farben führte.

Hiebei gelang es ihm, näher zu kommen, und sein Gondolier drückte das leichte Fahrzeug so scharf und plötzlich neben die Gondel



der Marchesa, daß das leichte Schiffchen heftig zu schwanken anfing und der junge Offizier fast über Bord gefallen wäre, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit an der Flaggenstange der anderen Gondel gehalten hätte.

Die Marchesa, durch die heftige Bewegung aufmerksam gemacht, schaute sich um, und Herr von S., der sie auf's Ehrerbietigste grüßte, bat zu gleicher Zeit um Verzeihung, daß er genöthigt gewesen sei, bei ihr sein Gleichgewicht wieder zu finden.

„Ah!" entgegnete die junge Dame mit ernstem, aber einigermaßen spöttischem Ton, „Sie halten sich an der Flagge Ihres Kaisers? Daran thun Sie sehr wohl, und ich bin dem Zufall wirklich dankbar, daß die von mir so geliebten Farben Ihnen das Gleichgewicht wieder gaben."

Damit ließ sie grüßend ihren Fächer sinken und ihre Gondoliere, ärgerlich über den gehabten Aufenthalt, trieben die Gondel unter den Rialto, daß das Wasser mit gewaltigen Bogen rauschend emporspritzte.

Wenn der junge Offizier gefolgt wäre, so hätte sein leichtes Fahrzeug unfehlbar an den Marmorquadern der Brücke zerschellen müssen. — Und er wäre dem schönen Mädchen so gern gefolgt! Ihre Worte klangen so bedeutungsvoll und doch so räthselhaft. Er hätte sie gerne um eine Aufklärung gebeten, um dadurch noch einige Augenblicke länger in ihrer Gesellschaft bleiben zu können.

Jetzt fuhr er auch unter dem Rialto dahin und ihm folgte eine zweirudrige Gondel mit jungen, eleganten Leuten besetzt, die eifrig zusammen sprachen.

„Hast du sie gesehen," sagte der Eine, „die schöne Marchesa?"

„Mit der deutschen Flagge!" sprach ein Anderer.

„Daß sie verdammt seie!" fuhr der Erste fort.

„Wer?" fragte ein Anderer lachend. „Die Flagge oder die Marchesa?"

„Meinetwegen beide!" antwortete der, welcher zuerst gesprochen.

„Sie ist doch einmal eine Venetianerin, und der Name ihres Vaters hat einen guten Klang beim Volke."

„Ein schlauer Fuchs, der alte Marchese," sagte ein Anderer. „Laßt ihn nur machen, er weiß wohl, warum er der Tochter erlaubt, schwarzgelb zu führen. Es bessert seine Reputation bei der Regierung und das kann er brauchen."

„Ach was erlauben?" rief der Erste ärgerlich. „Die läßt sich was erlauben oder verbieten! Sie thut was sie will. Ah! das ist ein hartnäckiges Weib!"

„Aber schön!" sprach seufzend einer der jungen Männer, der bis jetzt geschwiegen.

Damit schoß die Gondel vorbei und man hörte weiter nichts mehr, als das Plätschern der Ruder im Wasser.

Friedrich von S., der seine Gondel langsam wenden ließ, nahm sich vor, seinem italienischen Freund die eben gehörte Unterredung mitzutheilen und ihn um Auskunft zu bitten über das Dunkel, was für ihn hierin, sowie in den Worten der jungen Marchesa lag. Aber er vergaß diesen Vorsatz im Laufe des Tags und als es Nacht geworden, war der Markusplatz so feenhaft schön und hatte er so viel zu thun, um den Ort auf demselben zu finden, wo sich die junge Marchesa vielleicht aufhalten könnte, daß er nicht im Stande war, sich hier loszureißen und seinen Freund aufzusuchen.

Man muß den Markusplatz an einem solchen Abend gesehen haben, um sich zu gestehen, daß es in der ganzen Welt nichts Feenhafteres und Schöneres gibt. Wer kennt nicht diesen weiten prächtigen Platz aus Bildern und Erzählungen, mit dem weißen, glatten Marmorboden, eingefaßt von herrlichen Palästen, beherrscht von der prächtigen Markuskirche, diesem phantastischen, seltsamen Bauwerk mit seinen orientalischen Formen, den bunten Farben des Marmors, aus welchem es gebaut ist, den Tausenden von spitzigen Zacken und Thürmchen, mit seinem ernsten Portal, auf welchem die vier berühmten broncenen Rosse nach vier Seiten auszuschreiten scheinen, dies



Bauwerk ohne bestimmte Form und doch von wunderbarer Symmetrie, überragt von der weiten, prächtigen vergoldeten Kuppel!

So liegt der Markusplatz da, und wenn, wie an dem heutigen festlichen Abend, die Nacht hereinbricht, so gleicht er einem riesenhaften Ballsaale, über den als Decke der dunkle italienische Nachthimmel mit Tausenden von flimmernden Sternen gespannt ist. An drei Seiten des Platzes sind broncene Armleuchter, auf denen unzählige Gasflammen brennen. Dazu kommen eine Menge ungeheurer Kandelaber, die bei Festlichkeiten wie heute auf dem Steinboden festgeschraubt sind und die oben unzählige Arme ausstrecken, auf welchen überall Bouquete von weißem Lichte glänzen und rings herum eine fabelhafte Helle verbreiten.

Tausende von Menschen bedecken diesen Platz und ziehen lachend und plaudernd auf und ab. Die Seitengänge der Procurazie sind zu Logen eingerichtet; hier sitzt die schöne Damenwelt Venedigs; Blumen duften, Augen glänzen. Auch hier wird gelacht und geplaudert, gescherzt und geliebt, und hier und dort verläßt eine Dame, die des Sitzens müde ist, auf den Arm ihres Cavaliers gestützt, ihren Platz, um sich unter die wogende Menge zu mischen, die ab- und zuströmt.

Zu beiden Seiten sind Militärmusiken aufgestellt, welche abwechselnd lustig aufspielen, und die prächtigen Klänge, von den Steinmauern ringsum zurückgeworfen, dröhnen über den Platz hin, Sinne und Herz betäubend. Da senkt sich manches Auge, das so eben noch schmachtend emporgeblickt; tiefer Athem schwellt die Brust, Blicke finden sich und Herzen; die dahinwandelnden Paare schließen sich fester aneinander, und wir finden es begreiflich, daß jener junge Mann, der sich hinabbückt zu dem Blumenstrauß seiner Dame, sein Ziel verfehlt und statt jener eben aufgeblühten Rose die frischen Lippen seiner Begleiterin verstohlener Weise küßt, welche in diesem Augenblick das Blumenbouquet als Fächer benützt.

In solchen Momenten ist es traurig, wenn man, wie unser

junger Freund, Friedrich von S., auf dem Platze des heil. Markus allein hin und her wandelt; doppelt traurig aber, wenn man, wie er, sucht und nicht findet. Wie oft war er an den Bogengängen auf- und abgewandelt und hatte bis zur Grenze der Indiscretion hineingeschaut und die lachenden und plaudernden Damen gemustert. — Vergebens!

Endlich wandte er sich von dem glänzenden Platze ab und trat auf die Piazetta, welche weniger, ja fast gar nicht beleuchtet, ohne Glanz und Schimmer, ohne hin und her wandelnde Menschenmassen, ohne rauschende Musik und doch so unendlich poetisch da lag.

Wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht, phantastisch, reich, übernatürlich erhebt sich links der Dogenpalast.

Und wenn man da zurückblickte auf den hellen, belebten Markusplatz, so drängte sich wieder lebhaft das Bild eines großen Ballfestes auf. Hier war man in einem stillen Nebengemach, wohin sich einige Wenige zurückzogen, die sich drüben im Gewühl nicht heimisch fühlten, oder die mit ihren Gedanken oder mit lieben Bildern, welche dieselben beschäftigten, allein sein wollten.

Dem jungen Offizier erging es so; er wandelte auf den breiten Steinplatten bis an das Ufer der Lagunen, deren stille Fluthen sich weit hinaus dehnten, die man für das Meer selbst halten konnte, da man im ungewissen Schein des Mondes die Formen des Lido kaum zu unterscheiden im Stande war.

Es befanden sich außer ihm wenig Spaziergänger da, Damen gar keine, wie es schien, und jede Gondel, die an der breiten Treppe anlegte, sandte ihren Inhalt nach dem Markusplatz, wo die rauschende Musik immer fort spielte, deren Klänge, sanft gedämpft, hieher auf die Piazetta drangen.

Friedrich ging den Säulen zu, wo eine Menge der kleinen Fahrzeuge zusammen lagen. Er wollte von hier mittelst eines Umweges zu Wasser nach seinem Hôtel zurückkehren. Doch kaum war er ein paar Stufen hinab gestiegen, so sah er dicht vor sich eine herr-



schaftliche Gondel, die Sitze mit reichen Teppichen bedeckt, die augenscheinlich eben anlegte, um Jemand aufzunehmen. Es kamen auch wirklich zwei Damen hinter ihm die Treppen herab, und als er sich umwandte und einen Schritt zurücktrat, um ihnen Platz zu machen, erkannte er mit freudigem Erschrecken die Marchesa von C., welche jetzt, ohne ihn zu erkennen, an seine Seite trat.

Das Mädchen hatte ihre Mantille zurückgeworfen; ihre blitzenden Augen schweiften über die helle Wasserfläche, dann hinauf zu dem Monde, und als der silberne Schein in ihr großes, glänzendes Auge fiel, als sich ihr Mund leicht öffnete, um die kühle, frische Meerluft einzuathmen und als sich dabei ihre Brust hob und senkte, war das Mädchen unbeschreiblich schön.

Der Offizier konnte bei diesem Anblick einen Ausbruch der Ueberraschung nicht unterdrücken, und als sich die Marchesa darauf rasch umwandte, trat er auf sie zu und bot ihr freundlich einen guten Abend.

Die Dame war sichtlich überrascht, ihn hier wieder zu sehen, und einen Augenblick flog ein Lächeln über ihre Züge. Doch nur eine Sekunde. Dann ward das Gesicht wieder ernst und kalt wie früher.

„Ah!“ sagte sie nach einer Pause, „heute ist der Tag unserer Begegnung. Ich hätte nicht gedacht, Sie heute Abend hier noch zu sehen.“

„Auch ich hatte dies Glück nicht erwartet,“ antwortete Friedrich von S., „obgleich ich wohl darauf gehofft.“

Die Marchesa wandte ihm ihren Blick zu und sah ihn eine Sekunde lang fest an.

„Ich war wie alle Welt auf dem Markusplatz,“ fuhr der Offizier fort, „und muß Ihnen gestehen, daß ich mich dort in dem glänzenden Damenkreis vielfach umgeschaut. — Nach Ihnen, Marchesa,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu. „Ich glaubte mit Recht annehmen zu können, daß Sie an einem solch' festlichen Abend dort nicht fehlen würden.“

„Mich freuen diese Feste wenig," sagte das junge Mädchen ernst, „und Venedig ist mir unheimlich in dieser Aufregung. Aber," setzte sie ruhig und kalt hinzu, „Sie werden das nicht verstehen, ich vielleicht selbst nicht, aber mein Gefühl schaudert zurück vor diesem falschen Glanz, diesem augenblicklichen Schimmer, dem nur zu bald die finsterste Nacht folgt. — Gewiß, Herr von S.," sprach sie nach einer Pause, „ich komme mir oft vor wie eine Seherin, und möchte meine warnende Stimme erheben, aber sie verhallt ungehört."

„Ja eine Seherin," wiederholte der junge Mann, ganz in den Anblick des herrlichen Mädchens versunken, „schön wie Kassandra."

„Wenigstens wie diese Troja's Fall prophezeiend," entgegnete die Marchesa, indem sie leicht den Kopf neigte und ihre rechte Hand ein klein wenig erhob.

Doch wußte man nicht, wollte sie damit grüßen, oder wollte sie dieselbe dem jungen Offizier für eine Sekunde darreichen.

Friedrich von S. nahm das Letztere an und beugte sich rasch hernieder, um einen etwas zu innigen Kuß auf die kleinen Finger zu drücken.

Die Marchesa zog ihre Hand schnell zurück; doch als sie in ihre Gondel stieg, sagte sie ihr felicita notte mit nicht unfreundlichem Tone.

Das Fahrzeug schoß dahin, und wo es die Fluthen durchschnitt, blieb ein leuchtender Streifen in dem Wasser zurück, zuerst deutlich; dann aber zitterte er langsam auseinander, wurde unklar, löste sich in einzelne silberne Punkte auf und verschwand endlich in dem allgemeinen Leuchten der Fluth.

Friedrich von S. blieb lange unter der Säule stehen, auf welcher der Löwe des heiligen Markus thront, und blickte dem Fahrzeuge nach, wie es bei Santa Lucia vorbei in den großen Kanal einbog.

Heute fühlte er zum Erstenmal klar und deutlich, daß er dies

herrliche Mädchen liebe, und daß dort die kleine Gondel das ganze Glück seines Lebens barg.

Venedigs Merkwürdigkeiten sahen die beiden jungen Leute gemeinschaftlich, das heißt, der Italiener machte seinem deutschen Freunde den liebenswürdigen Ciceroni und erklärte ihm die Wunder der alten Republik auf eine lehrreiche und doch unterhaltende Art.

Sie besuchten den Dogenpalast mit seinen prächtigen großen Säulen, gingen die Riesentreppen hinauf an das berüchtigte und furchtbare Maul des Löwen, jenes öffentlichen Anklägers, aus dem das schreckliche Gericht der Drei seine geheimnißvollen Notizen nahm, die dann so oft zum Verderben wurden für einzelne Personen und ganze Familien. Sie sahen den Platz, auf welchem Marino Falieri enthauptet wurde, sie stiegen hinab zu den feuchten dunklen Gefängnissen, den Brunnen, mit den kleinen, stark vergitterten Fenstern, den einzigen Luftlöchern der armen Gefangenen, zu welchen aber zugleich mit dem Tageslichte die Fluthen der Lagunen und auf ihnen allerlei unheimliche Thiere in die Kerker drangen. Sie gingen hinauf in die Bleikammern, dicht unter das von der Sonne glühend erhitzte Dach des Palastes, wo Casanova gesessen, der uns seinen Aufenthalt umständlich und schrecklich erzählt. Sie betraten die heimlichen Gerichtszimmer, aus denen so Wenige von denen, welche damals hieher geführt wurden, ungehindert und frei zurückkehrten. Sie sahen das berüchtigte Gemach, in welchem fast nur Todesurtheile ausgesprochen wurden, und dann führte sie der Schließer durch mehrere kleine Zimmer vor eine gut verwahrte eiserne Thüre, hinter welcher der Boden eines schmalen Ganges, den sie nun betraten, gewölbt erschien. Unter sich hörten sie das dumpfe Rauschen der Lagunen, links blickten sie in einen finsteren Kanal, rechts durch eine schmale Oeffnung auf das weit hinaus glänzende Meer; — sie waren auf der Seufzerbrücke, und dies war der letzte Blick in das Leben, der den unglücklichen Schlacht-

opfern, welche früher diesen Weg wandelten, vergönnt war; sowie sich jene Thüre am anderen Ende des schmalen Ganges öffnete und hinter ihnen schloß, waren sie lebendig — todt. Starke Arme ergriffen den Verurtheilten; er wurde in dem finsteren Gebäude drüben erdrosselt, und Abends sah man ein seltsam gebautes Fahrzeug gegen den Lido hinausrudern. Vermummte saßen darin, und alle Gondeln, die dieser Barke begegneten, wichen scheu auf die Seite. Denn diese führte den Leichnam irgend eines Mannes, der vor wenig Stunden noch gelebt, der vor wenig Tagen vielleicht glücklich, froh, reich und angesehen gewesen war.

Der junge Italiener erzählte seinem Freunde, als er ihn durch Venedig führte, von der Macht und dem Reichthum der ehemaligen Republik, und er that das mit so frischen, lebendigen, glühenden Farben, daß ihn der deutsche Offizier oftmals befremdet anschaute. Auch zeigte er ihm ein kleines rothes Häuschen auf einem Nebengebäude des Dogenpalastes — das Gefängniß Silvio Pellico's, und sprach mit einer Begeisterung von diesem Mann, die Friedrich von S. mit seinem arglosen Gemüthe nicht begreifen konnte. Auch das Arsenal besuchten sie häufig, und wenn Graf C. mit den übrigen Offizieren der Garnison fast gar nicht verkehrte, so schien er dagegen hier desto bessere Freunde zu haben.

So bereitwillig und freundlich der Italiener während des Tages bei seinem Begleiter war, so wenig schien er Lust zu haben ihm seine Abendstunden zu widmen. Da zog er sich meistens zurück, und wenn ihm Friedrich von S. dies und das proponirte, so wußte er immer einen Vorwand, um einen solchen Vorschlag abzulehnen und allein zu sein. Anfänglich hatte sich der deutsche Offizier darüber gewundert; bald aber wurde es ihm klar, daß Graf C. irgend ein Liebesabenteuer verfolgen müsse, wobei ihm seine Gesellschaft hinderlich sei. Er hatte ein paarmal scherzhafte Anspielungen in dieser Richtung gemacht, und da der Italiener lächelnd darauf einzugehen schien, so war Friedrich

von S. discret genug, nicht mehr darauf zurückzukommen und ihm seine Abende vollkommen frei zu lassen.

Da befand er sich eines Abends allein in einem Kaffeehause; er setzte sich an einen Tisch, rauchte seine Cigarre und nahm einige Journale in die Hand, um sie durchzulesen. Neben ihm saß eine Gesellschaft junger Leute, von denen er ein paar schon glaubte irgendwo gesehen zu haben. Als nun einer derselben anfing zu sprechen und lachend etwas erzählte, mußte er sich unwillkürlich umwenden, denn jetzt erinnerte er sich deutlich, auch diese Stimme schon gehört zu haben. Wann und wo aber dies geschehen sei, wollte ihm nicht klar werden. Auch war es ihm vollkommen gleichgültig, denn das Gespräch, welches die jungen Leute führten, interessirte ihn anfänglich nicht im Geringsten. Endlich aber hörte er mehreremal den Namen des Grafen C. nennen, weßhalb er sich nicht enthalten konnte, wenn auch mit einigem Widerstreben und anfänglich willenlos, zu hören, was dort gesprochen wurde.

„Es ist gewiß," sagte einer der jungen Leute, „er wird in dem Hause angesehen, als sei er schon der Schwiegersohn. Beim Himmel! Graf C. hat ein unverdientes Glück!"

„Aber die Marchesa?" sagte ein Anderer. „Ist sie auch mit der Wahl einverstanden? Ich glaube, wenn sie nein sagt, so bringt sie weder der Papa noch die ganze Familie zu dieser Heirath."

„Ach!" rief ein Dritter, „die blonde Schöne wird auch endlich einmal weich werden; sie hat sich lange genug kostbar gemacht gegen die ganze Männerwelt Venedigs. Es ist wahrhaftig Zeit, daß ihre Stunde kommt."

„Und Graf C.," nahm der Erste wieder das Wort, „ist ein angenehmer Cavalier, von ächtem italienischen Blut und seinem Vaterlande sehr zugethan."

„Das wäre vielleicht die geringste Empfehlung bei der jungen Marchesa," lachte ein Anderer; „denn obgleich geborene Venetianerin, ist sie doch mit Leib und Seele den — — Deutschen zugethan."

Das Beiwort, was der Italiener den Deutschen gab, konnte Friedrich von S. nicht verstehen. In dem Augenblicke, wo er es aussprechen wollte, stieß ihn ein Anderer mit einem Blick auf den nebensitzenden Fremden heftig an den Arm.

Der deutsche Offizier, dem das Blut in den Kopf gestiegen war, und dem es sehr unangenehm vorkam, daß der Italiener jenes Prädikat verschluckte, stand langsam von seinem Tische auf, faltete seine Zeitung zusammen und trat ruhig an den Tisch der vier Herren, um sich an einer dort befindlichen Lampe seine Cigarre anzuzünden, während dem er nicht umhin konnte, sich jeden der jungen Leute etwas scharf anzusehen. Doch erwiderte keiner diesen Blick. Sie schauten sich ziemlich unbefangen an und Einer summte zwischen den Zähnen: o casta diva!

Friedrich von S. verließ das Kaffeehaus; doch hatte ihn das eben Gehörte gewaltig aufgeregt. War er denn bis jetzt blind gewesen oder so unschuldig wie ein neugeborenes Kind, daß er nicht begriffen hatte, weßhalb Graf C. ihn so selten zu seinen Verwandten mitnahm und weßhalb er Abends beständig allein ausging? Also er liebte seine Cousine und wurde wahrscheinlich wieder geliebt.

Der Offizier preßte die Hand auf sein Herz, welches ein heftiger stechender Schmerz durchfuhr. Seine Liebe zu jenem schönen Mädchen war bis zu diesem Augenblick ruhig, leidenschaftslos gewesen; jetzt trat die Eifersucht hinzu, und er fühlte, wie sein Blut plötzlich erregt war, wie seine Pulse heftig klopften. Auch mußte er sich dabei gestehen, daß ihn sein Freund nichts weniger als freundschaftlich behandelte. Friedrich hatte dem Grafen C. nicht verhehlt, wie sehr ihn die Marchesa interessirte, ja er hatte ihm eingestanden, daß er sich zusammen nehmen müsse, um sich nicht auf's Heftigste in das schöne Mädchen zu verlieben. — „Und hoffnungslos," hatte er hinzugesetzt, „ohne alle und jede Aussicht, denn ich bin weder Graf noch Baron; ich habe nichts als meinen Degen, und das ist sehr wenig, um es gegen die

Schönheit der Marchesa gegen den Reichthum und Namen ihres Hauses in die Wagschale zu legen."

Dazu hatte der Italiener fein gelächelt, leicht die Achseln gezuckt und ihm geantwortet: „Ein unternehmender Offizier, ein tapferer Mann kann Alles erreichen. Wer weiß, es kommt wohl noch die Zeit, wo man dir gern die Hand der einzigen Tochter des Marchese von C. bewilligt. — Ah!" setzte er hinzu, „dein Geschmack ist nicht schlecht; Emilie ist schön, und wie gesagt, dem Kühnen winkt das Glück."

Jetzt erschien es auch dem jungen Offizier nicht mehr räthselhaft, daß ihn sein Begleiter Abends beständig allein ließ. „Das war es also?" sprach er zu sich selber und biß die Zähne über einander. „Deßhalb mußte ich mich Abends allein herumtreiben, deßhalb wollte il Signor Conte Abends nichts von meiner Gesellschaft? Und während ich mich müßig an dem Ufer der Slavonier herumtrieb oder auf der Piazetta promenirte, oder, Gott weiß zum wie vielsten Male einsam und allein zu den Armeniern hinausfuhr, schleicht er zu ihr! — O, der Gedanke könnte mich rasend machen! — Und Beide lachen vielleicht über mich. Aber nein! nein! Sie scheint zum Lachen nicht sehr aufgelegt. — Aber gleichviel, hintergangen bin ich."

Er wollte nach Hause, er wollte dem Italiener die ganze Geschichte vorhalten. Doch als er durch mehrere der engen Gäßchen seinem Hotel zugeeilt war, als er ein paar Dutzend Brücken überklettert hatte, ward er ruhiger und dachte: „Was kann ich ihm sagen? Sein erstes Wort wird sein: beweise mir, was du sprichst. Und dann stehe ich da, wie ein ertappter Schulbube. Gehen wir ruhig zu Werk; vielleicht spielt uns der Zufall etwas in die Hände, was wir brauchen können."

Damit ging er langsam dem Hôtel de l'Europe zu, und als er ins Haus trat, fragte er den Kellner, ob der Graf C. dagewesen sei.

„Ja," war die Antwort, „der Herr Graf haben diese Karte zurückgelassen und mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, er wolle Sie morgen Früh zu einer kleinen Fahrt nach Mestre abholen."

„Für heute Abend gab er kein Rendezvous?“

„Nicht das geringste.“

„Wie immer!“ dachte Friedrich. Dann ging er einen Augenblick auf sein Zimmer hinauf, sah nach Briefen, und änderte ganz ohne Absicht seine Kleidung. Ohne jedoch genau zu wissen, weßhalb zog er einen dunkeln Sommerpaletot an, nahm statt des hellen Florentiner Strohhutes einen schwarzen und verließ das Hotel wieder. Er hatte schon die Hand nach seinen Reisepistolen ausgestreckt, um eine davon beizustecken, als er den Kopf lachend in die Höhe warf und zu sich selber sprach: „Zum Henker! Sollte ich doch glauben, ich wolle einem Nebenbuhler auflauern.“

Damit schlenderte er durch die enge Gasse fort, welche von der Hinterseite des Gasthofes nach dem Markusplatz führt. Es fing an, dunkel zu werden; die zahlreichen Läden waren bereits erleuchtet, ein helles Lichtmeer strömte von dem großen Platze herüber, und jene kleine Straße war hauptsächlich ihrer Enge und der vielen geöffneten Gewölbe wegen grell beschienen. Nur wo es hinausging nach einem Kanal oder einer Brücke, da wurde es dunkler und stiller, und wenn man so zur Zeit der einbrechenden Nacht an den Kanälen vorbeiging, so erschien das dunkle Wasser mit seinem leisen Geplätscher an den Steinmauern der Häuser recht melancholisch, recht trübselig.

Mit einem leichten Scheine lag hie und da noch das Licht des scheidenden Tages auf der dunkelnden Fluth, namentlich auf den Wasserstraßen in der Nähe des großen Kanals. Einzelne schwarze Gondeln schossen eilfertig vorüber und ließen an den Ecken den bekannten weithin hörbaren Warnungsruf erschallen, um ein Fahrzeug, das ihnen entgegen kam, zu benachrichtigen und zum Ausweichen zu veranlassen. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Gondoliere dies zu thun verstehen, und unbegreiflich, daß sie bei dem scharfen Fahren um die Ecken nicht aufeinander stoßen. Dies kommt aber selten, oder fast nie vor. Sowie von drüben der Ruf beantwortet wird, was augenblicklich geschieht, so senkt der Gondolier sein Ruder flach neben das Fahr-

zeug ins Wasser, und die Gondel beschreibt rauschend einen kleinen Bogen, um den Begegnenden durchzulassen. Die beiden Boote schwanken einen Augenblick, die Gondoliere rufen einander irgend ein vertrauliches Wort zu, vielleicht wird hinter den Scheiben des kleinen schwarzen Gondelhäuschens der Kopf einer Dame sichtbar, im nächsten Augenblick aber sind die beiden Schiffchen schon weit auseinander; dieses fährt rechts, jenes links, und bald ist der Kanal wieder öde und still wie zuvor.

Unser junger Offizier wandte, mit seinen Gedanken beschäftigt, dem Markusplatz den Rücken und ging träumend durch enge Straßen, über finstere Brücken hinweg, und hielt sich hie und da eine Zeit lang an den Plätzen auf, wo viele Gondoliere anlegten oder abfuhren. So schlenderte er fort und kam in die Nähe der kleinen berühmten Kapelle dei miraculi, jenem interessanten schönen Bauwerk von weißem Marmor, das von innen und von außen mit den herrlichsten Sculpturen bedeckt ist. Die kleine Kirche liegt abseits von dem Leben der Stadt, und namentlich Abends ist es hier sehr öde und still. Es fiel dem einsamen Spaziergänger auf, daß die Gondeln, welche hier lagen — es mochten drei oder vier sein — sich auf der andern Seite des Kanals befanden, und daß die Gondoliere in denselben irgend etwas zu erwarten schienen. Kaum nämlich ließ sich Jemand am diesseitigen Ufer sehen, so verließ eins der Fahrzeuge das jenseitige und fuhr in die Mitte des Kanals, als erwarte es ein Zeichen. Wenn aber nichts der Art erfolgte, so kehrte die Gondel wieder an ihren Platz zurück.

Dies Manöver hatte Friedrich von S. schon einigemale bemerkt und es fieng an ihn zu interessiren. Er hatte sich auf die kleine Marmortreppe gesetzt, welche neben der Kirche zum Kanal führte und saß hier zufällig so verdeckt in dem tiefen Schatten des Bauwerkes, daß ihn weder die Gondelführer drüben, noch eines der Vorübergehenden zu bemerken schien.

So saß er vielleicht eine Viertelstunde lang, und war eben im Begriff, eine Cigarre hervorzuziehen und sie anzuzünden, als er einen

Mann über den Platz von der Kirche daherkommen sah, dessen Anzug, Haltung und Gang ihm bekannt vorkam. Unwillkürlich zog Friedrich von S. sich in eine Vertiefung der Mauer zurück, denn als der Andere noch einige Schritte gegen ihn gemacht hatte, erkannte er deutlich seinen italienischen Kameraden den Grafen C.

Dieser trat dicht an das Ufer des Kanals; eine der Gondeln von drüben machte es wie früher, und als hierauf der Graf zweimal leise hustete, legte sich das Fahrzeug augenblicklich dicht vor die Treppe, auf welcher er nun hinabstieg und dabei so nah an dem deutschen Offizier vorüber kam, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können.

Der Gondolier, der wie immer in seinem Boote aufrecht stand, hielt den Schnabel des Fahrzeuges noch eine halbe Elle entfernt und schien auf Etwas zu warten.

„Italia!" sagte der Angekommene leise aber deutlich.

Und auf dies Wort hin legte sich das Fahrzeug dicht an, der Graf sprang hinein und die Gondel schoß durch den dunklen Kanal dahin.

„Ei, ei," dachte Friedrich von S., „so komme ich zufällig auf die geheimen Gänge meines Freundes, und hätte jetzt die beste Gelegenheit zu erfahren, wie er seine Abende zubringt. — Wenn ich ihm folgte, um zu sehen, wohin er sich wendet!" Im ersten Augenblicke verwarf er den Gedanken wieder, denn er hielt es für Unrecht, auf diese Weise die Gänge seines Freundes zu belauschen. Dann aber trat ihm plötzlich das Bild der schönen Marchesa vor Augen; seine Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler flammte hoch auf, und nach einigem Ueberlegen hielt er es nicht für so Unrecht, Demjenigen nachzuspüren, der sich seinen Freund nannte, und ihn doch so wenig freundschaftlich behandelte.

Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er ging leise um die kleine Kirche herum; da war aber nirgends eine Gondel als die, welche auf der andern Seite des Kanals warteten, und die, wie schon gesagt, dort einen bestimmten Zweck zu haben schienen. Er hatte deutlich ge-

hört, welches Wort der Italiener zu dem Gondolier gesagt. Obgleich er das Geheimnißvolle in diesem Unternehmen nicht recht begriff, und in seiner Sorglosigkeit nicht weiter darüber nachdachte, so beschloß er doch, es gerade so zu machen, wie sein Freund, um ihm, wenn das Manöver gelang, am andern Morgen die ganze Geschichte zu erzählen und auf diese Art vielleicht zu erfahren, was er eigentlich zu wissen wünschte. „Vielleicht," dachte er auch, „thue ich ihm Unrecht, und er ist nicht nach jenem Palaste gefahren, und diese Gondeln gehören irgend einer Verbrüderung junger leichtsinniger Leute, die auf so geheimnißvolle Art zu einem Rendezvous fahren. — Wir wollen sehen!"

Dicht an der Kirche hin ging er auf die andere Seite des kleinen Platzes und nachdem er dort eine kurze Weile gewartet, trat er mit festen hörbaren Schritten auf den Platz zurück, dicht an das Ufer des Kanals. Augenblicklich verließ eine der Gondeln die andere Seite und fuhr langsam gegen ihn hin. Er hustete zweimal, und Alles ging vortrefflich. Das Fahrzeug legte sich fest an die Treppe; darauf sagte er leise: Italia, der Gondolier reichte ihm die Hand zum Einsteigen, und nachdem er sich in die schwellenden Kissen geworfen, fuhr die Gondel mit großer Schnelligkeit davon.

Jetzt erst, als er auf diese Art in eine unbekannte Strömung gerathen war, die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß, dachte er daran, daß er sich vielleicht in eine Geschichte eingelassen, die, wenn auch nicht gefährlich, doch am Ende einen unangenehmen Ausgang haben könne. Doch einigermaßen leichtsinnig, ohne viel Ueberlegung wie er war, dabei aber von großem persönlichem Muth, suchte er sich lachend zu überreden, die Sache sei ein köstlicher Spaß und werde ihm am Ende recht zu lachen geben.

Die Gondel machte einen ziemlich langen Weg. Wenn er auch zu den Fenstern hinausspähte, um zu erfahren, wohin er eigentlich geführt werde, so kannte er doch Venedig zu wenig, um sich in den kleinen Kanälen, in die man bald rechts bald links einbog, wiederfinden zu können.

„Was thun," sprach er nach einiger Zeit zu sich selber, „wenn nun die Gondel hält? Nun, das Beste ist, wenn ich zu dem Palast des Marchese geführt werde, dort auszusteigen und mir den Anschein eines harmlosen Besuchers zu geben. Es ist dazu noch früh genug; komme ich aber irgendwo anders hin, so werde ich da wohl Jemand finden, der mich zurechtweist."

Jetzt hielt die Gondel. Friedrich von S. stand von seinem Sitze auf, der Gondolier reichte ihm die Hand, er ging eine Treppe hinauf, das Fahrzeug kehrte augenblicklich um und der junge Offizier stand vor einer kleinen, erleuchteten Pforte, hinter der eine Treppe aufwärts führte. Doch so aufmerksam er sich auch rings umschaute und die hohen Mauern betrachtete und den Kanal hinter sich, auf welchem er gekommen, so fand er doch bald, daß er hier in seinem ganzen Leben nicht gewesen, und daß er keine Ahnung davon habe, wo er sich eigentlich befinde.

Der Platz vor der Pforte, wo er war, führte auf keine Straße; auch sah er weder eine Brücke noch eine Gondel und somit war ihm der Rückzug abgeschnitten. Jetzt begann ihm doch sein Abenteuer seltsam vorzukommen, und er wußte nicht was er machen sollte. Wohin führte jene Treppe? — Wen fand er da oben? — „Auf alle Fälle ist Graf C. oben," sagte er zu sich selber, „und wenn sich da junge Leute zu irgend einer Tollheit versammeln, so ist er genöthigt, dich, da du einmal da bist, vorzustellen. Also vorwärts!" Er schritt langsam die Treppe hinauf, war aber noch nicht weit gekommen, als er vernahm, wie unten im Kanal abermals eine Gondel anlegte und dann Schritte auf dem Steinpflaster erklangen, und jetzt hinter ihm Jemand die Treppe herauf stieg.

Dieß war ein großer stattlicher Herr mit schwarzem Barte, den er sich nicht erinnerte, schon irgendwo gesehen zu haben. Offenbar aber war es ein Italiener, denn er bot ihm in venetianischer Mundart einen guten Abend, wobei er ihn forschend ansah. Friedrich von S. war in Verlegenheit, was er ihm antworten solle, und doch schien



der strenge Blick des Fremden irgend etwas der Art zu verlangen und sich nicht mit der gewöhnlichen Antwort auf einen guten Abend begnügen zu wollen.

Glücklicher Weise dachte der junge Deutsche an jenes Wort, das er vorhin dem Gondolier gesagt, und versuchte dasselbe auch hier wieder, indem er fest und bestimmt entgegnete: „Italia;" denn er hatte nicht Lust, sich mit dem unbekannten Manne in irgend andere Explikationen einzulassen. Dieser schien auch zufrieden gestellt, denn er nickte mit dem Kopfe, antwortete aber zur höchsten Ueberraschung des jungen Offiziers: „Si Signor, Italia liberata."

Dieß Wort schlug wie ein Blitz in das Herz des Deutschen, und er begann zu ahnen, daß er im Begriff sei, in ein fürchterliches Geheimniß einzudringen, daß er vor einem Schleier stehe, den zu lüften für ihn in mancher Hinsicht von unberechenbaren Folgen sein könnte. Trotzdem aber jedes weitere Vorschreiten für ihn persönlich von großer Gefahr begleitet sein konnte, so wäre er doch jetzt um nichts in der Welt zurückgewichen, ja er schätzte sich glücklich, sich, wenn auch anfänglich unbesonnen, in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

Der eben angekommene Fremde ließ ihm übrigens nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Er faßte ihn unter dem Arm und Beide stiegen die Treppen hinan.

Oben kamen sie auf einen Vorplatz mit mehreren Thüren. Der Italiener mit dem schwarzen Bart schien hier zu Haus zu sein, denn er schritt auf eine derselben zu und öffnete sie. Sie befanden sich in einem Vorzimmer, wo mehrere Leute von ziemlich zweifelhaftem Aussehen Bediente vorzustellen schienen, welche den Beiden Hut und Stock abnahmen. An den Wänden saßen Andere, Lastträger und Gondoliere, theils mit rothen Fischermützen auf dem Kopfe, theils mit braunen, breitkrämpigen sogenannten Ernani-Hüten.

Aus einem Nebenzimmer, dem sich nun der Fremde näherte, hörte man das Gemurmel vieler Stimmen.

„Ich bitte um ihren Namen,“ sagte der Italiener zu dem deutschen Offizier, als sie vor jener Thüre angekommen waren.

Friedrich von S. zauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wenn Sie Ihren Namen nicht nennen wollen,“ fuhr der Italiener fort, „so bitte ich um den des Mitgliedes, welches Sie eingeführt, welches — für Sie hier garantirt,“ setzte er lächelnd hinzu.

Nach einigem Ueberlegen antwortete Herr von S.: „Ich glaube hier Niemand zu kennen, als den Grafen von C., der sich wahrscheinlich hier befindet. Ich möchte mich an ihn wenden und ihm ein paar Worte sagen, ehe ich in die Versammlung eintrete.“

„Graf C. ist ein Name von gutem Klang unter uns,“ sagte der Mann mit dem schwarzen Bart.

Und dieß Wort über den Kameraden, welches Friedrich von S. hörte, schnitt ihm schmerzlich in die Seele, machte ihn erstarren. „Nein, nein!“ sprach er zu sich selber, „ich muß mich irren; hier kann nichts geschehen, was gegen Recht und Pflicht ginge. Ich habe ihn immer als einen ehrlichen Mann gekannt. — Wohlan! treten wir näher.“

Die Flügelthüren wurden geöffnet und Friedrich stand auf der Schwelle eines großen Saales, dessen Fenster mit dunklen Sammtvorhängen dicht verhängt waren, und sah eine Versammlung vor sich von vielleicht fünfzig bis sechszig Männern, alle sehr anständig gekleidet, die theils zu zwei und drei auf und abspazierten, theils in Gruppen beisammen standen oder im eifrigen Gespräch begriffen an einem langen Tische saßen.

Wohl schlug dem jungen Offizier das Herz stärker als er sah, wie sich mehrere der ihm gänzlich fremden Herren bei seinem Eintreten nach ihm umwandten und ihn aufmerksam betrachteten.

„Graf von C.!“ rief der Italiener, der mit ihm gekommen, und es war ein Zufall, daß der Gerufene sich gerade in der Nähe der Thüre befand.

Er wandte sich hastig um und trat aus einer Gruppe Sprechender hervor.

Es ist unmöglich, seine Ueberraschung, seinen Schreck zu beschreiben, mit dem er nun so plötzlich dem Kameraden und Freunde gegenüber stand. Er holte tief Athem und brachte nur mühsam „Ah!“ hervor.

Der Venetianer, der mit dem deutschen Offizier gekommen, sah erstaunt in die plötzlich erbleichenden Gesichtszüge des Grafen von C. Er ahnte, daß sich hier Unangenehmes entwickeln würde und blieb in der Nähe. Auch mehrere der Herren, mit denen Graf C. so eben gesprochen, wandten sich um und machten einen Schritt gegen die Thüre.

Graf von C. hatte sich im nächsten Augenblicke wieder so viel gefaßt, um seinen Freund anscheinend mit ruhiger, aber doch mit vor Zorn zitternder Stimme fragen zu können: „Was treibt dich denn hieher? Warum drängst du dich in die Versammlung?“

„Von einer solchen Versammlung hatte ich durchaus keine Ahnung,“ entgegnete Friedrich von S. „Aber ich bin nicht im Stande, hier deine Fragen zu beantworten. Du bist überrascht und erschreckt, ich bin es nicht minder. Laß uns kein Aufsehen machen; ich will mich zurückziehen.“

„Wenn das möglich ist!“ versetzte Graf von C. finster und warf einen forschenden Blick umher. „Unglückseliger! was soll dieß Spioniren?“

Der Deutsche trat einen Schritt zurück und entgegnete mit leiser, aber sehr fester Stimme: „Für dieß Wort und manches andere will ich mir morgen eine Erklärung ausbitten. Jetzt aber möchte ich mich entfernen, denn es scheint mir keine große Ehre darin zu liegen, länger in dieser Versammlung zu bleiben.“

Damit wollte er zur Thüre hinausgehen; doch trat ihm der Venetianer, mit dem er die Treppen hinaufgegangen war, in den Weg.

„Halt!“ sagte dieser. „So entschlüpft man nicht. So geduldig lassen wir keinen Verrath geschehen.“

Im Saale war unterdessen allgemeine Bewegung entstanden. Die Leute um den Tisch waren aufgestanden, die Gruppen hatten sich gelöst

und bildeten eine allgemeine. Todtenstille herrschte plötzlich in dem Saal; alle Gesichter wandten sich der Thüre zu.

Friedrich von S., der umherblickte, erkannte den Marchese von C., der sich vordrängte, sowie mehrere andere Herren, die er schon hie und da in Gesellschaft gesehen.

Der Marchese, der über diese Versammlung eine Art Obergewalt oder Präsidentschaft zu führen schien, war derjenige, welcher in dieser allgemeinen Bestürzung, die leicht zu einem unangenehmen Tumulte hätte führen können, am Ersten sich wieder faßte; und er that dieß mit vieler Geistesgegenwart, indem er sich laut lachend vordrängte, dem jungen Offizier die Hand reichte, während er den Umstehenden mit sehr lauter Stimme zurief: „Thun Sie doch gerade, meine Herren, als sei ein Fremder, ein Bekannter von uns, wie der Herr von S., etwas ungern Geschehenes, etwas das uns überraschen müßte! — Herr von S. ist mir sehr willkommen. Behalten Sie Ihre Plätze, meine Herren, ich bitte! — Sie sehen hier," wandte er sich wieder, aber mit einer sehr erzwungenen Heiterkeit, an den fremden Offizier, „eine Gesellschaft von Männern, die sich einer zwanglosen Unterhaltung hingeben. — Auch wird später gespielt," setzte er leise hinzu. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit einigen dieser Herren bekannt mache. Ich setze nämlich voraus, daß Sie uns für ein paar Stunden Ihre angenehme Gesellschaft schenken werden."

Herr von S. wußte im ersten Augenblicke nicht, was er hierauf antworten sollte.

Nachdem der Marchese also gesprochen, nahm die Physiognomie der Gesellschaft plötzlich einen anderen Charakter an. Man zog sich von der Thüre zurück, und gruppirte sich wieder, man setzte sich um den Tisch. Doch hätte ein aufmerksamer Beobachter wohl sehen können, daß wenn auch alle die Herren ihr Gespräch von vorhin wieder aufzunehmen schienen, doch die meisten derselben allem, was an der Thüre vorging, ein aufmerksames Ohr liehen, und daß mancher Blick sich verstohlen dorthin richtete.



Graf C., der sich vorhin zu einem unbedachtsamen Worte hatte hinreißen lassen, näherte sich jetzt ebenfalls lächelnd seinem Freund und bot ihm die Hand dar.

Friedrich von S. aber verbeugte sich förmlich und sagte darauf zum Marchese: „Verzeihen Sie, daß ich mich zufällig in eine Gesellschaft drängte, zu der ich keine Einladung erhalten. Ich fühle das Voreilige meines Betragens und bestrafe mich selbst, indem ich mich augenblicklich aus dieser sehr ehrenwerthen Gesellschaft zurückziehe."

Das Lächeln auf dem Gesichte des Marchese verwandelte sich in ein unangenehmes Grinsen.

Graf C. biß die Zähne aufeinander, und seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Der Venetianer mit dem schwarzen Bart hielt sich dicht an der Thür.

„Ich bitte also nochmals um Entschuldigung, Herr Marchese," sprach der junge Offizier, „daß ich Ihre Unterhaltung durch meinen Eintritt gestört. Sie werden mir erlauben, daß ich mich zurückziehe."

Der Marchese machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thüre.

Graf C. wollte seinem Freunde folgen, doch warf ihm dieser einen solch bezeichnenden Blick zu, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Friedrich von S. zog sich in das Vorzimmer zurück. Der Venetianer, der mit ihm gekommen, folgte.

„Sie werden in dieser Stunde," sagte er, „drunten keine Gondel finden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die meinige anbiete, die an der Haupttreppe des Palastes hält."

Ein Wink seines Auges rief zwei der Gondoliere herbei, die in diesem Vorzimmer saßen, und denen er einige Worte zuflüsterte. Als er so mit ihnen sprach, verschwand das Lächeln auf seinen Zügen und Haß und Wuth blitzte aus seinen Augen. „Un tradditore!" wiederholte er mehrmals mit sehr leiser, aber eindringlicher Stimme; und der eine der beiden Männer, die er aufgerufen, winkte zustimmend mit dem Kopfe.

Friedrich von S. hatte das Vorzimmer verlassen und war dort

über einen Corridor gegangen, von dem er glaubte, er müsse zu jener Treppe führen, auf welcher er heraufgekommen. Am Ende dieses Ganges öffnete er eine Thüre, sah aber gleich, daß er fehlgegangen sei und sich in einem anderen Theile des Palastes befand. Er war auf einem großen Vestibul in einer ziemlich hohen, von Säulen getragenen Halle, durch einige Lampen erhellt, mit Orangen und Blumen besetzt, an deren anderem Ende sich eine große Treppe befand, die abwärts in den unteren Stock des Hauses, wahrscheinlich auf einen der Kanäle, führte.

Schon wollte er umwenden, als jene Thüre, durch welche er eben gekommen, hastig geöffnet wurde, und eine ältliche Frau heraustrat, die ihn stillschweigend am Arm faßte und so schnell als möglich mit sich fortzog. Dann öffnete sie eine andere Thüre, schob den überraschten jungen Mann dort hinein, und schloß, ohne ein Wort zu sagen, hinter ihm zu. Dabei hatte sie ihm zugeflüstert: „Folgen Sie mir, oder Sie sind verloren!"

Kaum war er auf diese Art aus dem Vestibul entführt worden, als er draußen auf dem Marmorboden feste Schritte vernahm. Dann hörte er, wie eine tiefe Stimme fragte: „Ist soeben Jemand die Treppen hinabgegangen?" worauf die Stimme der Frau, die ihn hieher geführt, erwiderte: „Ich meine, es sei ein junger Mann da hinabgestiegen. Ihr waret ja dicht hinter ihm und müßt ihn wohl selbst gesehen haben." — Ein leiser, eigenthümlicher Pfiff erscholl, unten plätscherten mehrere Ruder im Wasser, und die Männer, die eben gesprochen, eilten die Treppe hinab.

Friedrich von S. befand sich in einem hohen, sehr mäßig erleuchteten Gemache und blickte erstaunt um sich. Alles, was ihm heute Abend begegnet, schien ihm wie ein Traum zu sein. Was war der Zweck jener Versammlung? — Es war offenbar kein guter. — Was hatte man mit ihm vor? Wer hatte ihn so offenbar beschützt? — Denn daß man ihn gegen eine ihm drohende Gefahr in Schutz genommen, fühlte er vollkommen. Sein feines Ohr hatte wohl das Wort: trad-

ditore vernommen, und er war schon so viel mit den Verhältnissen des Landes bekannt, daß er begriff, was auf dieß Wort folgen konnte. Unbeschreiblich schmerzte es ihn, seinen Freund, den Grafen C., in dieser Versammlung gefunden zu haben. Das hätte er nicht gedacht, und manche Bemerkungen seiner hiesigen Kameraden fingen ihm auf einmal an verständlich zu werden. Doch hatte er nicht lange Zeit zu diesen Betrachtungen, denn am anderen Ende des Gemachs, in dem er sich befand, erschien dieselbe Frau wieder, die ihn hieher geführt und winkte ihm, näher zu treten. Er folgte ihr durch mehrere Zimmer; endlich öffnete sie die Thüre eines Kabinets und gab ihm ein Zeichen einzutreten.

Es entfuhr ihm ein Ausruf der Freude, denn er stand vor der Marchesa von C.

Sie war ernst wie gewöhnlich; doch blickte sie ihn aus ihren dunkeln Augen theilnehmend, ja freundlich an. Sie stand neben einem kleinen Fauteuil, von dem sie sich eben erhoben, und stützte ihre weiße Hand auf den dunkeln Sammt.

„Sie hier, Signora?“ rief der junge Mann überrascht. „Wodurch wird mir das Glück, Sie in diesem Palaste zu sehen?“

„Ich möchte mir eigentlich erlauben zu fragen, was Sie in diesen Palast geführt?“ entgegnete die Dame lächelnd.

„Das ist eine eigenthümliche Geschichte; aber wenn ich mich auch voreilig in eine Gesellschaft drängte, die mir, Gott sei Dank! gänzlich fremd ist, so ist es doch nicht meine Schuld, daß ich mich hier vor Ihnen befinde.“

„Das weiß ich; meine Kammerfrau führte Sie hieher.“

„Soll ich Ihnen dafür danken, Donna Emilia?“

„Ich glaube, Sie hätten alle Ursache dazu,“ versetzte die Marchesa. „Doch ich will Ihnen diese Räthsel lösen. Aber beantworten Sie mir vorher aufrichtig einige Fragen. — Sie kamen zu gleicher Zeit mit dem Grafen C. nach Italien?“

„So ist es.“

„Hatten Sie andere Zwecke, als Venedig kennen zu lernen?"

„Gewiß nicht."

„Oder theilte er Ihnen — — die Geschäfte mit, welche ihn hieher riefen?"

„Nicht das Geringste."

„Er sprach mit Ihnen nie über die politischen Verhältnisse dieses Landes?"

„Das kann ich nicht läugnen, er sprach zuweilen darüber. Doch wichen in manchen Punkten unsere Ansichten so von einander ab, daß ich ihn bat, dergleichen Gespräche künftig zu unterlassen."

Die junge Dame athmete tief auf und ihre Züge erheiterten sich augenscheinlich. Lebhafter fuhr sie fort: „Und Graf C. sprach Ihnen nie von diesen Versammlungen, forderte Sie nie auf, daran Theil zu nehmen?"

„Niemals, Signora. Es war der sonderbarste Zufall, der mich hieher geführt."

Darauf erzählte Friedrich von S. mit wenigen Worten sein ganzes Abenteuer von heute Abend, ja, konnte es nicht unterlassen, die Marchesa merken zu lassen, daß nur die Furcht, in dem Grafen von C. den Nebenbuhler entdecken zu können, ihn bewogen, demselben zu folgen.

Sie ging einen Augenblick nach dem Fenster, hob den Vorhang in die Höhe und blickte in die Nacht hinaus. Dann wandte sie sich wieder rasch um. „Was Sie mir vorhin sagten," sprach sie lebhaft, „ist gewiß so?"

„Ist gewiß so!"

„Sie können mir frei in's Auge sehen, Sie können mir die Hand reichen?"

„Und mein Ehrenwort darauf geben als Mann und Offizier," erwiederte er entzückt und drückte ihre Hand an seine Lippen.

Sie entzog sie ihm nicht so gleich wieder.

„Theresa, meine Kammerfrau," fuhr die Marchesa fort, „befand



sich zufällig im andern Theile des Palastes. Sie vernahm einige Worte, die sie zittern machten für Sie. Sie wurde Ihre Beschützerin, da sie wohl wußte, es wäre mir unangenehm, wenn Ihnen ein Leides geschähe."

Das sagte sie mit ganz leiser Stimme.

„O Signora, wie danke ich Ihnen für dieses Wort!" rief Friedrich mit bewegter Stimme. „Wie preise ich die Gefahr, den Zufall, der mich verderben wollte und doch so glücklich gemacht!"

„Reden Sie nicht von Glück!" sagte ernst die Marchesa und zog sanft ihre Hand zurück. „Ich habe Ihnen gesagt, was ich vielleicht nicht sagen sollte; lassen Sie es genug sein. Blicken Sie ernst und sorgenvoll in die Zukunft, aber nicht hoffend. Glauben Sie mir: es ziehen schwere Wolken über unser Haupt, furchtbare Wetter, und ehe der Himmel wieder klar und rein wird, ist manches Lebensglück zertrümmert, wird manche Blüthe zerschlagen sein, ohne Früchte gebracht zu haben. — O warum mußten wir uns hier in dieser Zeit finden!" setzte sie schmerzlich hinzu, „für eine Sekunde finden, nur für einen kleinen, kleinen Augenblick!"

„Und warum nicht länger?" rief der junge Offizier stürmisch. „O Signora Emilia! glauben Sie, ich sei im Stande, so ruhig stehen zu bleiben, da Ihre Worte mir eine so glückliche Zukunft öffnen?" Damit faßte er abermals ihre Hand, und sein blitzendes Auge überflog glühend die Gestalt des schönen Mädchens.

„Meine Worte," antwortete sie ernst, fast traurig, „haben Ihnen gar keine Zukunft eröffnet. Es ist Alles dahin, Alles verloren. Hören Sie meine Worte und befolgen Sie dieselben genau. Sie müssen Venedig morgen verlassen!"

„Ah!" rief der junge Mann und trat einen Schritt zurück. „Und das befehlen Sie mir?"

„Ich wünsche es," sagte sie schmerzlich lächelnd. „Ich bitte Sie darum."

„Und Sie sollte ich nicht mehr sehen dürfen?"

Sie schüttelte den Kopf und wiederholte seine Worte: „Nicht mehr sehen dürfen."

„Ich kann nicht von hier!" sagte er heftig. „So schnell kann ich Venedig nicht verlassen, wollte ich auch Ihrem Befehl Folge leisten. Meine Liebe hält mich zurück und meine Ehre."

Eine dunkle Röthe überflog bei diesen Worten das schöne Antlitz der Marchesa. „Ihre Ehre?" sagte sie darauf mit fester Stimme. „Gerade Ihre Ehre zwingt Sie, von hier abzureisen. Sie standen hier in Verbindungen, die — nehmen Sie mir es nicht übel — ein falsches Licht auf Sie warfen."

„Ich weiß es und muß es der Welt und meinen Kameraden beweisen, daß ich vielleicht — unbesonnen gehandelt. Graf C. hat mich heute Abend auf's Tiefste beleidigt: er muß mir dafür Rede stehen."

„Er wird sich entschuldigen," sagte die Marchesa achselzuckend. „Er hat Wichtigeres zu thun, als eines Wortes wegen in diesem Moment sein Leben zu wagen."

„So muß ich wenigstens den Versuch machen."

„Und verlassen dann Venedig, so schnell Sie können," antwortete die Marchesa. — „Leben Sie wohl!"

„Und ich soll Sie nicht wieder sehen?" rief der junge Mann. „Niemals, Emilie?"

„Gott weiß es!" entgegnete das schöne Mädchen, und ein leichter Schauder flog über ihren Körper.

„O verabschieden Sie mich nicht so kalt! O sagen Sie mir nur ein einziges Wort, das ich mir tausendmal wiederholen kann, wenn ich fern von Ihnen bin, ein Wort des Trostes, ein Zauberwort, das mir in den Stürmen, die, wie Sie sagen, kommen werden, eine freundliche Zukunft vormalt, glückliche Tage; ein Stern, zu dem ich aufblicken kann in finsterer Nacht!"

Das Mädchen verdeckte ihr Gesicht eine kleine Weile mit der Hand, dann faßte sie seine Rechte, umspannte sie mit ihren beiden



kleinen Händen, und er fühlte einen leichten Druck, der ihn glückselig machte. Dann aber richtete sie sich stolz empor, hob das dunkle, glänzende Auge gen Himmel und sagte mit fester Stimme: „Wohlan denn, ich will Ihnen dies Wort nennen. Bewahren Sie es wohl, es ist ein Talisman, der einzige, der Ihnen Glück bringen kann: — Treue gegen Ihren Kaiser, gegen Ihr Vaterland, und Treue gegen die Dame, die Sie lieben.“ —

Damit winkte sie ihm zum Abschiede, wandte sich um und eilte in's Nebenzimmer.

An der anderen Thüre erschien jetzt die Kammerfrau wieder und ersuchte den jungen Mann, ihr zu folgen. Sie führte ihn über das Vestibul durch einen kleinen finsteren Gang, stieg alsdann mit ihm eine Treppe hinab und öffnete dort eine Thüre, die auf den Kanal führte.

Hier war eine Gondel, die augenblicklich dicht anlegte. Friedrich stieg hinein, dankte seiner Begleiterin, die sich stumm entfernte, und war eine Viertelstunde später in seinem Gasthofe.

Am andern Morgen stand er sehr früh auf und wollte den Grafen C. aufsuchen, als ihm dieser gemeldet wurde. Die Unterredung der beiden jungen Leute war kurz, aber peinlich. Der Italiener versuchte umsonst, seinen Worten von gestern Abend eine andere Deutung zu geben. Friedrich von S. bestand auf einer eclatanten Genugthuung, umsomehr, wie er sagte, als er den Kameraden gestern in einer Position überrascht, die, gelinde gesagt, zweifelhaft war.

Ein hämisches Lächeln fuhr bei diesen Worten über die Züge des Italieners. „Wenn unsere Kameradschaft,“ sagte er kalt, „nicht schon durch den gestrigen an sich unbedeutenden Vorfall gelöst wäre, so würde sie es dadurch sein, daß ich meinen Abschied erbeten und erhalten habe. Ich bin nicht mehr in kaiserlichen Diensten; ich bleibe hier in Venedig.“

Friedrich verbeugte sich stumm und erwiderte, so falle es ihm

um so leichter, seine Pflicht zu thun und seine vorgesetzte Behörde von dem in Kenntniß zu setzen, was er gestern Abend erfahren.

Der Italiener lachte.

„Es ist das freilich nicht viel," fuhr Friedrich fort, „aber vielleicht ein Fingerzeig, der nicht ohne Nutzen ist. — Im Uebrigen stehe ich im Laufe des Tages zu Befehl."

Graf C. schied mit einer stummen Verbeugung, indem er versprach, einen Secundanten zu schicken.

Dieser erschien auch eine Stunde später, und die Insel Murano wurde als Ort des Duells ausgemacht.

Der junge Deutsche machte einem Vorgesetzten die Mittheilung von dem gestrigen Vorfalle; doch befremdete es ihn, daß diese Nachricht ziemlich kühl aufgenommen wurde. Dann ging er auf das Offizierskaffeehaus, um einen Bekannten zu finden, der ihm heute Nachmittag freundlich beistehen würde. Auffallend wichen die Kameraden zur Seite, und er war endlich genöthigt, sich an einen ihm fast gänzlich fremden Offizier zu wenden, der ihn achselzuckend anhörte. Doch als Friedrich von S. den Namen des Grafen von C. als den seines Gegners nannte, wurde Jener freundlicher und sagte: „Ah! das ist etwas Anderes; ich stehe mit Vergnügen zu Diensten."

Das Rencontre fand auch zur bestimmten Zeit statt; es wurden vier Kugeln gewechselt, und der Italiener erhielt von dem Deutschen einen Schuß in den linken Arm. Darauf trennte man sich ohne eine eigentliche Versöhnung.

Der Secundant des Herrn v. S., dem er Einiges über den gestrigen Vorfall mitgetheilt, schüttelte ihm beim Abschiede freundlich die Hand und sagte: „Verlassen Sie sich auf mich; ich will den Kameraden diese Geschichte mittheilen. Nehmen Sie mir nicht übel, man hat oft die Achseln über Sie gezuckt und nicht ganz mit Unrecht. Der Schein war gegen Sie. Aber es ist das hier ein sonderbares Terrain und Sie haben es nicht gekannt. Sollten Sie etwas in

Venedig wünschen, so wenden Sie sich an mich, wenn ich noch da bin! Tschau! auf Wiedersehen! Adieu!"

Die beiden Gondeln flogen auseinander, die eine nach Venedig zurück, Friedrich von S. mit einem deutschen Bedienten, den er angenommen, und seinem Gepäck nach Mestre, wo er seinen Wagen hatte.

Er lehnte nachdenkend an dem kleinen Gondelhäuschen und dachte lebhaft an jenen Morgen vor einigen Wochen, wo er mit dem Freunde so lustig und heiter der Inselstadt entgegen gefahren war. Was hatte er in dieser kurzen Zeit nicht Alles erfahren, erlebt? — Einen Freund verloren und dagegen sie gefunden, jenes herrliche Mädchen, welche er nie im Stande war zu vergessen, und nach deren Besitz zu ringen die Aufgabe seines Lebens sein sollte.

Jetzt fuhr er abermals bei Malghera vorüber; er grüßte die Schildwache, die wie an jenem Morgen wieder oben stand; er warf noch einen sehnsüchtigen Blick rückwärts nach Venedig, dessen Häuser und Paläste er noch deutlich sehen konnte, die ganze prächtige Stadt weit gestreckt, wie sie dalag in den sonnbeglänzten Fluthen. Dann schoß die Gondel in den breiten Kanal; noch eine Viertelstunde und er landete in Mestre.

Hier war irgend ein Fest, ein Jahrmarkt oder dergleichen. Unzählige Gondeln, flache Boote und buntbemalte Marktschiffe schaukelten sich auf dem Kanale. Die Straßen waren voll Menschen, schöne, schwarzäugige Mädchen in ihrer malerischen Tracht, die niederen Standes mit unbedecktem Kopfe, einen goldenen Pfeil zierlich in dem dichten schwarzen Haar tragend, die der höheren Stände mit schwarzen oder weißen Schleiern um das Haupt. Alles aber schien heiter und lustiger Dinge. Die Burschen aus der Umgegend, ein kräftiger, schöner Menschenschlag, mit ihren Sammtjacken und spitzen Hüten, um welche farbige Bänder gewickelt waren, stolzierten umher in einem seligen Nichtsthun, die Hände zwischen die Leibbinde gesteckt, die Pfeife im Munde. Auf dem Marktplatz schallte lustige Musik; vor einem großen Café saßen bunte Reihen Einwohner aus Mestre, Landleute

aus der Umgegend, auch Venetianer, Händler, Kaufleute, und dazwischen in Gruppen zahlreiche Gondoliere, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Cigarre im Munde, und schenkten einander fleißig ein aus der strohumwickelten Flasche.

Friedrich von S. ließ seinen Wagen mit Postpferden bespannen und in kurzer Zeit rollte er durch das kleine Städtchen. Lustig blies der Postillon, die Räder rasselten auf dem Pflaster, Kinder jubelten und schrien hinten drein, auf dem Marktplatze machte die dichtgedrängte Menge Platz, um die Calesche durchzulassen, welche der italienische Postknecht, wie es diese Leute in den Straßen einer Stadt immer zu machen pflegen, im vollen Galopp dahin führte.

Bald ließen sie Mestre hinter sich liegen und fuhren auf der breiten, schönen Straße nach Treviso, bei zahllosen Villen vorbei, die rechts und links etwas abseits von der Straße liegen, und deren weiße Gebäude aus dem dunklen Laub der Cypressen und Orangen so freundlich hervorblickten. Links brauste die Eisenbahn nach Vicenza durch das flache, gesegnete Land, das sich hier ein wahrer Garten bedeckt mit Obst und Frucht, ausbreitet. Rechts warf unser Reisender noch einen letzten Blick auf die stillen Lagunen und sein Auge haftete auf Venedig, das dalag im Glanz der untergehenden Sonne, ein prächtiges Bild, dem jungen Manne wie ein glänzender Traum, aus dem er seufzend erwacht.

II.

Wer im Frühjahr 1849 zufällig nach Mestre gekommen wäre, ohne zu wissen, welch' großartiges Trauerspiel hier am Rande der Lagunen gerade in seinem letzten Act aufgeführt werde, hätte in der That nicht gewußt, was er von der so gänzlich veränderten Gestalt des kleinen

Städtchens zu halten habe. Ja, wer auch mit den gewaltigen Ereignissen bekannt war, die sich hier in Italien begaben, wer denselben aufmerksam gefolgt war und kam nun plötzlich hieher, der mußte schmerzlich erstaunt um sich schauen, wenn er bemerkte, wie sich Alles in und um das Städtchen verändert.

Die breite neue Straße, die von Treviso hieher führte, war freilich noch dieselbe, und wenn man mit dem Eilwagen nach Mestre abreiste, so schien eine Zeit lang Alles beim Alten zu sein. Die Felder blühten in üppiger Pracht; die Maulbeerbäume hatten ihre Blätterkronen aufgesetzt; die Rebe schlang sich darüber hin mit ihrem hellen Grün; auch bemerkte man wohl hie und da eine Viehheerde oder auch einen Bauern, der auf seinem Ochsenkarren auf das Feld fuhr. Wenn man aber über die Hälfte des Weges hinaus war, so hörte man auf einmal den dumpfen Knall eines schweren Geschützes, jetzt wieder einen, dann mehrere hintereinander, und der kundige Postconducteur, der seine Nase zum Wagenfenster hinausstreckte, machte einen ängstlichen Fremden, der mit ihm fuhr, zuweilen auf eine feste Rauchmasse hoch in der Luft, in Form einer großen Kugel, aufmerksam, welche lange zusammenhielt und die der Wind erst nach und nach verwehte.

„Das war eine schwere Bombe," sagt der Conducteur, „die zu frühe in der Luft zerplatzte."

„Und die herabfallenden Stücke können uns nicht treffen?" fragt der ängstliche Reisende.

„Jetzt sind wir noch zu weit," entgegnet beruhigend der Andere; „aber wenn wir näher kommen, werden wir sie artig sausen hören."

„Gott steh' uns in Gnaden bei! —"

Der Postwagen fuhr nun weiter, was die Pferde laufen konnten. Endlich sahen die Reisenden rechts und links die zahlreichen Landhäuser liegen, in welchen der venetianische Adel sonst die warme Jahreszeit zuzubringen pflegte. Jetzt aber war's in den von Mestre entfernteren öde und leer. Da hielt auf dem breiten Sandwege keine Equi-

page, da sah man zwischen dem dunkeln Laub der Orangen und Granaten kein hellfarbig Seidenkleid durchschimmern; die Gitterthore waren verschlossen, die Fensterladen ebenfalls; Alles war unheimlich öde und sonderbar still.

Aber wenn man näher und näher nach Mestre kam, wenn die schweren Schüsse, die man in rascher Reihenfolge hörte, nicht mehr dumpf knallten, sondern heftig krachten, wenn die platzenden Bomben, wie es der Conducteur vorhin versprochen, artig über den Wagen dahin sausten, wenn man die Stadt endlich vor sich sah, dann wurden auch die Landhäuser rechts und links auf eine seltsame Weise belebter. Die Gitterthore waren geöffnet; neben der Schildwache, die ruhig auf und ab spazierte, saßen Soldaten im blauen Mantel und der Holzmütze und verrichteten allerlei häusliche Beschäftigungen; auf den breiten Sandwegen gingen ebenfalls Soldaten, an den Fenstern lehnten nicht minder welche, und wenn man etwas durch die Orangen- und Granatbüsche flattern sah, so war dies vielleicht weiß angestrichenes Lederzeug oder militärische Wäsche, die hier zum Trocknen aufgehängt war.

Die durch den schweren Belagerungsdienst sehr geplagten österreichischen Soldaten hatten sich bei ihren venetianischen Freunden so gemüthlich als möglich eingerichtet, und die zierlichen Gärten, die gewölbten Zimmer waren ihnen nach des Tages Last und Hitze wohl zu gönnen.

Auch die breite Landstraße fing hier an recht belebt zu werden. Aus den Feldern zu beiden Seiten bog Infanterie in Zügen und Compagnieen, aber nur mit der Mütze und ohne Waffen, auf die Straße ein. Sie kamen von den Belagerungsarbeiten, hatten Faschinen und Schanzkörbe angefertigt, überhaupt Material zum Batterieenbau, das nun von den Offizieren, die dorthin sprengten im dunkeln Waffenrock, grüne Federn auf dem Hute, in Augenschein genommen und verzeichnet wurde. Generalstabsoffiziere und Ordonnanzen ritten hin und her, und aus einem rechts am Wege stehenden Land-

hause der Villa Papadopoli kam eine Schaar Reiter hervorgesprengt, darunter ein paar Generale, denen Adjutanten folgten; und voraus ritt ein langer hagerer Mann mit ernstem Gesichte, hellen klugen Augen, dessen grauer Bart im Winde flatterte.

„Haynau!“ sagte der Conducteur, und die Passagiere im Wagen verrenkten fast die Hälse, um den berühmten General zu sehen. —

Wie aber hatte sich jetzt die Stadt verändert! Von den Einwohnern keine Spur! Wohin man blickte — Soldaten und wieder Soldaten. Hier saßen sie reihenweise unter großen Bäumen, die erst von der Arbeit Gekommenen, und ruhten, ihre Pfeife rauchend, aus. Dort im Hofe putzten Andere ihre Säbel und Gewehre, die von der langen Unthätigkeit ein bischen rostig geworden waren; denn hier braucht der Soldat nur Spaten und Schaufel. An einem Wasserbecken, wo vordem eine Schaar Verkäuferinnen ihre Gemüse frisch gehalten und geputzt, wuschen jetzt Artilleristen ihre Geschirrsachen, Wischer und Ansetzkolben. Aber dabei war hier Alles lustig und guter Dinge; Jeder amüsirte sich auf seine Art. Hier unter einem Haufen Grenzer sang Einer ein melancholisches Lied aus der Heimath, und da blitzten die schwarzen Augen und die dunklen Gesichter grinsten vor Wehmuth und verzeihlichem Heimweh. Ein Böhme hatte — Gott weiß wo? eine Violine erobert und spielte lustige Weisen, zu welchen Ungarn mit lustigem Hussa! umhersprangen.

Und wie war nun der Marktplatz um diese Zeit lustig und belebt! Hier hatten die Offiziere, die gerade nicht im Dienst waren, ihr Hauptquartier; und es war unter dem Krachen der Geschütze, unter dem Brausen der Kugeln eine kleine treffende Copie von Wallensteins Lager. Aus wie viel Waffenarten und Nationalitäten bestand nicht schon das Belagerungsheer! Und dazu die Menge von Genieoffizieren, Adjutanten, Ordonnanzen und Generalstäblern, die in ihren dunklen Waffenröcken und in ihrem ruhigen Wesen ernst und gesetzt abstachen gegen die Kameraden der anderen Theile der Armee: Husaren,

Dragoner, Chevauxlegers, Kürassire, die erst gestern hieher gekommen waren, um das großartige Schauspiel mit anzusehen.

Wer nicht gerade im Dienst war, der befand sich auf dem Marktplatz, rauchend, Kaffee trinkend und spielend. Es war hier wie ein Lustlager, und wenn nicht das Krachen der Geschütze gewesen wäre, oder wenn ein unhöfliches Bombenstück nicht zuweilen aus hoher Luft auf das Pflaster niedergeschlagen oder auch wohl durch das Schatten spendende Vordach des Kaffeehauses gedrungen wäre, hätte man glauben können, einem friedlichen Manöver beizuwohnen.

Aber Mestre hatte seine Schattenseite, seine Straßen, in denen es recht unheimlich, ja traurig aussah; das waren die, wenn man sich vom Markte hinweg nach dem großen Kanale wandte, die Seite der Stadt, welche zunächst gegen Malghera liegt. Hier waren die Häuser schon längst verlassen, und die tapferen Jäger, welche in denselben ihr Quartier hatten, wurden gezwungen, sich Schritt für Schritt zurückzuziehen. Die Italiener in Malghera machten sich ein Vergnügen daraus, die kaiserliche Munition, die sie nichts gekostet, ganz unnöthig und mit der größten Verschwendung auf die kaiserlichen Truppen und auf ihre eigene unglückliche Stadt Mestre zu verschießen. Es verging während manchen Tages kaum eine Viertelstunde, wo nicht ein Schuß herüberkrachte und eine schwere Kugel in das Mauerwerk einschlug. Manche der Gebäude hier waren nur noch Schutthaufen, zerschmettert und zerrissen. Mehrere Straßen waren dem Militär verboten worden; sie lagen öde und leer, die Fensterläden hingen herab, die Balkone waren zertrümmert, und wenn irgend ein wißbegieriger Offizier sich langsam vorschlich, um hinter einem der letzten Häuser nach dem belagerten Fort hinüberzuschauen, so tönte sein Schritt dumpf und hohl. Am trostlosesten sah es am großen Kanale selbst aus, an jener Stelle, wo zu Anfang unserer Geschichte jene beiden Offiziere ihren Wagen verlassen, um in einer Gondel nach Venedig zu fahren. — Damals und jetzt, welch ein Unterschied! Von den vielen Menschen die damals hier verkehrten, die lachend und plaudernd ihre Geschäfte betrieben, nicht



Einer mehr! Verschwunden waren die Boote, die Marktschiffe, die Gondeln; auf dem Kanal wiegte sich kein Fahrzeug mehr, bedeckt mit frischem Grün, keines mehr mit Körben voll buntfarbiger, duftender Blumen. Die ganze Wasserfläche lag einsam ernst und still; und den Landungsplatz, von wo früher zahlreiche Zuschauer auf das Marktgewühl herabblickten, sperrte eine Batterie, deren Geschütze gegen Malghera drohten.

Wenn man über den Marktplatz in Mestre ging, bei der alten Kirche vorbei, und wandte sich an dem einzigen Gasthofe rechts, so kam man bald in das Stadtviertel, wo sich nur Häuser auf einer Seite der Straße mit großen Zwischenräumen befanden. Hier hinaus ging der Weg nach Vicenza, der aber seit der Eröffnung der Eisenbahn natürlicher Weise an Wichtigkeit verloren. Ehe man aber diese Landstraße erreichte, kam man an einen freien Platz, auf dem, noch in der Stadt selbst, eine Art Landhaus lag. Es war das eines jener Bauwesen aus dem vorigen Jahrhundert, aus rothen Ziegelsteinen erbaut, oben mit einem Mansardenstock, die mittleren Etagen mit reich verschnörkelten Fenstern, unten eine breite Steintreppe, an deren Geländer der Baumeister den Versuch gemacht zu haben schien, wie weit es Geduld und Geschmacklosigkeit zu bringen im Stande seien. Das Haus hatte einen Hof, mit Einfassungen analog dem Treppengeländer, einem Gitterwerk, das auch hier erst nach hunderttausend unnöthigen Drehungen und Wendungen an der Hauptöffnung zusammenkam, wo das Thor aus zwei paar kleinen Engeln gebildet wurde, die so furchtbar verschwollen und schlagflüssig aussahen, daß ein gewissenhafter Arzt gleich in Versuchung gekommen wäre, ihnen mit Entsetzen den Puls zu fühlen.

Vor diesem Hause nun stand eine Gruppe von Offizieren, und hatten neben sich eine Karte aufgelegt, mit deren Hülfe sie über die verschiedenen Operationen gegen Malghera sprachen. Es waren zwei



Generalstäbler und zwei Genieoffiziere. Einer der Ersteren, ein schon etwas ältlicher Herr mit Brille, hatte im Eifer des Gesprächs einem der Engel seinen Federhut aufgesetzt, was äußerst komisch aussah. Ein junger Husarenoffizier lehnte seitwärts an dem eisernen Gitter und war beschäftigt, einen hartnäckig zuglosen Rattenschwanz in Brand zu bringen.

„Vederemo," sagte der jüngere Generalstabsoffizier, indem er die Karte zusammen faltete, „mit der errichteten Parallele und unsern paar Batterieen mit weniger Munition werden wir nicht viel ausrichten."

„Die Werke von Malghera können wir freilich nicht damit demontiren," bemerkte ihm der Offizier vom Geniecorps. „Aber der moralische Eindruck, wenn sie nun auf einmal auch unsererseits mit Projectilen aller Art bedient werden, kann nicht gering sein, und ich glaube, man hofft viel davon."

„Bah!" sprach der Major, „Niemand, der die Italiener genau kennt. Wenn man ihnen im freien Felde den Ernst zeigt, à la bonheur, das macht sie stutzig; aber hinter Wall und Mauer da schießen sie wie die besten Truppen. Und welch' herrliche Munition haben wir ihnen angefertigt und hinterlassen! Der Gedanke kostet mich noch mein Leben. — Bei zweihundert der neuesten, schönsten, bravsten Geschütze, kaiserlich Metall, haben sie da drin, und wir müssen hier vor unserer eigenen Festung liegen, und wenn wir einen etwas tiefen Laufgraben anlegen, haben wir alle Gefahr zu versaufen."

„Je mehr Schwierigkeiten, desto mehr Ruhm," meinte der andere Genieoffizier, ein junger Hauptmann mit ernstem, gesetztem Wesen. „Die Sache muß gelingen!"

„Damit hat's freilich keine Noth," entgegnete der Major. „Was wäre mit solch einer braven Armee unmöglich? Kann man besser arbeiten, als die Leute thun, unverdrossen, immer lustig und guter Dinge? scheeren sich den Teufel um Kugeln und Bomben, wenn ja Einige hingelegt werden, so wird aufgeräumt und die Uebrigen drohen gegen die rebellische Schaar und rufen: „Es lebe der Kaiser!"





„Nur zieht es sich lange hinaus," sagte der Lieutenant vom Geniecorps. „Nächstens fängt es an, sehr heiß zu werden und dann haben wir die Fieber auf dem Hals."

„Deßhalb nur tüchtig fortgearbeitet!" nahm der Major wieder das Wort, indem er mit dem Finger auf die Karte zeigte. „Gebt nur Achtung, von hier aus wird eine zweite Parallele etablirt mit einer artigen Menge von Geschützen. Munition dazu ist genugsam verschrieben."

Damit steckte er die Karte in die Brusttasche.

„Wann fängt dein Dienst in den Laufgräben an?" fragte der Ingenieurhauptmann seinen Kameraden.

„Um neun Uhr marschiren wir von der Paduaner Straße ab," entgegnete dieser.

„Also auf Wiedersehen heute Abend!"

„Tschau!"

Damit trennten sich die vier Offiziere; die vom Generalstab gingen ins Haus zurück, der Hauptmann vom Geniecorps nahm seinen Kameraden, den Husarenoffizier, unter dem Arm und Beide schlenderten nach Mestre hinein. Doch betraten sie nicht die Hauptstraße, sondern wandten sich rechts, gingen eine Strecke weit auf der breiten Chaussee, die nach Padua führt, und bogen dann links in das Feld ab, wo die Laufgräben anfingen.

„Ehe wir zu den Batterieen vorgehen," sagte der Ingenieurhauptmann — der Leser wird wohl errathen haben, daß es Friedrich von S. war, den wir hier in Mestre wieder finden — „muß ich dir ein kleines, heimliches, aber trauliches Plätzchen zeigen; ich bin überzeugt, daß es auch dir gefallen wird — unsern Begräbnißplatz. Siehst du dort, wo man die Kultur geschont hat, da liegen die Armen so viel hundert Stunden von der Heimath im Schatten des Maulbeerbaumes und des Rebenlaubs. Du mußt gestehen, daß dieß Plätzchen eher einem Garten ähnlich ist als einem Kirchhof."

„Wahrhaftig, es hat nichts Abschreckendes," bestätigte der Husa-

renoffizier, „und wer einmal bestimmt ist, hier zu bleiben, der kann es sich schon gefallen lassen, da begraben zu werden.“

„Bei den Kameraden,“ sprach ernst Friedrich von S. „Und du siehst, wie rührend schön sie für die Ausschmückung ihrer Gräber gesorgt haben.“

Dem war auch in der That so. Unter dem Laubdache im grünen Grase, das den Boden hier bedeckt, waren die Gräber der Gefallenen recht sorgsam aufgeschaufelt und hatten Kreuze, einfach zusammengebunden von Baumästen, andere mit Kränzen verziert, oder sogar mit kleinen Heiligenbildern. Und so lagen die Todten in Ruhe und Frieden neben einander, in ihrem Grabe fort und fort militärisch begrüßt, denn von Malghera herüber krachte Schuß auf Schuß.

„Die drüben feiern nicht,“ sagte lächelnd der Genieoffizier; „und hier ist noch Platz genug. Wenn du lange genug hier bleibst, so kannst du auch vielleicht mir noch einen Besuch hier abstatten. Nächstens wird es drüben scharf hergehen, und ich habe eine Ahnung, als wenn die für mich gegossene Kugel in Malghera bereit läge.“

„Ah! wie kann man so sprechen!“ rief lachend der Husarenoffizier; „namentlich du, der in diesem und dem vorigen Jahre so gleichgültig, so unerschrocken ins Feuer ging, was dir übrigens, unter uns gesagt, vortrefflich vergolten wurde. Denn hast du nicht die beste Aussicht, nächstens Major zu werden? und das ist doch in den wenigen Jahren eine ungeheure Carriere. Wir armen Reiter sind schlecht weggekommen. — Nun! denken wir nicht daran.“

Damit gingen die Beiden durch die Laufgräben nach den Batterieen der ersten Parallele, die fast beendigt war. Von dort aus sah man Malghera deutlich vor sich liegen, sah jedes der Werke mit einer dreifarbigen Fahne geziert und bemerkte, wie die Besatzung mit ihren rothen Hosen hin und her lief. Munition sparten sie niemals; fast jeden Augenblick blitzte ein Schuß auf und es sauste eine Vollkugel, bald das Parapet der Tranchée streifend, bald hinter derselben einen armen Maulbeerbaum umreißend.

„Dort liegt Venedig," sagte Friedrich von S. und zeigte rechts von Malghera nach der abgesprengten Lagunenbrücke. „Ich hätte in meinem ganzen Leben nicht gedacht, daß wir uns hier mit unserer eigenen Festung beschäftigen müßten. — Und wir sind noch lange nicht darin!" setzte er seufzend hinzu.

„Apropos!" redete der Husar nach einer Pause, „du hast mir damals in der Nacht vor Mailand die merkwürdige Geschichte erzählt, die dir in Venedig passirt. Hast du nichts weiter erfahren? Ist die Dame noch in der Stadt oder hat sie sich, wie so viele Andere, geflüchtet?"

Friedrich von S. schüttelte den Kopf und versetzte: „Direct weiß ich fast gar nichts von ihr. Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, schrieb ich ihr ein paar Mal, erhielt auch die freundlichsten Antworten; doch warnten mich meine Vorgesetzten vor dieser Correspondenz, und mit Recht. Du weißt, wie sich bald darauf die Zeiten gestalteten, und seit die dreifarbige Fahne in Venedig weht, habe ich nur erfahren, daß sie noch in der Stadt ist."

„Also nicht abgereist?"

„Sie wollte ihren Vater nicht verlassen, und da das Unglück nun einmal über ihre Vaterstadt hereingebrochen, so that sie und thut wahrscheinlich alles Mögliche, um die Noth all der unglücklichen Menschen, die so muthwillig ins Verderben mit hineingerissen wurden, zu lindern. Die letzten Nachrichten von ihr erhielt ich merkwürdiger Weise durch einen Deserteur, einen Deutschen, bei einer der vielen Fremdenlegionen angeworben, der von Val-Tojado zu uns nach Capo-Sile desertirte. Es war das ein merkwürdiger Bursche, er kam auf einem Nachen allein und hatte sein Hemd als weiße Fahne an einer Ruderstange befestigt. Er hatte sich häufig in den venetianischen Spitälern umher getrieben, und machte im Allgemeinen eine schlechte Schilderung von ihren Anstalten und versicherte unter Anderm, die Kranken hätten an Leib und Seele zu Grund gehen müssen, wenn sich nicht von den vornehmen Damen der Stadt ihrer angenommen. Unter diesen sei



besonders eine gewesen, welche namentlich die Deutschen aufgesucht, sich auch in ihrer Sprache nach ihren Leiden erkundigt und welche Allen ein hülfreicher Engel gewesen sei. Natürlicher Weise dachte ich an die Marchesa, er beschrieb mir die Dame so genau wie möglich, und als er von ihrer hohen Figur, ihrem ernsten und doch freundlichen Wesen, ihrem blonden Haare sprach, da wußte ich sicher, daß es Donna Emilia gewesen sei, und hätte den Mann beneiden können, der im venetianischen Spital gewesen, der Wohlthaten von ihrer Hand empfangen. — — Mein Herz ist zerrissen," fuhr er nach einer Pause fort, „ich kann ihrer, die so gut, so unschuldig auf feindlicher Seite steht, nur mit der innigsten Liebe gedenken. — Gott weiß, wie das enden wird!"

„Vielleicht besser als du denkst," entgegnete der Husar. „Was kann die Marchesa dafür, daß ihr Vater ein Venetianer ist und sich in einem Taumel mit fortreißen ließ? Jeder von uns weiß doch, wie sie gesinnt war. Die Fahne mit den kaiserlichen Farben an ihrer Gondel hat man ihr nicht vergessen; und die Geschichte ist bekannt genug."

„Es ist gut von dir," versetzte der Andere, „daß du mir freudige Hoffnung machen willst. Mag der Himmel wissen, wie es ihr dort drüben in der belagerten Stadt gehen wird. Wie es aber hier mit mir endigen wird, darüber habe ich ziemliche Gewißheit. — Jetzt aber komm nach Mestre zurück, wir haben hier schon lange genug auf dem äußersten Punkt gesessen und den Italienern unsere Uniformen gezeigt: ich sehe da oben ein paar, die mit Fernröhren scharf herüber blicken; Anderes wird sogleich folgen. Im Dienst des Kaisers soll man mich meinetwegen zusammenschießen, aber durch Vorwitz will ich nicht eine einzige Kugel herbeilocken, die unsere braven Arbeiter belästigen könnte. Komm herab!"

„Noch einen Augenblick!" sagte lachend der Husar. „Da auf dem Fort Rizzardi blitzt es stark auf; das wird uns gelten."

Und so war es auch. Denn kaum hatte er diese Worte ge-



sprochen, so streifte eine 24pfündige Kugel nicht einen Schritt von ihm die Brustwehr und warf einen Haufen Sand und Steine über ihn her, die der junge Offizier nun lachend von sich abschüttelte und darauf in den Graben hinabsprang. Noch ein paar Schüsse wurden drüben gethan, eigentlich Bombenwürfe; man hörte das Sausen der Kugeln hoch in der Luft, das immer stärker wurde und dann in verdächtige Nähe kam, mit einem Schlag auf den Boden und einem lauten Krachen endigte. Die Stücke des platzenden Geschosses sausten pfeifend nach allen Seiten, bohrten sich tief in den weichen Sand oder zerschmetterten auch wohl ein paar Bretter, hinter denen die Arbeiter Schutz gesucht.

Der Husarenoffizier verabschiedete sich auf dem Marktplatze von seinem Freunde, und da er erst heute Morgen von Mailand gekommen war, stieg er zu Pferde, um sein Quartier aufzusuchen, welches außerhalb der Stadt in einer der zahlreichen Villen war. Er mußte weit hinaus über Casa Papadopoli, dann zeigte ihm ein Bauer auf Befragen einen Feldweg, der links von der Straße abführte und ihn endlich in eine hohe, dichte Allee brachte, die in einen Park mündete, der mit einem hohen eisernen Gitterthor verschlossen war. Hier war aber weder eine Glocke noch sonst etwas, um Einlaß verlangen zu können. Wenn auch rechts und links keine Mauer war, so zeigte sich doch dafür, so weit man sehen konnte, ein über sechs Schuh breiter und tiefer Wassergraben, der augenscheinlich das ganze Gut umgab. Der Husarenoffizier sah kopfschüttelnd das verschlossene Thor und war schon im Begriff wieder umzukehren, indem er dachte, er sei fehlgeritten, als ein Mann, der hinter ihm quer durch die Allee schritt, ihm sagte, die Villa sei dieselbe, welche er suche.

„Aber zum Teufel! wo ist die Villa?" fragte der Reiter. „Man sieht ja weder Haus noch sonst etwas. Wie kann man sich den Bewohnern verständlich machen, und warum ist das Thor verschlossen?"

Der Fremde zuckte die Achseln und erwiderte: „Ja, Herr, die

drinnen haben Furcht! 's beste wäre, Sie ritten da drüben in's Dorf und schickten einen Knaben herüber, der Sie ankündigte."

„Wie soll der da hineinkommen?"

„Links vom Thore befindet sich eine Planke über den Graben im dichtesten Gebüsch. Ich weiß den Platz nicht, aber die aus der Umgegend werden ihn schon finden."

Damit wandte sich der Mann um und eilte über das Feld davon.

Der Offizier ritt an das Thor zurück, wandte sich dann links und verfolgte eine Zeit lang den Wassergraben. Richtig! es schien derselbe um das ganze Gut herum zu laufen. Meistens befand sich an den beiden Ufern dichtes Gebüsch; nur hie und da war eine kleine Lichtung. Bei einer der letztern wandte der Husar entschlossen sein Pferd und indem er dachte: ich muß wohl schon auf Reiterart da hinein, ließ das edle Thier zum Sprung ansetzen und flog mit ihm leicht und gewandt über das abgesperrte Terrain. An dem Graben rechts wieder hinaufreitend, kam er bald an das Gitterthor und auf einen breiten Kiesweg, der in das Innere des Gartens führte. Rings war Alles still; der Reiter befand sich im dichten Schatten der hochstämmigen Bäume, die rechts und links standen. Jetzt bog der Weg etwas rechts ab, worauf der Husar vor sich auf einem kleinen Rasenplatze die Villa, sein Quartier, liegen sah. Anfänglich glaubte er hier ebenfalls Alles abgeschlossen wie das äußere Thor zu finden und ließ ein kräftiges Halloh ertönen. Rasch wurde indeß jetzt die Thüre geöffnet und ein alter Mann, der heraustrat, war offenbar erstaunt, ja erschreckt, vor sich einen wohlbewaffneten Reiter zu sehen.

„Hier ist doch die Villa —?" rief der Husarenoffizier.

„Allerdings!" entgegnete der alte Mann. „Doch wenn ich mir erlauben darf zu fragen, auf welchem Wege kommen Sie hieher in den Garten?"

„Geradeaus, nach Husarenart!" lachte der Offizier, „da das Thor verschlossen war und man mir auf mein Rufen keine Antwort gab, so mußte ich mich schon bequemen, über den Wassergraben zu setzen."

„Ein braves Pferd," sagte hierauf der alte Mann, indem er näher trat, den Zügel ergriff und das Thier sanft auf den Hals klopfte."

„Sie haben doch Platz für mich?" fragte der Offizier.

„Die ganze Villa steht zu Ihrem Befehl," versetzte der alte Mann. „Es sind noch ein paar Bediente da, die ich Ihnen zur Verfügung stelle, im Falle Sie nicht Ihre eigene Dienerschaft erwarten."

„Später kommt mein Bursche mit wenigem Gepäck," antwortete der Husar. „Geben Sie ihm ein Plätzchen in meiner Nähe."

„Sie wollen selbst wählen," entgegnete der Andere; und da unterdessen ein Bedienter aus dem Hause gekommen war, so übergab er diesem das Pferd und öffnete die Thüre, um den ungebetenen Gast eintreten zu lassen.

Das Wohnhaus, ein mittelgroßes, sehr elegantes Casino mit flachem Dache, massiv von Stein erbaut, mit zahlreichen Statuen und Bildhauereien verziert, schien in der That ganz leer zu stehen. Hohl klang der Schritt auf den Gängen und Treppen, und im ersten Stocke mußte der Alte jetzt die Fensterläden öffnen, um Luft und Licht in die dunkeln Zimmer zu lassen.

Der junge Offizier wählte sich bescheidener Weise ein kleines, aber zierliches Schlafzimmer mit einem Kabinet daneben. Er hatte von hier eine Aussicht in den breiten, schönen Park und mußte sich gestehen, daß der Besitzer oder der Erbauer ein Mann von Geschmack sei und es wohl verstand, sich gegen das hiesige Klima zu waffnen. Hier war doch Schatten, Kühle, frisches Wasser im Gegensatz zu vielen anderen Landhäusern um Mestre, die, wie absichtlich, fast ganz ohne Bäume sind, und auf welche die Sonne nach bestem Ermessen den ganzen Tag hinbrennen kann. Es war unendlich ruhig und stille hier; man hätte glauben können, entfernt von jeder großen Stadt mitten in der Einsamkeit zu leben; nur zuweilen hörte man einen dumpfen Schlag — einen Schuß von den Wällen Malghera's.

Der Husarenoffizier richtete sich so gut wie möglich ein, und als später sein Bursche mit dem Gepäck kam, er sich umgezogen hatte und in den dichten Laubgängen des Parks seine Cigarre rauchte, mußte er sich eingestehen, daß es auf solche Art höchst bequem und amüsant sei, einer Belagerung beizuwohnen.

Die Beschießung des Forts Malghera in der Mittagsstunde des vierten Mai aus fünf Batterieen der Vorparallele hatte, obgleich sie den eingeschlossenen Feind auf's Höchste überraschte, nicht die gewünschte Wirkung. Obgleich die österreichische Artillerie außerordentlich brav geschossen und das Innere des Forts schon von Kugeln ziemlich durchfurcht war, die platzenden Bomben tiefe Löcher in den Boden gerissen, obgleich die Ketten der eisernen Zugbrücke zertrümmert und das Wachthaus am Thore sowie ein Kaffeehaus im inneren Platze durch hereinstürzende Bomben zerschmettert waren, so hatte doch die Beschießung den äußeren Werken wenig Schaden gethan. In Malghera, das außerordentlich mit Geschützen und Munition ausgerüstet war, kommandirte ein tüchtiger Offizier, und so kam es denn, daß die Beschießung auf's Vollständigste erwidert wurde, und zwar so, daß auf einen Schuß aus den Batterieen vielleicht sechs aus dem Fort kamen. Die Belagerungsarbeiten, so gut sie auch gefertigt waren, wurden von Kugeln durchfurcht, die Batterieen mit feindlichem Eisen überschüttet. Man war nicht mehr im Stande, die Schüsse zu zählen, man wußte es nicht mehr, krachte es hier oder krachte es dort. In Rauch und Staub gehüllt, standen die braven Oesterreicher bei ihren wenigen Stücken und horchten verwundert auf den Höllenlärm, der nach ihren ersten Schüssen von drüben losbrach. Das Pfeifen der Kugeln, das Zischen und Krachen der Bomben war unbeschreiblich und ohne Aufhören; fort und fort flogen die feindlichen Kugeln in unglaublicher Anzahl herüber — ein Hagelwetter der häßlichsten Art. In demselben sah man die Artil-

leristen arbeiten, ruhig und sicher, wie auf dem Exerzierplatz, und wenn auch mancher gute Kamerad dahinsank, wenn auch manches brave Geschütz von den feindlichen Kugeln auseinandergeschlagen wurde: es rückten immer neue Kräfte zum Ersatz an, bis der Abend kam, wo die Batterieen fast ganz demontirt waren, und wo auch der Feind nach und nach sein Feuer einstellte.

Man kann sich leicht denken, daß während dieser Zeit Alles in Mestre in der gespanntesten Erwartung war. Wem es sein Rang oder seine Stellung erlaubte, stieg auf den alten Guelfenthurm hinauf, wo man das majestätische Schauspiel am besten sah. Da hatte man die ganze Geschichte wie eine Karte vor sich ausgebreitet; man sah die schwachen österreichischen Batterieen, wie ihre Kanoniere alles Mögliche thaten, um dem so weit überlegenen Feinde in Malghera einigermaßen kräftig und gut antworten zu können. Bis in die tiefe Nacht hinein dauerte das Schießen, und als es nach und nach dunkelte, war der Anblick des gegenseitigen Geschützfeuers unbeschreiblich schön. Die Bomben, deren Flug man am Tage mit den Augen nicht folgen konnte, zeigten nun deutlich in zischendem, spritzendem Feuer den großen Bogen, den sie beschrieben. Während sie dahinflogen, stäubten sie große Funkenkreise um sich her, und wenn sie platzten, so flog es wie ein starker Blitz empor, dem ein dumpfer Knall folgte. Schöner noch war der dichtere Feuerstreifen der mächtigen Raketen, die sie auch zuweilen aus dem Fort herausschossen, mehr zu ihrer Unterhaltung, als daß sie damit auf die weite Entfernung großen Schaden gethan hätten.

Auf der Plattform des erwähnten Thurmes saßen mehrere Offiziere bei einander und sahen dem großartigen Schauspiele zu. Unser bekannter junger Husarenoffizier hatte sich neben seinem Freunde, dem Hauptmann vom Geniecorps, auf die Brustwehr gelehnt, und sagte nach einer Pause: „Aber es ist doch in der That unverantwortlich, wie das Volk da drüben — Gott möge sie verdammen! — mit kaiserlicher Munition umgeht. Es ist, als hätten sie sich vorgenommen, jeden Tag ein gewisses Quantum zu ruiniren.“

„Mich dauern nur die schönen Raketen!“ entgegnete ein Artillerieoffizier mit tiefer Stimme, der nebenan auf dem Ziegeldach des Thurmes saß. „Eine so mühsam erzeugte Munition, von deren Anfertigung die Kerle drüben gar keinen Begriff haben. Und wenn ganz Venedig zusammenhilft, so bringen sie doch keines dieser Geschosse zuweg, das nur auf anständige Manier hundert Schritte weit geht.“

„Sie können sie nicht einmal ordentlich abbrennen,“ meinte ein Anderer. „Wenn ich sie mit unsern lieben Raketen wirthschaften sehe, so ist es mir gerade, als wenn Schulbuben ein edles Pferd maltraitiren. Zuerst geht's eine Zeit lang geduldig, dann aber schlägt's hinten und vornen aus. Schaut's mal dahin! Kommt wohl eine einzige heraus, die einen ordentlichen Bogen macht? — Alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Pfui Teufel!“

„Sie haben sich ihre Finger schon garstig damit verbrannt,“ sagte Friedrich von S. „Uns hat neulich ein Ueberläufer davon erzählt; wie viele sind ihnen schon geplatzt, wie viele schon auf die Seite gegangen oder sogar rückwärts in die eigene Bedienungsmannschaft hinein!“

„Wohl bekomm's!“ brummte der erste Artillerieoffizier und blies seine Cigarre zu einer starken Glut an.

Einige Augenblicke sah man keine Raketen mehr fliegen; auch hatte das Schießen einigermaßen nachgelassen; nur vom Fort Rizzardi krachte noch zuweilen ein Schuß herüber, ein tölpelhafter, wilder Knall aus den dort befindlichen Paixhans. Die gewaltige Pulverladung erhellte auf einen Augenblick die Schießscharte, hinter der sie standen, so deutlich, daß man fast das ganze Gewühl um die Kanone sehen konnte. Gleich darauf aber verschlang die tiefe schwarze Nacht Alles wieder. Drüben, über das Fort hinaus, leuchteten die Lagunen im ungewissen Scheine; am Himmel jagten finstere Wolken, und von Venedig herüber sah man hie und da den Schein eines Lichtes. In den Batterieen sowohl als in dem Fort schienen sie müde geworden zu sein. Die Schüsse wurden immer seltener und hörten bald ganz auf.

Die Offiziere auf dem Thurme, welche nun nicht mehr durch den Blitz und den Flug der Raketen unterhalten wurden, die sie bisher von ihren Plätzen an der Brüstung deutlich sahen, stellten sich nun plaudernd an dieselbe und überließen sich ihren Betrachtungen, was der morgige Tag wohl bringen könnte.

„Hat Einer von euch sehr gute Augen?" fragte nach einiger Zeit Friedrich v. S., der eine längere Weile angelegentlich nach dem Fort hinunter geblickt hatte, „d. h. solche Augen, die auch bei Nacht etwas taugen?"

„Katzenaugen!" bemerkte einer der Artillerieoffiziere lachend. „Hier ist ja unser Kamerad von der Flotte! Ihr müßt ja bei Tag und Nacht gleich gut sehen. Tritt 'mal ein Bischen da vor. — Was willst du mit deinen Nachtaugen?" wandte er sich an den Genieoffizier, der noch immer sehr angestrengt hinabblickte.

„Zufällig habe ich hier ein Nachtglas bei mir," sagte der junge Offizier von der Marine, der nun eintrat. „Wohin soll man lugen?"

„Schaut da hinunter," antwortete Hauptmann von S. „Dort sieht man, — freilich sehr undeutlich — die Formen Rizzardi's. Jetzt fahrt ein Bischen mehr links auf uns zu und setzt euer Nachtglas an."

Der Seeoffizier that, wie ihm geheißen. — „Ja, ja," sprach er nach einigen Augenblicken, „auf der Leeseite des Forts scheinen sie ein paar kleine Fahrzeuge auszusetzen."

„Bah! da ist ja kein Wasser!" sagte der Artillerieoffizier.

„In's Genießbare übersetzt," erklärte Hauptmann von S. lächelnd, „will unser Kamerad sagen, er sehe dort etwas sich bewegen."

„So ist es," bestätigte dieser. „Jetzt sehe ich es deutlicher."

„Ich habe es mir gedacht," bemerkte der Ingenieuroffizier und nahm ebenfalls das Glas. „Sie fallen wieder zum Zeitvertreib ein wenig aus. Nun, sie werden bei uns schon wachsam sein."

Eine Zeitlang blieb drunten Alles ruhig; vielleicht eine starke Viertelstunde lang. Dann aber sah man auf dem Terrain zwischen Batterieen und Fort, ziemlich nah bei dem ersteren, ein paar Gewehr-



schüsse schnell hintereinander aufblitzen: hierauf bemerkte man auf einem andern Punkte dasselbe, und ein paar Sekunden nachher ward auf der ganzen Linie lebhaft gefeuert. Die Laufgrabenwache blieb keine Erwiderung schuldig, und so blitzte und knatterte es eine Zeit lang lustig durcheinander. Namentlich von den Batterieen aus wurde so lebhaft und anhaltend gefeuert, daß sich die Angreifer bald zurückziehen mußten. Jetzt knallten auch von den Batterieen ein paar schwere Schüsse dazwischen, welche die vom Fort nicht beantworten konnten, da sie sonst Gefahr liefen, ihre eigenen Leute zu beschädigen.

„Wenn die Unsrigen nur nicht hitzig sind!“ sagte der ältere Artillerieoffizier. „Man sieht klar, was die Wälschen wieder im Sinn haben. Unsere Leute sollen ihnen den Gefallen thun und sie verfolgen, und wenn sie sie unter die Kanonen des Forts gelockt haben, dann soll man den Spektakel erleben, der drüben losgeht.“

Mehr und mehr schienen sich die Angreifer nach der Festung zurückzuziehen. Doch schien die Laufgrabenwache nicht die Absicht zu haben, hinter ihren Erdaufwürfen hervorzukommen. Und das zu ihrem guten Glücke. Jetzt schwieg das beiderseitige Feuer einen Augenblick; die Offiziere droben waren begierig, was jetzt kommen würde. Plötzlich stieg von dem Fort eine schwere Rakete gerade in die Höhe.

„Jetzt schießen sie sogar in die Luft!“ rief ein Infanterie-Offizier.

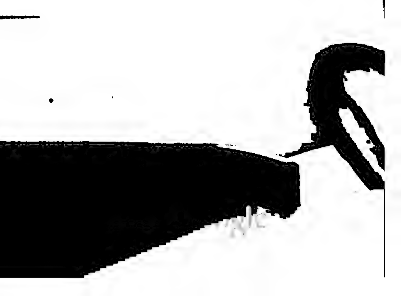
„Diesmal nicht,“ entgegnete einer der Artilleristen. „Gebt nur Achtung!“ — Der Feuerstreif der Rakete, nachdem er eine ziemliche Höhe erreicht hatte, neigte sich anmuthig nach vornen, entzündete darauf mit einem leichten Blitz die Ladung, die er trug, und in die dunkle Nacht hinaus quoll ein hellgelbes glänzendes Licht, größer und größer werdend, das endlich wie eine leuchtende Kugel langsam in der Luft schwebte. Es war eine Leuchtrakete, eine Art Geschoße, welche, sobald sie auf einer gewissen Höhe angekommen sind, durch das Heruntersinken über sich einen Fallschirm ausbreiten, der sie in den Lüften erhält und nur unmerklich niedersinken läßt. Eine solche Feuerkugel

gewährt einen unbeschreiblich schönen Anblick und erleuchtet das Terrain auf eine weite Strecke wie der hellste Mondschein. Im gegenwärtigen Augenblicke brauchten es die Angreifer, die sich unter die Mauern der Festung zurückgezogen hatten, um ihren Artilleristen die nöthige Beleuchtung zum Zielen ihrer Geschütze auf einen verfolgenden Feind zu geben. Obgleich nun diesmal glücklicher Weise kein solcher da war, so ließen sich doch die Italiener ihr Vergnügen nicht nehmen, und da nun einmal geladen war, so mußte auch losgeschossen werden. Ein prächtiges Schauspiel für die Augen! Ein paar Sekunden nachher waren die Festungswerke wieder in Feuer und Rauch eingehüllt; Bomben schwirrten durch die Luft, Raketen sausten nach allen Richtungen, und hie und da stieg noch eine der ebenerwähnten Leuchtkugeln auf, als wollten sie sich von ihrer Höhe umschauen, ob die zahllosen Schüsse auch einige Wirkung verursachten.

„Nun werden sie wieder fort machen bis an den hellen Morgen," brummte der Artillerieoffizier, und Friedrich v. S. meinte lachend, indem er seine Uhr herauszog und bei der Glut der Cigarre auf das Zifferblatt sah: „Jetzt ist es angenehm, wer wie ich hinaus in die Laufgräben muß; da hat man doch wenigstens Licht genug, um nicht über einen Schanzkorb oder dergleichen zu stolpern. Nun, behüt' Euch Gott; es ist Mitternacht, ich habe draußen zu thun."

„Ich begleite dich!" rief der Husarenoffizier. „Ich möchte mir gar zu gerne die nächtlichen Arbeiten draußen anschauen."

„Laß es heute nur bleiben," sagte ernst der Ingenieur. „Dabei kannst du nichts lernen, höchstens aber mit einem Bombenstück zusammentreffen. Und wenn sie dir einen Arm entzwei schießen, so hast du keine Ehre davon, und man wird morgen früh höchstens achselzuckend sagen: Warum ist er hingegangen! — Behüt' dich Gott! Reite nach deiner Villa und sorge mir morgen früh für ein kleines Frühstück. Wenn ich abgelöst bin, besuche ich dich. — Addio! — Addio! — Auf Wiedersehen!"



Wer um dieselbe Zeit nach Venedig kam, sah in der Lagunenstadt noch größere, noch traurigere Veränderungen als in Mestre. Wenn letztere Stadt auch hart mitgenommen war, wenn man auch dort keine anderen Bewohner mehr sah, als Militär, so gab doch das Treiben des Letzteren in seiner regelmäßigen Zeiteintheilung, in seiner Pünktlichkeit und Ordnung ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit, wie das immer bei dem großen Körper der Fall ist, der dem Wort eines Einzigen gehorcht. — Das war in der Inselstadt unter den zusammengelaufenen Schaaren mit ihren tausend verschiedenen Meinungen, mit ihren verschiedenen Beweggründen; die sich alle zu gleicher Zeit geltend machen wollten, und sich auch vielleicht geltend machten, schon ganz anders. Ja, wie hatte sich Venedig geändert! Wo war die, wenn gleich melancholische, doch wohlthuende, Ruhe ihrer Kanäle und Straßen geblieben? — Eine Behaglichkeit des Alters, welche uns in der allerdings gebrechlichen und zerfallenden Stadt so wunderbar ansprach. Wie saß vordem die alte Venetia so lebensmüde und doch prächtig auf ihrem Sessel mitten im Meere, umspielt von späteren Generationen, die, wenn sie auch vielleicht nicht im Stande waren, ihr zu neuer Jugendkraft zu verhelfen, sich doch bemühten, ihre Geschmeide wohlgeordnet zu erhalten, und die alten prächtigen Gewänder sorgfältig zusammenzogen, damit man die Blößen darunter nicht sehen konnte, und welche dafür sorgten, daß sie ruhig und anständig fortträumen konnte von alter Pracht und Herrlichkeit. — — Da kam jene Zeit, wo die alte kraftlose Venetia in der Hitze des Fiebers von ihrem Stuhl emporsprang und in matter Hand das Schwert schwang, nicht um Andere zu verwunden, sondern ihren eigenen Leib tödtlich zu verletzen. — —

Ja! fieberhaft erzitterte das Leben in den Straßen und Kanälen Venedigs. Malghera war, wie bekannt, am 26. Mai geräumt worden und dem Feinde, der nun viel näher gerückt war, wollte man, wenn er auch durch die Lagunen vordrang, jeden Schritt in der Stadt streitig machen; deßhalb hatte man Brücken zerstört, in den Kanälen, den eigentlichen Straßen Venedigs, Barrikaden erbaut, in-



dem man alte Schiffe hinein versenkte und die Ufer durch Balken und Steinhaufen verrammelte; alte Paläste an besonders wichtigen Punkten hatte man zu kleinen Festungen umzuwandeln versucht, kurz Alles gethan, um einen Feind, der thöricht genug gewesen wäre, stürmend in diese Stadt zu dringen, auf's Kräftigste zu empfangen. Die Stadt war überfüllt mit Menschen; neben der zahlreichen Bevölkerung Venedigs hatten sich Tausende flüchtig vom platten Land hineingeworfen, waren römische und toskanische Soldaten und Freiwillige aus allen Theilen Italiens in großer Anzahl hier zusammengetroffen, um dies letzte Bollwerk der Freiheit zu halten, die Meisten aber aus dem weniger schönen Beweggrund, um ein wildes zügelloses Leben noch länger fortsetzen zu können. Da waren die verschiedensten Nationen, die verschiedensten Truppenkörper unter stolzen herausfordernden Namen, welche aber oft allein das Beste an ihnen waren; da bestand aus Unteroffizieren eingeschmolzener Compagnieen aus Gefreiten, Sergeanten und allen möglichen Chargirten eine Unteroffiziercompagnie, die eine Bildungsschule hätte sein sollen für Offiziere und tüchtige Kriegsleute, aber wenn diese Compagnie schon in ihrem Aeußeren seltsam genug aussah, der Einzelne gekleidet in die Uniform des früheren Regiments, versehen mit den verschiedensten Waffen, auf dem Kopfe Czako, Mütze und Helm, so war ihr Inneres noch schlechter bestellt. Es war dies ein undisciplinirtes wildes Corps, das sich gegen die Offiziere empörte und nur mit bewaffneter Macht zur Ordnung gebracht werden konnte. — Dreißig bis vierzig Deserteure und Gefangene hatte man zu einer ungarischen Legion vereinigt, hatte ihnen rothe enge Hosen, verschnürte grüne Röcke und eine ungarische Mütze gegeben, und sie sollten einen Stamm bilden, der sich durch zahlreichen Uebertritt der Ungarn, auf den man sich Hoffnung machte, zu einem imposanten Ganzen vergrößern sollte. Aber der Stamm war faul und nicht im Stande Blätter zu treiben. Diese sogenannte Legion — berichtet ein Schweizeroffizier — erreichte kaum die Stärke einer halben Compagnie, und mußte, um auf dieser Zahl zu bleiben,

viele Richtungarn in ihre Reihen aufnehmen, ja sogar darüber froh sein, irgend ein aus Furcht vor Stockprügeln entlaufenes Kroätlein als Zuwachs zu erhalten. — Die sogenannte ungarische Legion in Venedig, von der man sich, ihrem pompösen Namen nach zu urtheilen, auswärts sicher eine übertriebene Vorstellung gemacht hat, reducirte sich auf 56 Mann, größtentheils Gefangene und Deserteurs. Alle venetianischen Truppen machten das Kreuz vor ihrer Bekanntschaft; denn sie waren als die schmutzigsten und langfingerigsten anrüchig und gaben bei jedem Anlaß Beweise ihrer Kunstfertigkeit in letzterer Beziehung. — Eine Truppe von äußerlich vortheilhaftem Ansehen war das Studentencorps, das sich, wenn auch muthig, doch durch keine militärische Tugend auszeichnete. Aus dem schönen Princip, ihre Offiziere selbst zu wählen, folgte auch der Umstand, daß Keiner diesen Offizieren, den Geschöpfen ihrer Wahl, auch den geringsten Gehorsam erwies. Diese Studenten führten, so lange es ging, ein burschikoses, vergnügliches Leben, trugen meistens Civilkleider, intriguirten gegen einander, zankten sich beständig und zeigten in ihrer Compagnie im Kleinen, was Venedig im Großen war. — Auch befand sich in der Stadt eine Dalmatiercompagnie, von der noch Schlechteres zu sagen ist, als von den ebengenannten. Dieselbe zettelte in Malghera nach dem ersten Bombardement eine Menterei an und mußte entwaffnet nach Venedig zurückgebracht werden. Unter den übrigen Truppen, welche Venedig überschwemmten: Neapolitaner, Römer, Toskaner waren indeß recht brave und tüchtige Elemente, nur fehlte es ihnen an einem Oberbefehl, einem kräftigen Zusammenhalten. Das Volk regierte, und wer heute in dessen Gunst stand und auf dem Markusplatz mit der höchsten Gewalt bekleidet wurde, wurde morgen vielleicht mit Verbannung und mit Tod bestraft.

So lange Venedig eine durch nichts gehinderte Verbindung mit der offenen See hatte, fehlte es wenigstens nicht an Lebensmitteln, und man lebte ziemlich herrlich und in Freuden; sobald sich aber die sardinische Flotte zurückziehen mußte und das österreichische Geschwader

die Blokade der Stadt aufnehmen konnte, machte sich bald an allen Lebensmitteln ein bedeutender Mangel fühlbar. Rindfleisch war nur zu hohen Preisen zu kaufen, der Wein stieg um das Doppelte des gewöhnlichen Preises, und Oel und Butter waren so theuer, daß der Kardinalpatriarch gestattete, die Speisen am Fasttage mit Rinds- und Schweinefett zu bereiten. Die Mühlen, welche der Stadt das Mehl lieferten, konnten, da sie vom Festlande nicht mehr unterstützt wurden, den Bedarf für die große Menschenmenge ferner nicht hervorbringen, und eine Folge davon war, daß das Volk in großen Haufen an den Bäckerläden warten mußte, bis jeder Einzelne den sehr klein zugemessenen Bedarf für den Tag erhalten konnte.

Natürlicher Weise war in jenen Tagen von einer regelmäßigen Beschäftigung der Volksklassen, von Arbeiten und dergleichen nicht mehr die Rede. Der größte Theil der Einwohner verließ Morgens früh die Häuser und schwärmte auf den Straßen und Plätzen umher, um irgend etwas Neues zu erfahren und auf unvorhergesehene Art seinen Unterhalt für den Tag zu erlangen, um dem Batterienbau auf der großen Brücke zuzuschauen, um auf die Schüsse von Malghera zu horchen, schließlich aber, um sich auf den Markusplatz zu begeben und hier durch irgend einen unvernünftigen Tumult den Präsidenten der Republik zu vermögen, daß er ans Fenster trete und einige Worte zu ihnen spreche. Auf diese Art war der prächtige Platz die Schaubühne eines regen Lebens und gewiß mannigfaltiger, ja auch interessanter, belebt als in den vergangenen ruhigen Zeiten.

Da stand, wie damals, der ehrwürdige Dom von San Marco und schaute verwundert in dies sonderbare Getümmel; von der Piazzetta her blickte die Ecke des phantastischen Dogenpalastes und die Procurazien nahmen, wie immer ernst und finster, die Hauptseite des Platzes ein. Aber unter ihren Bogengängen war nicht mehr der Versammlungsplatz der vornehmen Bürgerklassen Venedigs; hier sah man keine bunten Seidengewänder, keine schönen schwarzen Haare und glänzenden Augen, sondern eine mißfarbige lärmende Volksmenge

trieb sich hier wie auf dem ganzen Platze umher. Es war in Venedig so ganz anders geworden; fieberhaft drängte sich Alles hin und her, laut verhandelten die Gruppen die Ereignisse des Tages, ein trübseliges Gemisch, verwahrlost auch im Aeußern; und die Soldaten verschiedener Regimenter in ihren ebenso verschiedenen Uniformen, in meistens nachlässiger Kleidung und Haltung, trugen eben auch nicht dazu bei, dem Ganzen einen freundlicheren Anstrich zu geben. Doch waren auch die besseren Stände Venedigs zahlreich vertreten, hier theilnehmend an der allgemeinen Bewegung, mit den Arbeitern sprechend, sie ermahnend und anfeuernd, dort aber, und gewiß nicht ehrenhafter, als müßige Zuschauer im zierlichen schwarzen Frack mit lackirten Stiefelchen und hellen Handschuhen, die zur allgemeinen Unordnung vielleicht nächtlicher Weile mithalfen, aber wenn es galt öffentlich zusammenzuhalten, in der Ferne geringschätzend stehen blieben, um den schlechten Geruch rings umher mit dem Duft einer guten Cigarre zu verbessern.

Wenn die Menge so auf den Markusplatz und hinaus zur Eisenbahnbrücke gezogen war, so lagen die meisten Straßen und Kanäle ziemlich leer und einsam; sogar der Kanal Grande machte hievon keine Ausnahme. Vor einem der kleineren Paläste, der unserem Leser bekannt ist, schaukelten sich ein paar einfache schwarze Gondeln und entfernten sich zuweilen einen Augenblick von der Treppe, woran sie lagen, wenn nämlich einer der Gondoliere, des längeren Wartens müde, einen leichten Schlag mit dem Ruder auf das Wasser that. Diese Gondoliere, sehr anständig in dunkelfarbige Livreen gekleidet, gehörten zu dem Hause, vor dem sie sich gerade befanden; es waren ein älterer und ein jüngerer Mann.

„Cospetto!“ sagte der Letztere, „das Warten hier auf dem einsamen Kanal fängt mir an langweilig zu werden. Lägen wir noch an der Piazzetta, da könnte sich doch wenigstens einer von uns bequem hinschleichen und den Spektakel auf dem großen Platze ansehen.“

„O,“ versetzte der andere Gondolier, „was das anbelangt, so



ist mir hier der stille Platz, wo ich so wenig von dem nichtswürdigen Lärmen höre, recht behaglich. Du wirst auch noch genug bekommen. Die Madonna soll uns helfen! Was ist das für ein Leben geworden!"

„Auf das Leben würde ich gerade nicht schimpfen," antwortete lächelnd der Jüngere. „Wenig zu thun, viel Zerstreuung, evviva und Musik den ganzen Tag, und Feuerwerk umsonst."

„Möchte es auf deinem Kopfe brennen!" knurrte der Andere. „Daß dir das Leben hier gefällt, begreife ich vollkommen. Du bist aus Ferrara; was geht dich überhaupt Venedig an? Die Herrschaft ist reich, der Tisch wohl bestellt, unseren Lohn bekommen wir in klingendem Silbergeld: das gefällt dir freilich. Ich aber, ein alter Venetianer, einen großen Familienanhang hinter mir, könnte dir sagen, was es heißt, alle diese Tollheiten mitmachen zu müssen, die schmierige Suppe auseſſen zu helfen, die unsereins nicht mit einbrocken half."

„Zugestanden," sagte der jüngere Gondolier, indem er die Nase hoch emporhob und sich so zierlich als möglich auf sein Ruder stützte, „du hast vielleicht in diesen Widerwärtigkeiten etwas mehr durchzumachen, weil du ein Venetianer und mit großer Familie versehen bist; aber am Ende, wenn alles vorbei ist, fällt dir durch eben diese zahlreichen Verwandten auch eine größere Portion von Belohnung zu als mir, dem Einzelnen."

„Belohnung?" fragte der Aeltere und zuckte verächtlich mit den Achseln. „Was verstehst du darunter?"

„Die Freiheit!" entgegnete der Andere und hob die rechte Hand empor, wie wir es bei den Volksrednern zuweilen sehen.

Einen Augenblick schwieg der alte Diener, dann erfaßte er sein Ruder mit beiden Händen und hob es einige Zoll aus dem Wasser „Höre mich!" sagte er alsdann mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, „laß mich dies Wort aus deinem Munde noch ein einziges Mal hören, und — ich schwöre dir's bei meinem Schutzpatron — ich werde mir auch meine Freiheit nehmen, und die ist, dich zu Boden



zu schlagen, daß du das Aufstehen vergessen sollst. Freiheit? — Du Hallunke! Du hast Venedig nicht gekannt vor so und so viel Jahren, altersschwach und müde, und hast nicht gesehen, wie es wieder anfing, unter eurer s. g. Knechtschaft aufzuwachen, und Miene machte, wieder in Blüthe zu kommen. Du weißt freilich nichts von den verschütteten Kanälen, von zertrümmerten Ufern und Brücken, von zerfallenden Häusern, von allem dem, was hergestellt wurde, um aus Venedig wieder eine Stadt zu machen, in der Menschen wohnen mögen. Ich aber weiß es, daß es geschah unter der schwarzgelben Fahne, die Gott schützen möge, und weiß auch, was in der armen Stadt vorgegangen, seit die dreifarbige Flagge, die Fahne der Freiheit, wie ihr's nennt, über uns flattert. In dem einen Jahre sind wir um fünfzig Jahre zurückgegangen."

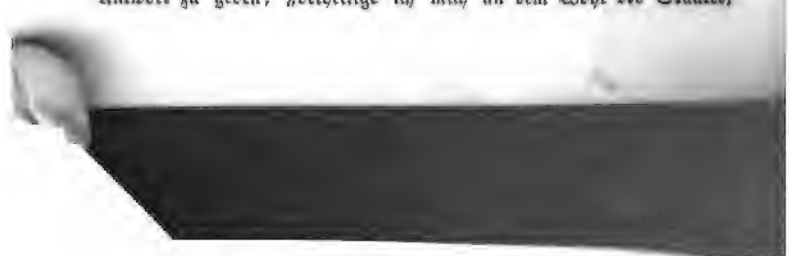
„Das ist nur ein Uebergang," meinte der Andere, nachdem er sich aus der Nähe seines Kameraden zurückgezogen; „kleine Leiden, um die sich der Patriot nicht bekümmert."

„Du bist ein Patriot!" entgegnete der Erste mit flammendem Auge. „So geh' denn hin und laß dich auf dem Markusplatz einschreiben, laß dir Waffen geben und diene deinem italienischen Vaterlande."

„Das Letztere thue ich auch," sagte der jüngere der Gondoliere; „ich diene eifrig meinem Herrn, dem hochangesehenen Grafen C., und wenn ihn meine Ruderschnelle in den Regierungspalast oder auf die Lagunenbrücke bringt, wo er das Glück hat, gegen unsere Unterdrücker zu kommandiren, so habe ich auch das Meine besser als mancher Andere gethan, der mit seiner Gondel die ruhigsten Kanäle aufsucht, wenn er ein lautes evviva Manin! hört.

„Ah il Signor Conte!" sprach höhnisch der Andere. „Das ist freilich dein Schutz und Hort. Ihr kamt an Einem Tage in diesen Palast, was aber besser nicht geschehen wäre."

„Auch in anderer Hinsicht," fuhr der Jüngere fort, ohne eine Antwort zu geben, „betheilige ich mich an dem Wohl des Staates,



wo ich kann. Papiermünze der Moneta del comune nehme ich, wenn ich muß, und wenn du in der Zeitung über den offerte alla patria nachlesen willst, da wirst Du finden, daß ich vor acht Tagen vier Lire gespendet."

In diesem Augenblick sprang ein anderer Bedienter die Marmortreppe des Palastes herab und warf einen Damenmantel in eine der Gondeln. Ihm folgte auf dem Fuße die Herrin des Hauses, Signora Emilia und der Graf C., letzterer in der Uniform, welche man der venetianischen Artillerie gegeben. Das schöne Gesicht der jungen Dame sah ernst und bleich aus und außerdem zuckte in ihren Augen ein finsterer Blick, vielleicht in Folge einer eben gehabten Unterredung. Sie preßte ihre Lippen heftig auf einander, während sie wie nachdenkend auf die unterste Stufe der Treppe trat. Sonst war ihre Haltung wie immer: ernst, stolz, ja majestätisch.

Beide Gondeln hatten sich eilfertig genähert, und der alte Mann trieb die seinige mit solcher Kraft und Gewandtheit der andern voraus, daß sein Kamerad, der nicht die Höflichkeit zu haben schien, das Fahrzeug der Dame verlassen zu wollen, stark schwankte und fast in den Kanal gefallen wäre.

„Ihr seid sehr ungeschickt, Antonio!" rief Graf C. „Wenn es nicht vielleicht böser Wille war; mein Gondolier wäre fast über Bord gefallen. Was braucht ihr so hart anzufahren?"

„Das Hartanfahren thut's nicht, Herr Graf, das sind wir gewohnt," erwiderte ruhig der alte Mann. „Der da ist kein rechter und ehrlicher Gondolier; er steht auf schlechten Füßen."

Der Graf zuckte die Achseln und wandte sich an seine Begleiterin, indem er sagte: „Was ist da zu machen? Wäre er von meinen Leuten, so würde ich dafür Sorge tragen, daß er mit seinem vorlauten Maul unter irgend eine brave Truppe gesteckt würde, die ihm Stillschweigen und Gehorsam auflegte. Aber er steht in Eurem unmittelbaren Dienst, und die, welche dies Vorrecht haben, können thun und sagen, was ihnen beliebt."

Ein finsterer Zug flog bei diesen Worten über das Gesicht der schönen Dame; sie winkte mit der Hand gegen das Wasser — ein Zeichen, auf welches sich der alte Gondolier ehrfurchtsvoll von der Treppe zurückzog, nicht ohne daß er dabei wieder hart an das andere Boot anstieß.

„Was wollt Ihr, Graf!“ gab die Marchesa frostig lächelnd zur Antwort. „Eure Leute machen es ja ebenso. Das hier ist ein unglückseliges getheiltes Haus.“ Dabei hob sie die kleine, weiße Hand empor, um auf den Himmel oder den Palast hinter ihr zu zeigen.

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der junge Venetianer. „Das Haus ist leider getheilt und gespalten. Aber wer ist daran schuld? Wer ist es, der eins der edelsten Häuser dieser Stadt in das Gerede bringt, als halte es mit den Feinden des Vaterlandes? Wer ist es, der unsere patriotischen Bemühungen zu Schanden macht? Wer sorgt dafür, daß man achselzuckend mit Fingern auf uns zeigt und hinter unserm Rücken traditore murmelt?“

„Ich doch nicht?“ rief das Mädchen und warf ihren Kopf wie ein Blitz herum. „Jedermann weiß freilich, wie ich gesinnt bin; aber Jedermann weiß auch,“ setzte sie seufzend hinzu, „daß, als ich meine Partie ergreifen mußte, es mich da hielt, wo mein Vater lebt, wenn auch,“ sagte sie für sich und legte die Hand an ihre Stirne, „Herz und Gedanken anderswo sind. — — Was wollt Ihr, Graf!“ fuhr sie darauf heftiger fort. „Da ich einmal hier blieb und also unter der dreifarbigen Fahne leben mußte, habe ich nicht für das Wohl eurer — Sache, für das Wohl dieses armen Volks ebenso viel, ja mehr gethan, als jede andere Dame meines Standes?“

„Die Spitäler, worin die deutschen Soldaten liegen,“ entgegnete der Venetianer spöttisch lächelnd mit einer tiefen Verbeugung, „nennen Euch ihre Vorsehung. — Aber,“ setzte er rasch hinzu, „wozu diese Streitigkeiten, Donna Emilia? das heißt, wozu dieselben immer und ewig fortsetzen? Ich muß zu meiner Batterie. Laßt uns in gutem Einvernehmen scheiden; heute Abend stehe ich weiter zu Befehl.“ —

Nach einer kleinen Pause, während welcher die Marchesa im Begriff schien, noch Einiges zu antworten, sich aber anders besann, zuckte sie leicht mit den Achseln und befahl darauf ihrem Gondolier, heran zu kommen. Sie schien ihren Groll vergessen zu haben; denn sie winkte dem Grafen leicht mit der Hand und sagte lächelnd: „Ihr könnt mich ja begleiten, Vetter; setzt mich auf der Piazetta ab, das macht Euch keinen großen Umweg."

„Ei, ei!" versetzte der junge Venetianer und ein Schatten flog über sein ohnehin finsteres Gesicht. „Ihr scheint Schlimmes mit mir im Sinn zu haben, Signora. Am Ende verlangt Ihr noch, daß ich Euch über den Markusplatz führen soll."

„Ich hoffe, daß Ihr Euch eine große Ehre daraus machen würdet."

„Ja und nein, schöne Cousine. Sich mit der Marchesa von C. öffentlich zu zeigen, müßte für jeden Cavalier die größte Auszeichnung sein; aber mit einer Dame über den Markusplatz zu gehen, die anerkannter Weise die schwarzgelbe Flagge protegirt, könnte zu unangenehmen Erörterungen führen. — Apropos! bald hätte ich es vergessen: man hat mir von mehreren Deserteuren erzählt, die kurze Zeit, ehe sie verschwanden, in der Nähe unseres Palastes gesehen wurden. Wißt Ihr vielleicht etwas davon, Signora?"

Die Marchesa zuckte verächtlich mit den Achseln und wandte sich ihrer Gondel zu. In diesem Augenblick eilte ihre Kammerfrau, die oben an der Treppe gewartet, bei der Herrin vorbei, reichte ihr die Hand zum Einsteigen und ließ sich darauf, dem Ehrenplatze der Gondel gegenüber, auf einer der kleinen Bänke nieder.

Antonio setzte sein Ruder ein und die Barke glitt wie ein Vogel in die Mitte des Wassers, wandte sich darauf leicht und zierlich und schoß pfeilgeschwind den Kanal Grande hinab.

Die Kammerfrau, die mehr eine Vertraute der jungen Marchesa war, legte sanft den Mantel um die Füße ihrer Gebieterin und seufzte tief auf. Die junge Dame war aber zu sehr mit ihren Gedanken

beschäftigt, um augenblicklich hierauf zu achten. Da aber dieser Seufzer mehrmal wiederholt wurde, so hob sie endlich ihr Auge von dem Wasser empor und blickte in das ihrer Dienerin.

„Ach, Signora," sagte nun die Kammerfrau, welche durch diesen Blick eine Erlaubniß zum Sprechen erhalten zu haben schien, „ach, Signora, es geht immer schlimmer hier in der unglückseligen Stadt und wird immer trauriger im Palast des Herrn Marchese. — — Der Herr Graf scheint es darauf abgesehen zu haben, Eure Dienerschaft Tag und Nacht zu quälen."

„Was ist wieder geschehen, Therese?" fragte ruhig die Dame.

„Als ich vorhin auf der Treppe stand," antwortete die Kammerfrau, „mußte ich, ohne zu lauschen, die letzten Worte des Herrn Grafen hören."

„Welche?" fragte zerstreut die Marchesa.

„Wo er von einigen Deserteuren sprach, die um den Palast herumschlichen."

„Und was geht das dich an?"

„Ach, Signora, er hat uns deßhalb scharf examinirt, schon seit mehreren Tagen, und läßt nun den Palast unaufhörlich bewachen."

„Meinetwegen," antwortete die Herrin; „mir ist es gleichgültig."

„Aber," — entgegnete nach einer Pause stockend die Dienerin, — „ach, Signora, mir ist es nicht gleichgültig."

„Wie? Therese, was soll das heißen? Ist etwa Wahres daran?"

„Leider, Signora!"

„Und du wußtest darum?"

Die Kammerfrau nickte schüchtern mit dem Kopfe und blickte zu gleicher Zeit ihre Herrin forschend an, um sich zu überzeugen, ob sie es wagen dürfe, weiter zu sprechen.

„Therese," sagte die Marchesa nach einem kleinen Stillschweigen, „du hast Unrecht, das sind gefährliche Spiele."

„Darf ich sprechen, Signora? — In dem großen Spitale, wohin ich Euch zuweilen begleitete, fand ich ein paar arme Deutsche,

die durch seltsame Schicksale hierhergekommen waren und die es nun bitter bereuten, gegen ihre eigenen Kameraden gekämpft zu haben und noch fortwährend kämpfen zu müssen. Sie thaten ganz verzweifelt und beschworen mich, ihnen zur Flucht behülflich zu sein. Es fehlten ihnen Kleider und Geld — ich verschaffte ihnen Beides."

„Therese!" —

„Ich konnte nicht anders, gnädigste Herrin, und ich hatte einen guten Zweck dabei."

„Ich will nicht hoffen, Therese!"

„Doch, doch! ich darf nichts läugnen. Antonio und ich wir halfen ihnen fort, und damit sie drüben irgend eine Ansprache hätten, sagte ich ihnen den Namen eines jungen Offiziers, und dabei mußten sie mir versprechen —"

„Um Gotteswillen!" rief die Marchesa, „was hast du gethan?" —

„Ich ließ mir nur von ihnen versprechen," fuhr die Kammerfrau fort, „mir, wenn sie glücklich ankämen, durch ein unverfängliches Schreiben sagen zu lassen, ob Jemand, den sie gesucht, draußen in Mestre sei."

Hier machte die kluge Dienerin eine Pause, und betrachtete nachdenkend ihre Herrin.

Eine plötzliche Röthe deckte das schöne Gesicht der Marchesa; sie lehnte den Kopf auf die Hand und es dauerte längere Zeit, bis sie wieder aufblickte. Dann aber sagte sie mit sehr leiser Stimme: „Nun — und dann?"

„Dann," wiederholte freudig die Vertraute, „erhielt ich heute Morgen diesen Zettel."

„Von wem?" fragte rasch die Marchesa.

„Von dem alten Verwalter eurer Villa zwischen Mestre und Treviso. Er schreibt: Bis vor wenigen Tagen war das Casino unbewohnt; wir hatten keinerlei Einquartirung. Es lag ihnen zu weit von Mestre entfernt. Jetzt aber haben wir einen Husarenoffizier, der sich übrigens sehr still und ruhig verhält."

„Einen Husarenoffizier?“ fragte die Marchesa mit dem Tone der Enttäuschung.

„Der sich still und ruhig verhält,“ las die Kammerfrau weiter. „Besuche empfängt er wenige; nur ein Offizier des Geniecorps, Hauptmann Friedrich v. S., kommt häufig auf die Villa.“

„Ah!“ rief die junge Dame und erröthete abermals.

„Das ist ein ganz unverfänglicher Brief, den hätte Jedermann lesen können.“

„Mit Ausnahme des Grafen,“ sagte leise die Marchesa.

„Natürlicher Weise,“ erwiderte lachend die Kammerfrau, „ihn habe ich auch nicht zu meinem Vertrauten gemacht; und was die Deserteure anbelangt —“

„So erscheinen hoffentlich keine mehr,“ sagte ernst die junge Dame.

„Nein, gewiß nicht!“ entgegnete lachend Therese, „der Graf läßt das Palais umsonst bewachen.“

Jetzt war die Gondel in der Nähe der Piazetta angekommen, und Antonio warf einen fragenden Blick auf seine Herrin. Diese winkte ihm mit der Hand, an den beiden Säulen anzulegen. Ehe aber der alte, schlaue Gondolier dies that, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Signora werden verzeihen, aber der Markusplatz wimmelt von Menschen, auch höre ich Musik. Es scheint, man hält dort eine Parade ab.“

„Was kümmert's mich!“ bemerkte die junge Dame. „Ich werde doch wohl die Freiheit haben, meinen Weg zu nehmen, wohin es mir gefällt.“

„Nur möchten Euer Gnaden mir die Bemerkung erlauben,“ fuhr der Gondelführer fort, „daß das Volk nicht in der besten Stimmung ist. Die Räumung von Malghera hat sie kopfscheu gemacht; man hört nichts als tradimento und traditore, und wenn Euch zufällig ein Feind des Hauses erkennt — und wir haben deren genug — so wäre vielleicht Mancher keck genug, meiner verehrten Herrin Unangenehmes zu sagen.“

„In dieser freien Stadt?“ fragte die Marchesa mit verächtlichem Lächeln. „Ich will es darauf hin wagen. — Ans Ufer!“ Die junge Dame kannte keine Furcht, doch zog sie ihren Schleier dichter um das Gesicht, aber nur aus dem Grunde, weil es in diesen Tagen bei den Damen so der Brauch war. Dann stieg sie mit festen Schritten die Treppe hinauf.

Antonio blickte rasch um sich her, winkte hastig einem Gondelführer, der sich nicht weit von ihm befand, sagte ihm zwei Worte und verließ darauf ebenfalls die Gondel, um seiner Herrin nachzueilen.

Auf dem Markusplatze herrschte heute eine absonderliche Bewegung; man hätte sie einen kleinen Tumult nennen können. Das ganze weite Viereck war mit einer unermeßlichen Volksmenge bedeckt, die ab und zu, bis weit in die Piazetta hinein flutete. Man hörte unverständliches Geschrei, Pfeifen, Lachen, Singen, zuweilen auch verstand man ein paar Worte, die eine besonders kräftige Lunge von sich gab. Dazwischen tönte das Rasseln der Trommeln und die Klänge der Militärmusik. Der Präsident hielt eine Parade ab. An der Procurazia vorbei stand das Militär, und dann in einem rechten Winkel vor der Markuskirche bis hinter den berühmten drei Masten, von welchen riesenhaft die dreifarbigen Fahnen herabwallten. Die Parade war beendigt und der Präsident hatte den Venetianern gesagt, weßhalb es nothwendig gewesen sei, das gänzlich demontirte Fort Malghera zu räumen. Er hatte dabei auf die Ausdauer der Mannschaft hingewiesen und den guten Venetianern erklärt, mit dem Verluste der kleinen Festung sei nichts verloren, sondern gewonnen. Er habe die ungeheuren Streitkräfte der glorreichen Republik kennen gelernt und sei überzeugt, Land und Seemilizen verzagen nicht bei der Räumung von Malghera. Nur entschlossener und muthiger würden sie sich unter einander verbinden zur Abwehr des Feindes. „Fahret darum fort,“ schloß er seine Rede, „ausdauernd zu sein, vertraut auf Maria, die Jungfrau, und wir werden siegen!“

Doch waren alle diese schönen Worte, ja die Aufstellung der

allerdings ziemlich ansehnlichen Streitkräfte nicht im Stande gewesen, die beunruhigten Herzen des venetianischen Volkes zufrieden zu stellen. Wenn auch von einem Theil des Platzes ein brausendes evviva Manin! herüber flog, so hörte man doch auch auf anderen Stellen das laute Murmeln des Unwillens und die so beliebten Worte: tradimento und traditore. Dies galt nun freilich nicht dem Präsidenten, sondern den in Wahrheit tapfern Vertheidigern von Malghera, Offizieren und Soldaten, die sich draußen im Fort verstümmeln und todtschießen ließen, um dafür von diesen müßigen Pflastertretern, die mit heiler Haut in Sicherheit in den Straßen Venedigs umher spazierten, auf solche ächt volksthümliche Weise belohnt zu werden. An diesem Tage besonders schien das gute Volk der Inselstadt durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt, und der alte Antonio, der hinter den beiden Frauen bis an das Portal von St. Marko gelangt war, drückte an die Thüre, um in der Kirche ein Asyl zu finden, da er in diesem Augenblick, von den Massen gedrängt, weder vor- noch rückwärts konnte. Doch war die Kirche verschlossen.

„Hm!" sagte ein wild aussehender Kerl, doch schien seine Wildheit halb und halb Maske zu sein, der, die Hände in den Hosen, an einer der Säulen lehnte, zu einem andern: „laßt sie immer sprechen, daß es nothwendig gewesen sei, da unten die Festung zu verlassen. Wir wissen das besser; ich habe einen braven Kameraden, der mit drinnen war; fast gar nichts haben die Deutschen zerschossen, fast alle Kugeln sind über die Festung hinausgeflogen; und doch mußten unsere Tapferen abziehen."

„Und weßhalb mußten sie abziehen?" fragten ein paar andere Männer, die hinzu traten.

Der Erstere zog sein häßliches Gesicht zu einem wilden Grinsen, spuckte wild vor sich hin und sagte: „Was wollt ihr! — tradimento!"

„Ja, ja!" riefen Andere. „Die Offiziere haben uns verrathen."

„Ein doppelter Verrath!" fuhr der Erste fort.

„Und weßhalb haben sie uns verrathen?"

„Um den Oesterreichern das Fort zu übergeben."

„Ja, aber weßhalb?"

„Das will ich euch sagen. Ich hab's von meinem braven Kameraden. Weil die Oesterreicher ausgehungert sind, und weil das Fort voll Lebensmittel steckt. Alles tausendweise; Fässer mit Mehl, Reis, Oel, Wein — eine Vorrathskammer, wovon ganz Venedig hätte acht Tage essen können.

„Ha, traditore!"

Und traditore! riefen die Nächsten und die weiter Stehenden sogten das ihnen so geläufige Wort ebenfalls und bald schallte abermals der wilde Ruf: tradimento! traditore! über den weiten Platz dahin.

Das waren aber nur allgemeine Vermuthungen, die jener würdige Mann vorhin ausgesprochen und die er sich nun bemühte, in eine engere und greifbarere Form zu gießen.

„Glaubt nicht," fuhr er fort, „daß die armen Soldaten und auch alle Offiziere zu den Verräthern gehören. Und im Grunde, was können die armen Teufel draußen thun, als gehorchen! Von woher kommen diese Befehle? wo steckt der Verrath? — Hier in Venedig — Tradimento in Venetia!"

„Tradimento in Venetia!" scholl es abermals über den Platz dahin, und einzelne Stimmen hörte man kreischen: fori Manin!"

Das war dem Präsidenten der Republik nichts Neues, also herausgerufen zu werden und dem Volke auf die unvernünftigsten Fragen eine genügende Antwort zu ertheilen. Doch hatte er ihnen heute schon in ähnlichem Sinne viel zu Gefallen gethan und ließ sie deßhalb vor der Hand schreien, was sie wollten und mochten.

War aber der Präsident hartnäckig, so war es das Volk noch mehr.

„Von hier kommt der Verrath," sprach der Kerl am Portale von St. Marko. „Wie gesagt, wenn sie hier befehlen, müssen sie draußen gehorchen — eine ganze Vorrathskammer haben die Oesterreicher genommen, ein ganz unermeßliches Proviantmagazin."



„Wer sorgt für unsere Lebensmittel?" rief eine kreischende Stimme aus dem Haufen. „Wofür haben wir eine Verproviantirungscommission? — Warum schützt sie uns nicht?"

„Da steckt's eben!" sagte der Sprecher kalt berechnend, indem er seine rothe Mütze ruhig über das rechte Ohr schob. „Wer ist die Verproviantirungscommission? Vornehme Herren, die nichts von unserer Noth wissen, die in ihren Palästen kein Brod essen, weil sie Fleisch genug haben, die kein Oel brauchen, weil sie süße Butter kaufen können. Gerade die Verproviantirungscommission hat uns verrathen."

Und abermals schallte es über den Platz dahin: „Verrath! Verrath! die Verproviantirungscommission hat uns verrathen!" Und dazwischen hörte man jetzt aus Tausenden von Stimmen den rauhen Ruf: „Manin! fori Manin!"

Antonio befand sich ganz in der Nähe des Sprechers mit der rothen Mütze. Er hatte sich vorgedrängt, um die beiden Frauen einigermaßen hinter sich zu verbergen. Er stand Schulter an Schulter mit dem Manne, der die rothe Mütze auf dem Kopfe hatte.

Der Ruf: „fori Manin!" dauerte indessen immer noch fort, ja er verstärkte sich von Minute zu Minute. Und der Präsident der Republik sah sich endlich genöthigt, an das Fenster zu treten und gebot mit der Hand Stillschweigen.

„Was wollt ihr?" rief er.

„Tradimento!" schallte es ihm entgegen. „Wir sind verrathen, Manin!"

„Wieder dieselbe Geschichte! wer hat euch verrathen?"

„Nieder mit der Verproviantirungscommission!" rief der Kerl mit der rothen Mütze und sein Anhang. Und „nieder mit der Verproviantirungscommission!" erschallten tausend Stimmen.

Der Präsident winkte verächtlich mit der Hand und erwiederte nach einer kleinen Pause: „Was wollt ihr? Immer dasselbe Geschrei! die Commission besteht aus ehrenwerthen Männern, die ihr gewählt habt und die ich kenne. Geht nach Hause!"



„Einen Namen!“ flüsterte der Kerl mit der rothen Mütze. müßt einen Namen nennen. Nennt den Marchese von C. es immer mit den Oesterreichern gehalten. — Nennt ihn! nenn Es ist das ein reiches Haus! Vielleicht setzen wir eine kleine P rung durch.“ Und gehorsam dieser Anweisung schrieen zuerst dann zwanzig, dann hundert volle Kehlen: „Der Marchese von ein Verräther! Er hält es mit dem Feinde, er hat Malghera rathen!“

Diese Behauptung war nun an sich so ungeheuer lächerlich, sich der Präsident von seinem Fenster verachtungsvoll abwandte. Marchese v. C., in Wahrheit einer der eifrigsten Patrioten, hatt der traurigen Sache Venedigs auf's eifrigste angenommen, hatte Theil seines Vermögens geopfert und sollte nun für seine Anstrengu auf diese Art belohnt werden. Tausende auf dem Markusplatz, den Marchese bis jetzt für sehr treu gesinnt hielten, waren nun einmal überzeugt, daß er ein Verräther sei und schrieen das lau die Luft hinauf. Sein Haus, sein Leben schwebte einen Augen in Gefahr. Glücklicher Weise war das Militär noch auf dem P aufgestellt und im Nothfall bereit und im Stande, den frechen P zu Paaren zu treiben. Eine schnellere Justiz aber ereilte den M mit der rothen Mütze; denn kaum hatte Antonio den Namen sei Herrn vernommen, so fiel er, alle Klugheit vergessend, über sei Nebenmann, faßte seinen Hals, und der kräftige, wenn auch Gondelführer schnürte ihm die Kehle wie mit eisernen Schraul zusammen. Natürlich wurden die beiden augenblicklich von einan gerissen, getrennt, aber der ganze Haufen, der sich nun plötzlich u wandte, bemerkte nun an dem Portal die beiden Frauen, welche v Einigen augenblicklich erkannt wurden.

„Ah, Signora!“ rief eine Stimme aus dem Gewühl. „H will man hören, was das gute Volk unter sich ausmacht.“

„Seht ihr wohl, Kameraden,“ sagte ein Anderer, „sind w irgendwo vor Spähern sicher?“

„Die Marchesa von C.,“ rief der Kerl mit der rothen Mütze; „unter der glorreichen Fahne von Italien! — Die Dame ist blaß,“ fuhr er fort, „und das begreift sich wohl; denn sie war bis jetzt gewohnt, schwarz und gelb neben sich flattern zu sehen.“

„Wie bei der letzten Reggata!“ kreischte eine Weiberstimme; „Giuseppe, das wirst du nicht vergessen haben.“

„Wir wissen es Alle,“ riefen mehrere Stimmen. „Aber den Verrath wollen wir bestrafen!“ setzten Andere hinzu.

Und das Gewühl und Geschrei, das sich einen Augenblick vorher gegen die Mitte des Platzes concentrirt hatte, wandte sich nun nach dem Portal der Markuskirche.

Manin an seinem Fenster hatte einige kräftige Worte gesprochen, von denen man aber nur verstand: „adesso andate via tutti.“ Und darauf schwenkte das Militär, um sich in seine Quartiere zurück zu begeben. Das Volk machte überall Platz, bis auf jene an der Markuskirche, wo Hunderte im Begriff waren, auf die beiden Frauen und den Gondelführer einzustürzen.

Zum Glück hatte eine Compagnie Schweizer, brav und disciplinirt, die beste der ganzen venetianischen Besatzung, in der Nähe der drei Mastbäume gestanden, und als sie nun abschwenkte und wegmarschirte, kam sie dicht bei dem Portale der Kirche vorbei und fegte für einen Augenblick die Menschenmasse dort weg.

Antonio sprang auf einen der Offiziere zu und sagte mit wenigen Worten, was sich hier begeben. Die Marchesa war bleich wie der Tod und ließ sich willenlos von dem braven Offizier zwischen zwei der abmarschirenden Sektionen führen. Therese aber hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, da sie unter den abmarschirenden Schweizern einige bekannte Gesichter gesehen.

„Ei,“ sagte einer der Soldaten, „das ist die vornehme Dame, die so häufig in's große Spital kam.“

„Und so gut und freundlich war,“ setzte ein Anderer hinzu. „Was wollen die Welschen von ihr?“

„Weiß nicht," entgegnete der Erste. „Aber laßt die Galgengesichter nur heran kommen. Dort sehe ich so ein paar Gauner, die sich offenbar mit schlechten Absichten zwischen die Colonne drängen wollen. — Zurück, ihr Schufte!"

In der That war auch die ganze Rotte, der Kerl mit der rothen Mütze voran, den Damen und den Schweizern gefolgt, und zuweilen drängte sich Einer mit drohender Miene zwischen die Glieder der marschirenden Mannschaft, was aber den Volkshelden immer sehr schlimm bekam, denn der betreffende Soldat nahm kaltblütig sein Gewehr und stieß mit dem Kolben die Vordringenden unsanft von sich.

So ging's über die Piazetta hinweg, und am Ufer der Lagunen warteten ein paar große Barken auf die Schweizercompagnie, um sie nach dem Fort St. Pietro in Volta überzuschiffen.

Antonio, der genau erkannte, was hier zu thun war, verließ die Reihen der Soldaten, sprang in seine Gondel und legte sie dicht neben den erwähnten großen Barken an die Steintreppe, worauf die Marchesa mit ihrer Dienerin das Fahrzeug bestieg. Der alte Gondolier stellte sich fest an sein Ruder, und nachdem die junge Dame dem freundlichen Offizier dankend zum Abschied gewinkt, flog die Gondel mit der Schnelligkeit eines Windhauches über den Wasserspiegel dahin, verließ aber aus Vorsicht bald den großen Kanal, und rauschte durch ein Labyrinth von kleinen Wasserstraßen dem Palaste zu, an dessen hinterer Seite, die der Leser bereits kennt, sich das Fahrzeug anlegte, worauf die Marchesa ihren Gemächern zueilte.

Obgleich es damals in Venedig nichts Neues war, daß Männer, die sich der sogenannten guten Sache auf's Eifrigste annahmen, die Vermögen, Gesundheit, ja Leben dafür opferten, durch einige elende Schreier auf dem Marktplatze verunglimpft und mit dem Namen traditore beehrt wurden, obgleich das, wie gesagt, häufig vorkam, und man sich deßhalb am Ende nicht mehr viel daraus machte, so konnte doch der stolze Marchese von C. die Mißhandlung, die heute seinem Namen widerfahren war, nicht verschmerzen. Er saß finst-

brütend in seinem Zimmer und ließ vor seinem Geiste alles das vorübergehen, was er für diese undankbare Stadt gethan, und bedachte dann zähneknirschend, was ihm heute widerfahren. Der Marchese war, wie wir wissen, einer der Ersten gewesen, welche vermittelst geheimer Verbindungen die Gesetze verhöhnt, und durch unablässige Bemühungen im Sinne der sogenannten Freiheitspartei den gesetzlichen Boden so aufgelockert, daß das im italienischen Grunde so schwach fundamentirte Staatsgebäude beim ersten Windstoß von außen zusammenbrechen mußte. Er hatte das alles, wie er glaubte, in bester Absicht gethan; aber wenn ihm schon im Laufe des letzten Jahres viele Zweifel aufstießen, und er auch manchmal kopfschüttelnd an das Ende dieser Komödie dachte, so war doch die Frucht, die er bei dem endlichen Gelingen zu brechen hoffte, sich nämlich wie mancher seiner Vorfahren einstens Oberhaupt, sei es Präsident oder Doge, dieser Stadt nennen zu hören, zu verlockend für ihn, um nicht Alles an die Ausführung dieses Planes zu setzen. Sein Name war in der neuen Republik genannt; er stand bis jetzt groß und mächtig da. — Und das alles hatte sich heute in einem Schlage geändert. Er war nach des Volkes Ausspruch ein Verräther; er war ausgestoßen aus den Reihen derer, für die er so viel gethan, so viel geopfert.

Der Marchese war übrigens ein Mann von raschen Entschlüssen und als sich seine Tochter im Laufe des Abends bei ihm einfand und sich Beide über den schrecklichen Vorfall auf dem Markusplatze besprachen, als sich Emilie tröstend an seine Brust lehnte, schloß er seit langer Zeit wieder zum ersten Male sein Kind in die Arme, küßte sie innig auf die hohe, weiße Stirn und sagte: „O meine Tochter, es ist möglich, daß ich sehr geirrt; ich glaube es zu fühlen, wenn ich auch jetzt noch nicht davon überzeugt bin. Aber Dir werde ich es nie vergessen, daß du, obgleich anderer Ansicht, für mich so Vieles und Schmerzliches gelitten." — —

Es war dies übrigens im Allgemeinen heute ein Unglückstag für Venedig; denn an demselben Abend gegen zehn Uhr erschütterte

ein furchtbares Krachen die Stadt, und die Einwohner zitterten in ihren Häusern und glaubten, der Feind habe irgendwo unsichtbar eine Batterie aufgeführt und überschütte sie mit Bomben und Kugeln. Obgleich Letzteres nun nicht der Fall war, so hatte doch ein großes Unglück Venedig betroffen. Die große Pulverfabrik alle Grazie flog mit einer bedeutenden Menge vorräthigen Pulvers in die Luft; das Volk erfüllte abermals den Platz von St. Marko mit seinem Geschrei um Rache an eingebildeten Verräthern.

Wem es vergönnt war, der Belagerung einer Stadt auf eine so bequeme Art beizuwohnen, wie unserem jungen Husarenoffizier, von dem wir früher gesprochen, der mußte dieses für die Theilnehmer so beschwerliche Schauspiel für irgend eine angenehme Vergnügungspartie ansehen. Er ritt freilich des Morgens, so oft es voraussichtlich in Mestre oder der Umgegend Etwas gab, nach dem Städtchen, verweilte dort einen guten Theil des Tages in den Laufgräben, unbekümmert wegen den hin- und herfliegenden Kugeln, auch wohl selbst den Säbel ziehend und in der Dämmerung mit der Tranchéwache hinausstürzend, um einen Ausfall abzuschlagen. Doch waren dies die Lichtseiten des Aufenthaltes. Wenn sich dagegen die Nacht herniedersenkte, von der Erde böse Nebel aufstiegen, welche mehr Opfer hinrafften, als die feindlichen Kugeln, dann hatte er nichts zu thun, als auf dem Marktplatze im allgemeinen Kaffeehause von den Freunden Abschied zu nehmen, sich eine Cigarre anzuzünden und auf's Pferd zu schwingen, das ihn dann in raschem Trabe nach Hause brachte.

Diese nächtlichen Ritte hatten für den jungen Offizier etwas außerordentlich Angenehmes, etwas Schönes, Poetisches, — die finstere Nacht, in die er hinaustrabte, das Leuchten und Krachen der Geschütze auf seiner rechten Seite von Malghera, San Giuliano, Campaldo, St. Secundo und anderen Batterien und, dies alles übertönend, zu-

weilen der Donner eines heftigen Gewitters, das über seinem Haupte dahinrollte, wohl auch einen tüchtigen Regen niedersendend, der ihm es alsdann auch um so lieber machte, wenn er endlich das ihm jetzt offenstehende Thor der Villa L. erreicht hatte.

Der alte Verwalter, der anfänglich kalt und zurückhaltend gegen ihn gewesen war, schien ihn plötzlich liebgewonnen zu haben und bot ihm alle möglichen Bequemlichkeiten an. Obgleich der junge Offizier seine Wohnung von zwei Zimmern für groß genug erachtete, so fand er doch jetzt jeden Abend, wenn er heimkehrte, die Flügelthüren der anstoßenden Gemächer eröffnet und mehrere derselben erleuchtet, ohne daß er sich je auch nur flüchtig in denselben umgesehen hätte. Da er meistens in der Stadt speiste, sein Frühstück aber ihm von seinem Burschen zubereitet wurde, so war er nie in den Fall gekommen, zu untersuchen, ob sich in der prächtigen Villa L. auch eine Küche der ganzen reichen Einrichtung gemäß befinde.

Eines Tags, kurz nach der Einnahme von Malghera, kam er nach Hause zurück und ihn begleitete sein Freund, Hauptmann von S., der in der vergangenen Nacht stark beschäftigt gewesen war und nun ein paar Stunden mit seinem Kameraden verplaudern wollte. Die Beiden ritten im scharfen Trabe durch den Park und sprangen vor dem Portal von ihren Pferden. Die Sonne war noch nicht untergegangen und beleuchtete prächtig durch eine Lichtung des Parks das elegante Casino. Wie schon gesagt, war der Husarenoffizier schon seit längerer Zeit nicht vor Einbruch der Nacht nach Hause gekommen und blieb deßhalb überrascht stehen von der schönen Färbung zwischen den mächtigen Bäumen und von der Glut, die auf dem schönen Gebäude ruhte.

„Ah!“ sagte er, „es ist doch ein prächtiger Aufenthalt, diese Villa L., und es wäre nicht so übel, sie in Ruhe und Frieden zu genießen. Spazieren wir ein wenig in dem Park umher.“ Er legte seinen Arm in den seines Freundes und Beide gingen unter den Bäumen dahin.



Der Park, wenn auch nicht sehr groß, war schön und geschmackvoll angelegt. Da die flache Gegend ringsum keine großartige Aussicht bot, so hatte man Alles gethan, um in diesen dichten Laubgängen den Wandelnden vergessen zu machen, daß es überhaupt eine Außenwelt gebe. Der Park lag da wie in sich gekehrt, sinnend, still träumend. Mit großer Kunst hatte man der Abendsonne den Eintritt verschafft, ohne dadurch den Blick zu veranlassen, daß er über die Grenzen des Gartens hinaus schweife. Die Sonne kam wie ein gern gesehener Gast hier gleichsam auf Besuch, und nahm wenig mehr für sich in Anspruch, als daß sie hier eine Rasenfläche vergoldete, dort rosig leuchtend über den Spiegel eines kleinen Sees hinzitterte, und sich zuletzt, ehe sie Abschied nahm, wie neugierig in den großen Spiegelscheiben des Casinos betrachtete.

Nach einem kleinen Spaziergange gingen die beiden Freunde in die Zimmer hinauf. Der Husarenoffizier legte Säbel und Mütze ab, und Friedrich von S. warf sich in einen Fauteuil, der in der Nähe des Fensters stand, wo ihm noch ein Blick vergönnt war zu dem Abendhimmel hinauf, der sich mit sanfter Röthe über den grünen Baumkronen spannte.

„Wieder ein Tag vorüber," sagte der Husar. „Jetzt geht es ziemlich leidlich mit der Geschwindigkeit der Zeit, denn man sieht doch wie und wo. Seit Malghera wieder unser ist, habe ich die gegründete Hoffnung, daß wir bald über die Lagunen hinüber kommen."

„Und dann?" fragte der Andere.

„Nun! und dann —" versetzte der Husar — „Was willst Du? — Das gibt einen großen Moment, wenn der alte Herr, den Gott segnen möge, in die eroberte Stadt einzieht, wir hinten drein, wenn auch leider zu Fuß, Alles in größter Aufregung, Alles evviva! schreiend, und die schwarzgelbe Fahne wieder hochflatternd. Cospetto! Darauf freue ich mich wie ein Kind."

„Du hast gut lachen," sprach ernst der Genieoffizier, „dir ist die ganze Geschichte hier wie ein Kelch voll brausenden Champagners;

du trinkst den Schaum davon und flatterst weiter. Aber wir — du ein einfacher Zuschauer, eilst davon, wenn der Vorhang gefallen; aber wir Anderen —"

„Nun," unterbrach ihn lachend der Erste, „von Allen, die sehnsüchtig nach Venedig blicken, wird doch dir das Herz am meisten schlagen, wenn es dir endlich vergönnt ist, in die feindliche Stadt einzuziehen. Du eroberst zweifach."

„Erstens werde ich mit den Croaten dort nicht einziehen," sagte finster Friedrich von S. „Wenn sie drüben das kaiserliche Banner entfalten, liege ich vielleicht sechs Fuß tief. Ich habe so meine Ahnungen."

„Aber Deine Ahnungen sind falsch," gab der Husar lachend zur Antwort. „Weißt du noch, wie du mir an jenem Abend an den Laufgräben sagtest, deine Kugel liege in Malghera bereit. Nun, bester Freund, hast du da Recht oder Unrecht gehabt?"

„Ich will es nicht läugnen," entgegnete der Ingenieur, „daß ich mich geirrt. Aber glaube mir, Eugen, mich trifft's doch noch bei dieser Belagerung. — Aber gleichviel! Werde ich doch all' dieser Gedanken los und komme auch nicht mehr in Versuchung, mir in besonders heiteren Momenten glückliche Träume zu machen, die sich doch nie erfüllen können."

„Ich kenne deine Geschichte," antwortete der Husarenoffizier, „und wenn ich mit dir darüber spreche, so weißt du, ich meine es ehrlich. Zum Teufel! deine Aussichten sind gar nicht schlecht, vorausgesetzt nämlich, daß du richtig gefühlt, und daß du der jungen schönen und reichen Venetianerin nicht gleichgültig bist." —

„Und ihrem Vater —"

„Ah! der wird den festen Willen der einzigen Tochter nicht so lieblos durchkreuzen."

„Du scheinst aber vergessen zu haben," bemerkte Friedrich von S. nach einer Pause, „daß der Marchese von C. unter den Namen drüben sein wird, die nie und nimmer in eine Amnestie eingeschlossen

werden können, der vielleicht nach England, in die Schweiz geht und gewiß nicht unterlassen wird, fort und fort gegen uns zu conspiriren. Gesetzt nun, alle anderen Hindernisse wären weggeräumt, hieltest du es dann für thunlich, daß ein kaiserlicher Offizier die Tochter eines solchen Mannes heirathet?"

„So lange er kaiserlicher Offizier ist," versetzte nachdenkend der Husar, „hat die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber es gibt doch Verhältnisse, unter denen man den Dienst verlassen kann, vorausgesetzt, nach ein paar beendigten Feldzügen, wo man sich stets so tapfer benommen, und bei vielen Affairen so ausgezeichnet wie du."

„Ich danke dir für die gute Meinung," antwortete Friedrich von S. „Aber du sprichst, wie ich vielleicht in deiner Stellung auch sprechen würde, als der Sohn eines großen und reichen Hauses, der alles Andere seinem Glück zum Opfer bringen kann. — Nein, nein! lieber Freund," setzte er düster hinzu, „ich kenne die Sachlage besser und bin auch alt genug, um mich keiner kindischen Phantasie hinzugeben. Ich versichere dich, jener unglückselige Augenblick in Venedig war entscheidend für mein ganzes Leben. Ich liebe das Mädchen; ich weiß wohl, daß meine Kameraden mich für ernst, ja kalt, vielleicht sogar für berechnend halten. Aber ich liebe sie, wie man das Leben liebt, und wie man in diesem Leben nur einmal liebt. Für mich gibt es nur zwei Wege: — ihren Besitz oder den Tod. Und da ich zu dem ersteren nicht gelangen kann, so soll mir der zweite willkommen sein. Ich sage das nicht als Phrase, nur zu dir, meinem vertrautesten Freunde."

„Aber nimm mir nicht übel," entgegnete der Husarenoffizier nach einem längeren Stillschweigen, „die Marchesa von C. verdient schon einige Anstrengungen. Und doch, beim Lichte besehen, wäre es auch selbst für die stolze Venetianerin nicht so übel, wenn sie einwilligte, sich Majorin von S. zu nennen. Und die Auszeichnung erhältst du in den nächsten Tagen."

Einen Augenblick sah Friedrich von S. träumerisch an den dunklen Himmel empor, an dem schon einige Sterne glänzten. Ihm erschienen die Worte des Freundes angenehm, ja des Nachdenkens werth. Aber auch nur eine Sekunde. Dann fuhr ein melancholisches Lächeln über seine Züge; er strich mit der Hand über sein Gesicht und sagte: „Du hast nur vergessen, lieber Freund, daß ich damals durch jene Vorfälle im Hause des Marchese von C. in eine unangenehme, vielleicht anfänglich für Manchen zweideutige Stellung gerieth. Du wirst dich erinnern, daß es mich einige Mühe und unangenehme Augenblicke kostete, um gewisse wohlmeinende Kameraden zu überzeugen, auf welch' unschuldige Weise ich in jenen finsteren Kreis trat. Du kennst meine Erklärung und die meines würdigen Chefs, der sich meiner in der Angelegenheit wie ein Vater annahm. — Du weißt, wie ich meinen Dienst gethan — und doch," fuhr er heftig fort, „muß ich heute noch zuweilen verdeckte Worte hören, die mich tief verletzen müssen, wenn sie auch zu leicht hingeworfen sind, als daß ich sie aufgreifen könnte. Jetzt aber denke dir, die Marchesa von C. würde, wie du vorhin vorschlugst, Majorin S. — Nein, nein! es ist nicht daran zu denken!"

In diesem Augenblick öffnete der alte Verwalter leise die Flügelthüre des anstoßenden Gemachs und meldete, daß ein Souper servirt sei. Ueberrascht blickte ihn der Husarenoffizier an und beantwortete den fragenden Blick des Freundes mit einem leichten Achselzucken. „Ei, mein werther Herr," wandte er sich darauf an den alten Mann, „ich weiß weder etwas von einem Wunsche meinerseits, noch von einer Einladung, die ich erhalten."

Der Verwalter verbeugte sich und entgegnete: „Da Euer Gnaden heute so früh zurückkehrten, so dachte ich, ein kleines Souper würde Ihnen nicht unerwünscht sein. Ueberhaupt," setzte er lächelnd hinzu, „nehmen sie die Gastfreundschaft dieses Hauses so wenig in Anspruch, daß ich schon lange auf eine Gelegenheit wartete, sie Ihnen aufzudringen."

„Nun meinetwegen!" rief lachend der Husarenoffizier. „Es wäre



wahrhaftig unhöflich, eine so freundliche Einladung auszuschlagen. — Nicht wahr, Friedrich, wir nehmen das Souper an?"

„Gewiß, mit Vergnügen," entgegnete dieser, der froh war, daß das Gespräch von vorhin unterbrochen wurde.

Beide erhoben sich darauf und folgten dem alten Manne, der die Thüren weit öffnete und ihnen voranschritt.

An das Zimmer, aus welchem die beiden Offiziere kamen, stieß eine Bibliothek; dieser folgte ein Billardzimmer, ein kleiner Musiksaal, dann ein einfaches, aber sehr elegantes Speisezimmer. Alles war auf's Reichste beleuchtet, und Friedrich von S., der sich hierüber verwundert aussprach, erhielt von dem Verwalter lächelnd zur Antwort, man wisse auf dem Landhause seiner Herrschaft werthe Gäste zu ehren, die Zimmer seien jeden Abend auf diese Art erhellt; aber ihr Gast habe bis jetzt noch keinen Fuß hinein gesetzt.

„Das ist wahr," sagte lachend der Husarenoffizier. „Wer hätte aber auch denken können, daß Sie wegen meiner unbedeutenden Person eine solche Verschwendung an Wachskerzen treiben würden!"

Uebrigens war das aufgetragene Mahl der ganzen fürstlichen Einrichtung der Villa gemäß, und die beiden Freunde gestanden sich, seit ihrer Anwesenheit vor Venedig, ja seit sie Wien verlassen, nicht mehr so vortrefflich soupirt zu haben. Das Eßzimmer bildete eine Ecke des Hauses, und der Thüre gegenüber, zu welcher sie hereingekommen, fing eine andere Reihe von Zimmern an. Von diesen war nur ein einziges Kabinet beleuchtet, welches nämlich an das Gemach stieß, wo sich die Beiden befanden. Der alte Verwalter hatte mit Hülfe eines Bedienten selbst servirt, und alles das ging mit einer Ruhe, mit einer Geräuschlosigkeit von statten, wie man sie in vornehmen Häusern findet, und die so außerordentlich wohlthuend ist. Zum Dank für die freundliche Bewirthung hielt sich der Husarenoffizier für verpflichtet, ein Gespräch mit dem Haushofmeister anzuknüpfen, und that das, indem er sagte: „Dies ist wohl das gewöhnliche Speisezimmer der Familie L.?"

„Es ist das Gemach für die kleinen Familiendiners," gab der alte Mann lächelnd zur Antwort.

„Existiren noch viele Mitglieder dieser alten Familie?" forschte der Offizier weiter.

„Welcher Familie?" fragte der Haushofmeister.

„Nun, der Familie L.!"

„Die ist längst ausgestorben."

„Und bei wem sind wir alsdann zu Gast?" fragte überrascht Friedrich von S.

„Bei dem jetzigen Besitzer vermittelst dessen gehorsamen Diener," sagte der alte Mann.

„Und welcher Familie sind wir demnach diese Gastfreundschaft schuldig?"

Der Haushofmeister schien diese Frage überhört zu haben, denn er nahm im selben Augenblicke die silberne richauds von der Tafel und übergab sie einem Diener, der sie hinaustrug.

„Ja, Euer Gnaden," sagte er darauf, „der große Speisesaal ist unten. Dies ist das Zimmer für die kleineren Diners. Es liegt, wie Sie bemerkt haben, am Ende der Zimmerreihe, auf deren anderen Seite Euer Gnaden Schlafzimmer ist. Von dort bis hier geht die Wohnung des Herrn, und steht durch eben dieses Gemach mit der anderen Zimmerreihe in Verbindung, welche in guten Zeiten," setzte er seufzend hinzu, „von unserer gnädigsten Herrin bewohnt wird."

Friedrich von S. hatte gedankenvoll mit seinem silbernen Dessertmesser gespielt; jetzt fielen seine Augen zufällig auf das Heft desselben und sein Herz schlug schneller, er war auf's Höchste überrascht, als er auf demselben eine Grafenkrone und die Chiffre C. gravirt sah. Ah! dachte er im nächsten Augenblicke, das Zusammentreffen wäre zu seltsam. Wie viele Familien gibt es, deren Namen mit C. anfängt?

„Ja, drüben sind die Zimmer unserer Herrin," fuhr der alte Mann fort. „Wenn es Euer Gnaden vielleicht interessirt," setzte er

lächelnd hinzu, „so bitte ich mir einen Augenblick zu folgen; hier in dem Nebenkabinet ist das Portrait der jungen Marchesa.“

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß Friedrich von S., auf's Höchste gespannt, von seinem Stuhle emporsprang, und daß auch der Husarenoffizier eilig dem alten Manne folgte, der die schweren Damastvorhänge des ebenfalls sehr hell erleuchteten Nebenkabinets auf die Seite schob. Das können wir aber nicht verschweigen, daß der Erstere, nachdem er einen Schritt in die Thüre gethan, wie erstarrt stehen blieb und halblaut ausrief: „Sie ist's!“ während sich der Andere mit einem Ausruf der Bewunderung einem lebensgroßen Bilde gegenüber stellte — dem Portrait der jungen Marchesa von C., welches so prächtig gemalt und so glücklich aufgefaßt war, daß man hätte glauben können, die gebietende Gestalt erwarte nur eine tiefe Verbeugung der eingetretenen Fremden, um ihnen darauf mit ihrem ernsten und doch so süßen Lächeln entgegenzutreten.

Nach einer längeren Pause, während welcher beide Freunde das schöne Bild gleicher Weise fast mit den Augen verschlungen, wenn auch mit sehr ungleichen Gefühlen, faßte sich Friedrich von S. zuerst und sagte zu dem alten Manne, der ehrerbietigst hinter ihnen stand: „So gehört also diese Villa dem Marchese von C.?“ bei welchen Worten der Husarenoffizier einen lächelnden Blick auf seinen Freund warf und darauf verwundert sprach: „Wenn der Maler nicht geschmeichelt, so ist die Marchesa das schönste Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben gesehen.“

„Der Maler hat kaum seine Schuldigkeit gethan,“ bemerkte der Haushofmeister mit einer Verbeugung. „Und doch konnte er das Schönste an unserer gnädigsten Herrin nicht darstellen: ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz. Zwei Sachen, Euer Gnaden, die wir, die Dienerschaft, besonders zu schätzen wissen.“

„Laßt uns hier weggehen,“ sagte endlich der Hauptmann und drückte seinem Freunde fest die Hand. „Es taugt mir wahrhaftig nicht, wenn ich das Bild lange ansehe.“

„Und ich," entgegnete dieser, „möchte mich gerne ein paar Stunden davor festsetzen, wenn mir ein solches Unternehmen nicht auch etwas — — zu gefährlich erschiene. Kehren wir zu unseren Cigarren zurück!"

Friedrich von S. warf noch einen letzten schnellen Blick auf das Bild; dann wandte er sich rasch um und sie gingen in's Nebenzimmer. Doch war ihre Unterhaltung gestört: der Hauptmann saß finster und schweigend da; seine Gedanken schweiften offenbar über das Wasser hinüber nach Venedig. Der junge Husar blickte in seinem Fauteuil ausgestreckt zuweilen lächelnd an die Decke und ließ kunstreiche Dampfkreise emporsteigen, deren Lauf er aufmerksam zu folgen schien, bis sie vergingen.

„Es ist eigentlich Schade," redete er nach einem längeren Stillschweigen; „aber der Anblick jenes Bildes hat uns Beiden nicht wohlgethan."

„Nein, wahrhaftig nicht," gab Friedrich von S. zur Antwort. „Als ich heute Nachmittag auf San Giuliano war und unter den Arbeitern stand, die emsig und furchtlos an dem Batteriebau beschäftigt waren und darüber lachten, wenn eine feindliche Kugel ihnen den Schanzkorb zwischen den Händen fortriß und uns mit Sand und Steinen bewarf, da hatte ich mich darauf gefreut, im Gegensatz zu dem wilden Getümmel mit dir ein paar Stunden wie im tiefen Frieden verplaudern zu können. Ich fühlte eine angenehme Ruhe in meinem Herzen; ich konnte Venedig ruhig überschauen, ohne daß ich, wie sonst immer, einen herben Schmerz empfand. Jetzt ist das Alles wieder dahin, meine Nerven sind aufgeregt, mein Herz schlägt gewaltig; die Stille um dies kleine Schloß saust mir in den Ohren; ich möchte ausrufen: Luft! Luft!"

„Wenn du dich nach etwas Spektakel sehnst," versetzte der Husar, „so laß uns auf den Balkon da drüben gehen. Oeffne dir ein Fenster und wir werden augenblicklich unsere Lieblingsmusik hören. Bumm! — bumm! — Bumm! — bumm!

„Spotte nicht über mich, Eugen," sagte der Andere sanft. „Es

ist mir in der That recht traurig und unheimlich zu Muthe. Wenn du mir es nicht übel nimmst, so reite ich jetzt nach der Stadt zurück."

„Gewiß nicht!" entgegnete der Andere, „man muß seinen Freunden die persönliche Freiheit nicht verkümmern. Wenn du allein sein willst, so bleibe ich hier. Gibst du aber mir die Erlaubniß, dich zu begleiten, so erzeigst du mir einen großen Gefallen."

„Wie kannst du nur fragen?" sagte der Hauptmann. „Wenn du dich dem Bette noch auf einige Stunden entziehen willst und mit mir hinausreitest, so bin ich dir dankbar dafür. Aber du wirst meine Gefühle begreifen; ich bin bewegt, unruhig. Erinnerungen und Gedanken quälen mich auf's Neue, ich möchte sie gerne verscheuchen."

„Kein Wort weiter!" antwortete der Husar. „Reiten wir."

Bald saßen Beide zu Pferde und trabten gen Mestre. Die Lieblingsmusik, von welcher der Husarenoffizier vorhin gesprochen, ließ sich heute Abend deutlicher als gewöhnlich vernehmen. Auf allen Seiten krachte und blitzte es, und namentlich in der Nähe der Lagunenbrücke sah man oft weite Strecken in rothe Glut gehüllt. Aus den Villen, wo die beiden Reiter vorbeikamen, sah man ebenfalls hie und da Reiter auftauchen und rasch gen Mestre eilen.

„Die scheinen's heute wieder ernstlich zu betreiben!" rief der Husar einem Ordonnanzoffizier zu, der aus Casa Papadopoli heraus sprengte. „Ist Seine Excellenz zu Hause?"

„Nein, er ist draußen bei der Lagunenbrücke," entgegnete der Gefragte. „Sie sind heute Nacht auf ihren Inseln wieder ganz des Teufels. Sie müssen wahrscheinlich erfahren haben, daß die drei schönen Batterieen auf San Giuliano fast beendigt sind. Von San Secundo feuern sie ohne Unterlaß herüber; auch bemerken die vorgeschobenen Posten, daß sich ihnen eine Menge ihrer Schaluppen langsam nähern."

„Ah! da ist ja mein Werk in Gefahr!" rief lebhaft der Ingenieur. „Auf alle Fälle müssen wir ein Bischen nachsehen." Und sie trieben die Pferde rascher an und erreichten bald Mestre.

Auf dem Marktplatz war heute Abend ein regeres Leben als ge-

wöhnlich. Vor dem Café befanden sich eine Menge Offiziere aller Grade, um die Tische herumsitzend oder in Gruppen stehend, und zusammenplaudernd; Ordonnanzen kamen und gingen; auch Mannschaften, die von der Arbeit zurückkehrten, und die Offiziere, welche sie führten, wurden umringt und ausgefragt.

„Du, was gibt's draußen?"

„Nicht viel Neues. Aber sie scheinen was vorzuhaben heute Nacht."

„Habt ihr Verluste?"

„Wir unbedeutend, aber die von San Giuliano mehr."

Die beiden Freunde, nachdem sie hin und her gefragt und geantwortet, und ihre Pferde zurückgelassen, eilten dem Erddamme zu, an welchen die Lagunenbrücke stößt und fanden dort eine Menge Oberoffiziere und Generale versammelt, die Meisten standen oben auf dem Damme und schauten angelegentlich in die Nacht hinaus. Doch war es nur geübten Augen möglich, in der großen Dunkelheit etwas zu erkennen, und auch diesen nur, nachdem sie sich durch den Blitz eines Schusses orientirt. San Secundo und die feindlichen Brückenbatterieen feuerten einzelne Schüsse nach San Giuliano herüber und es war eigenthümlich schön anzusehen, wie das trübe Wasser der Lagunen für einen Augenblick erhellt wurde oder wie einer der riesenhaften Brückenpfeiler plötzlich, aber nur für einen Augenblick, hell und glänzend aus der dichten Finsterniß hervor trat.

„San Secundo fürchte ich nicht besonders," sagte eine helle Stimme aus dem Haufen der Offiziere; „sie überschießen bei Nacht häufig. Aber ich habe gute Nachrichten, daß sie mit ihren Schaluppen irgend einen Angriff machen wollen; es wird ihnen aber nichts helfen, da wir vortrefflich gedeckt sind, aber es kostet wieder Menschenleben, das ist das Entsetzliche bei der Sache."

„Sollen wir nicht einige Leuchtraketen von San Giuliano aufsteigen lassen?" fragte eine andere Stimme.

„Wir geben ihnen nur ein besseres Ziel," antwortete der erste

Sprecher. „Ich habe drüben scharf auslugen lassen und erwarte jeden Augenblick Berichte."

Wirklich kam auch einige Minuten später eine Ordonnanz hastig daher gelaufen und drang durch den Kreis der Offiziere.

„Nun, wie steht's drüben? — Haben wir viel Verluste?"

„Bis jetzt nicht, Excellenz," entgegnete der Offizier; „nur ein sehr bedauerlicher Fall, Lieutenant T. vom Geniecorps, der auf der oberen Batterie war, ist von einer Vollkugel schwer verwundet."

„Ah, das ist hart! Herr Oberst, wir müssen Jemand anders hinschicken. — Ist vielleicht Jemand von den betreffenden Herren in der Nähe?"

Friedrich von S. trat rasch vor.

„Ah! mein wackerer Hauptmann S.," fuhr der Sprecher von vorhin fort. „Sie haben ja das Werk kaum vor ein paar Stunden verlassen."

„Aber ich freue mich, sogleich dahin zurückkehren zu können," antwortete der Hauptmann.

„Es ist mir sehr lieb," sagte eine dritte Stimme, „daß gerade Sie kommen. Hauptmann von S. hat den Bau von Anfang an geleitet. Eilen Sie hinauf, lieber Freund, und treiben Sie die Leute so gut wie möglich an. Es ist nicht viel mehr zu thun, ja die Artillerie muß sogar einen Theil der Bettungen schon gelegt haben."

„Schön, schön!" sagte der erste Sprecher. „Dann können wir sie mit Tagesanbruch artig heimschicken."

Hauptmann von S. trat rasch zum Kreise der Offiziere zurück, eilte den Damm hinab, und suchte so gut wie möglich den unsicheren und schwer zu treffenden Weg nach seinem gefährlichen Bestimmungsort zu finden. Doch war er noch nicht weit gekommen, als er Jemand hinter sich drein stolpern hörte und die Stimme seines Freundes vernahm, der ihn leise bat, doch nicht gar zu schnell zu laufen.

„Ja, was willst denn du?" fragte erstaunt der Hauptmann.

„Nun, dich begleiten," erwiderte der Andere. „Das kann eine lustige Nacht werden."

„Thu' mir den Gefallen und bleibe zurück," sagte der Hauptmann. „Ich gehe gern und bereitwillig da hinauf, es ist mein Dienst. Aber von dir wäre es tollkühn, dich in so gefährliche Sachen zu mischen, wo du am Ende nur im Wege bist und nichts nützen kannst."

„Den Teufel auch," entgegnete lachend der Husar. „Mir scheint, es kommen da Sachen vor, wo ich recht gut nützen kann. Ich habe so was munkeln hören, als könnten die Lateiner mit ihren Schaluppen einen Angriff wagen; und wenn das der Fall ist, da kann's zu einem artigen Handgemenge führen, und da gehöre ich in erster Linie hin. — Du," setzte der junge Mann bittend hinzu, „sei doch nicht kindisch oder besser gesagt neidisch, gönn' Unsereinem auch eine kleine Arbeit! Ich kann dich auf Ehre versichern, ich schäme mich ordentlich, wie ein rechter Müßiggänger von der Ferne zuzuschauen, während so manche brave Kameraden blutend davon getragen werden. Wir kämpfen hier alle für den Kaiser, und wenn ich für den Ruhm unserer Waffen etwas beitragen kann, so ist das meine verdammte Schuldigkeit. Erinnere dich doch an Mailand, wo so viele meiner Kameraden mit der Infanterie gegen die Barrikaden gingen. Kann ich euch zu Pferd nichts nützen, so will ich es einmal zu Land oder meinetwegen auch zu Wasser versuchen. — Komm!"

„Du bist ein prächtiger Kerl," antwortete lachend der Hauptmann. „So geh' denn mit! Aber wenn dir — was ich nicht hoffen will — irgend ein Unglück zustößt, so wird man mich dafür ansehen."

„Du hast mir nichts zu befehlen!" sagte lachend der Husarenoffizier. „Ich gehöre nicht zu deinem Corps."

„Und doch bin ich dein Vorgesetzter und im Nothfall auch so viel älter, daß du mir schon deßhalb gehorchen solltest. — Aber jetzt vorwärts, schweig' still und schau' auf deine Füße."

Dieser letzte Befehl war sehr nothwendig; denn wenn es heutzutage im hellen Sonnenschein mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft



wäre, vom Eisenbahndamm querfeldein an jene Stelle zu gelangen, wo eine Brücke nach San Giuliano hinüberführte, so war dies in der jetzigen Verfassung des Bodens, durchschnitten mit Gräben, voll Löcher, welche die einschlagenden Kugeln gerissen, ein wahrhaft verzweifeltes Unternehmen. Dabei kamen die beiden Freunde, jemehr sie sich der Insel näherten, um so mehr auch in den Schußbereich des feindlichen Feuers. Jetzt waren sie an der Stelle angelangt, wo ein kleiner schwanker Steg von dem festen Lande nach San Giuliano hinüberführte. Hier blieb der Hauptmann einen Augenblick stehen und versuchte es nochmals, seinen Freund zu bewegen, daß er umkehre. „Sowie wir einen Schritt auf diese Bretter setzen," sagte er, „sind wir dem Feuer der Brückenbatterieen und dem von San Secundo schonungslos ausgesetzt. Ich weiß, wo wir sind; es ist der Steg, den unsere Soldaten den Weg des Todes oder auch die Todtenbrücke benennen. Du hast mich jetzt höchst angenehm bis hieher begleitet, es wäre jetzt weit besser, wenn du nach Hause zurückkehrtest."

„Vorwärts! vorwärts!" entgegnete der Husarenoffizier. „Was sollen wir uns hier plaudernd zum Ziele der Kugeln machen? die Sache ist abgemacht: ich gehe mit dir."

Friedrich von S. zuckte die Achseln und ging rasch voran. Die Bretter unter ihren Füßen schwankten, aber sie achteten nicht darauf: vielmehr waren ihre Blicke auf den Boden gerichtet, um, so viel es die Dunkelheit zuließ, nicht in die Löcher hineinzustürzen, die sich zahlreich vorfanden, wo die hereinschlagenden feindlichen Kugeln die Planken zerrissen hatten.

Die Brücke verdiente heute Abend ihren Namen mit Recht; und es war als das größte Wunder anzusehen, daß die beiden Freunde nicht bei jedem Schritte niedergeschmettert wurden. Hegten vielleicht die Italiener die Vermuthung, man werde heute Abend Verstärkungen nach San Giuliano ziehen und wollten sie dies verhindern — genug, sie unterhielten auf diesem Punkt ein wahrhaft empörendes Feuer, und tückischer Weise waren es meistens Vollkugeln, die sie herübersandten.

Den Flug der Bomben und Granaten würde man deutlich gesehen haben und schon bei Weitem mit leichtem Herzen bemerkt, daß sie zu hoch oder zu niedrig gehen würden. Auch war bei der schmalen Brücke für die Hohlgeschosse weniger Wahrscheinlichkeit des Treffens. Um so zudringlicher und unheimlicher flogen dagegen die Vollkugeln vor, hinter und über den Freunden vorbei, und machten ihre Gegenwart nur durch ein heiseres Pfeifen bemerkbar, durch ein Klatschen ins Wasser oder durch eine starke Bewegung des Steges, wenn eine derselben einen der Hauptpfeiler auch nur leicht gestreift.

„s—s—s—t!" sagte der Husarenoffizier, „die war mir recht nah. Ueberhaupt sind wir hier gerade wie Spatzen auf einem Futterbrett. Es ist wahrhaftig ein Wunder, daß uns keine dieser unsichtbaren Kugeln getroffen."

„Jetzt ruhig," ermahnte der Hauptmann. „Wir haben die Insel erreicht. Ich muß mich mit der Wache verständigen, sonst hätten wir auch noch von dort etwas zu befürchten."

Letzteres war bald geschehen, und die beiden Offiziere sprangen ans Ufer. Hier befand sich Alles in einer geheimnißvollen, aber sehr rührigen Thätigkeit. Man hatte drei Batterien gebaut, die einander überragten. In die unteren wurden soeben die Geschütze eingebracht; die obere war auch fast vollendet. Zur letzteren begaben sich die Freunde, und Friedrich von S. meldete sich bei dem kommandirenden Major von der Artillerie und suchte zugleich seinen Kameraden auf, den verwundeten Genieoffizier, den er ablösen sollte. Derselbe war schwer getroffen; man hatte ihn hinter einer Deckung niedergelegt, und ein Wundarzt war im Begriff, ihn so gut wie möglich zu verbinden.

„Es ist das eine unheimliche Nacht," sagte der Artillerieoffizier, der einen Augenblick zu den Kameraden trat. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Hauptmann von S., daß Sie glücklich über die Brücke gekommen sind. Es ist das ein wahres Wunder. Ich fürchte noch immer, sie schießen uns den miserablen Steg zusammen, und das wäre sehr unangenehm."

„Erwartet ihr noch Verstärkungen aus Mestre?“ fragte der Ingenieurhauptmann.

„Gott bewahre! Ich glaube, wir haben genug da.“

„Und meinen Sie, die drüben werden einen stärkeren Angriff wagen?“

„Zuverlässig!“ antwortete der Artillerieoffizier. „Sie haben dort links an den Lagunen verschiedene Kriegsschaluppen aufgestellt. Wir erwarten von Sekunde zu Sekunde, daß sie anfangen uns zu bedienen.“

Die Leute in der Batterie nebenan arbeiteten mit der angestrengtesten Thätigkeit. Obgleich sich dort ein scheinbar verwickelter Knäul von Menschen umhertrieb, ging doch Alles mit der größten Umsicht und Ordnung vor sich. Man vernahm kein Wort, keinen Laut; nur das Wegschaufeln der Erde wurde gehört, das Knirschen eines Schanzkorbes, der festgestellt wurde, und der dumpfe Schlag der Hämmer, mit welchen die Pflöcke eingetrieben wurden. Plötzlich aber vernahm man zwischen den emsig arbeitenden Männern einen leichten Aufschrei, der aber bald unterdrückt war durch das Zusammenklirren eiserner Geräthschaften.

„Was gibt's da?“ rief der Artilleriemajor, der herbei eilte.

„Ein Vierundzwanzigpfünder hat eben zwischen die Leute hereingeschlagen,“ rapportirte einer der Unteroffiziere.

„Todte?“ —

„Zwei.“

„Verwundete?“ —

„Vier.“

„Schafft sie gleich nach rückwärts,“ befahl der Major. „Ich will ein paar Aerzte senden.“

Das war eine von den kleinen traurigen Unterbrechungen, wie sie leider so häufig vorkamen. Doch machten sich die braven Soldaten nicht viel daraus. Einen Augenblick stutzten wohl die Umstehenden und schauderten auch wohl leise zusammen, daß der Tod so hart bei

ihnen vorbei gestreift, dann aber faßten sie stillschweigend die gefallenen Kameraden auf, trugen sie zurück und gingen wieder wohlgemuth an ihre gefährliche Arbeit.

Alles was heute Nacht zum Batteriebau und zur Wache gehörte, befand sich in fieberhafter Aufregung. Die Ahnung, daß der Feind etwas vorhabe, hatte sich auch unter den Soldaten verbreitet, und Jeder untersuchte ohne Befehl sein Gewehr auf's Genaueste und drückte an das Bajonett, ob es auch recht fest sitze.

Es mochte Mitternacht vorüber sein, als das Feuer von den Brückenbatterieen und von San Secondo mit einem Male aufhörte. Die Nacht trat einen Augenblick in ihr Recht ein und es lag eine plötzliche Stille auf der weiten Wasserfläche, die aber im Gegensatz zu dem ungeheuren Spektakel von vorhin überraschend und unheimlich war.

„Das ist eine Windstille vor dem Sturm," sagte flüsternd der Artillerieoffizier und eilte nach den unteren Batterieen.

„Ich glaube auch so," bemerkte Friedrich von S. zu seinem Freunde. „Wenn mich nicht Alles trügt, so sehe ich dunkle Körper auf dem Wasser daher schwimmen. Siehst du, dort und dort!"

„Ja, ja," antwortete der Husarenoffizier, „da schleichen sie heran, Am Ende gibts ein kleines Seegefecht."

Jetzt tauchten hinter ihnen aus dem Dunkel ein paar Infanterieoffiziere hervor, und einer derselben, ein älterer Stabsoffizier, theilte die Bemerkung der beiden Freunde und pflichtete ihnen bei. „Wir können nichts thun," sprach er, „als uns ruhig verhalten, bis sie zu einem ernstlichen Angriff schreiten; denn ehe sie den Versuch machen, einen Fuß auf die Insel zu setzen, werden sie uns mit einem schönen Kartätschenhagel begrüßen. Meine Leute stehen bereit."

Damit trat er leise zurück.

„Weißt du was?" sagte der Husarenoffizier, „ich schließe mich der Infanterie an. Vielleicht finde ich später ein überflüssiges Gewehr und bis dahin soll mein Säbel herhalten." Er drückte dem Freunde nochmals die Hand und verschwand in der Nacht.

Friedrich von S. blieb allein auf der fast fertigen Brustwehr der Batterie und schaute angelegentlich in das Dunkel hinaus. Es lag ein tiefer Friede auf der Erde und dem Wasser; die Luft war ruhig, und wenn nicht dichte Gewitterwolken den Himmel bedeckt hätten, würde man mit Hülfe des Sternenlichtes weit um sich her geschaut haben. Dort lag Venedig; man erkannte die Stadt an dem Glanze einer Menge von Lichtern, die hie und da vertheilt waren. Die Leute in diesem Stadtviertel, die in der Nähe der Eisenbahn wohnten, waren in letzterer Zeit auf ihrer Hut; denn seit der Einnahme Malghera's hatte man österreichischer Seits auf der Lagunenbrücke Mörserbatterieen errichtet, welche ihre Geschosse zuweilen bis in die ersten Häuser der Stadt trieben.

Die dunkeln Körper auf dem Wasser schwammen jetzt immer näher, und bald erkannte man kleine leuchtende Punkte auf denselben. Das Feuer von San Secondo schwieg noch immer, und Tausende von Augen blickten jetzt angestrengt in die Nacht hinaus.

Da mit einem Male schlug auf dem Wasser eine feurige Lohe, weithin die trüben Fluten erhellend, empor. Ein erschütterndes Krachen folgte und Vollkugeln, Granaten und Kartätschen sausten und zischten aus den großen Schaluppen gegen San Giuliano. Im gleichen Augenblick nahmen die Brückenbatterieen und die von San Secondo ihr Feuer mit der größten Heftigkeit wieder auf. Es schien, als gäben sie nur ganze Lagen; denn es war nicht mehr der Knall eines einzelnen Schusses zu erkennen, sondern ein wilder Donner brüllte fort und fort herüber.

Im ersten Augenblick drückten sich die Arbeiter hinter die Brustwehren. Die Wirkung der Kugeln war fürchterlich. Wie Strohbunde rissen die stärksten Faschinen auseinander, flogen schon gefüllte und festgestellte Schanzkörbe nach allen Richtungen. Auch lautes Jammergeschrei tönte durch die Nacht, einzelne Rufe, entsetzliches Stöhnen.

Friedrich von S. war ein paar Sekunden überrascht stehen geblieben, da die einschlagenden Kugeln das Erdreich unter seinen Füßen

auseinander rissen, und als er hinter sich augenblickliche Bestürzung und Verwirrung vernahm, sprang er über die Batterie hinab, um durch freundliche Worte und strenge Befehle die so plötzlich unterbrochene Arbeit wieder herzustellen.

„Angefaßt, Leute!" sagte er mit leiser Stimme. „Bleibt an eurem Posten, — Hieher vier Mann mit einem Schanzkorb! — Diese Scharte hat am meisten gelitten." Und damit legte er ebenfalls Hand an, und während die braven Soldaten diesem Befehle pünktlich Folge leisteten, stellte er sich auf den gefährlichsten Platz und half ihnen den angerichteten Schaden wieder gut machen. — „Laßt nicht nach!" sprach er dazwischen. „Wir müssen die Batterie in ein paar Stunden fertig haben. — Ihr da unten bei den Bettungen, tummelt euch. Vorwärts! vorwärts! Denkt nur an das Vergnügen, ihr Leute, wenn wir ihnen aus diesen drei prächtigen Batterien mit Zinsen heimzahlen, was sie uns heute Nacht geliehen."

Unterdessen setzten Batterien und Schaluppen ihr verheerendes Feuer ununterbrochen fort. Letztere warfen ganze Massen Kartätschen an das flache Ufer der Insel. Jetzt konnte man auch deutlich die Körper der Schiffe erkennen und neben ihnen große flache Boote voll Soldaten. Da sie wußten, daß die diesseitigen Batterieen noch nicht fertig waren, so hatten sie augenscheinlich vor, die Insel direct anzugreifen und die Bauten zu zerstören. Auch vermutheten sie ohne Zweifel wenig Mannschaft auf der Insel, und hatten, um das Heranziehen von Verstärkungen zu erschweren, schon am Nachmittag und Abend jenes furchtbare Feuer auf die Brücke der Todten unterhalten.

Der auf San Giuliano kommandirende umsichtige Major der Infanterie unterstützte diesen Glauben dadurch, indem er hie und da einzelne Musketenschüsse abfeuern ließ, wie um ihnen zu sagen: wir vertheidigen uns, so gut wir können.

Hiedurch getäuscht, sah man bald eine Anzahl der großen flachen Boote an's Ufer rudern, um ihre Mannschaft an der Insel auszusetzen.

Friedrich von S., dessen Aufmerksamkeit zwischen dem Bau der



Batterie und dem Manöver des Feindes getheilt war, sprang abermals auf die Brustwehr und blickte angelegentlich nach einer Raketenbatterie, die nicht weit von ihm aufgestellt war und nun plötzlich ihr Feuer begann.

Ruhig und kaltblütig wie immer schossen die österreichischen Artilleristen; und an dem Geschrei und der Verwirrung, welche nun in den Booten und unter der Mannschaft entstand, die schon am Ufer war, hörte man deutlich, daß keine der Kugeln fehlging. Wie feurige Schlangen schossen die Raketen dem Wasser zu, Tod und Verderben da bringend, wo sie einschlugen. Jetzt setzte sich auch die Infanterie in Bewegung und warf sich mit lautem Hurrah! den Eingedrungenen entgegen.

Natürlich stellten in diesem Augenblick sowohl die Schaluppen wie die Raketenbatterieen ihr Feuer ein, um die eigenen Leute nicht niederzuschmettern, und es entspann sich drunten am Ufer ein stilles, aber furchtbares und blutiges Handgemenge. Bajonnet focht gegen Bajonnet und suchte die feindliche Brust zu durchbohren; Säbel kreuzten sich und die Aexte und Beile, mit denen die Arbeiter aus den Batterieen herbeiliefen, warfen die Gegner mit schweren Wunden zu Boden. Nur zuweilen erhellte der Blitz einer Muskette oder einer Pistole das furchtbare Chaos, und bei diesem unsichern Lichte ersah man denn bald, daß die Venetianer dem Wasser zu flüchteten und ihre Boote zu erreichen suchten. Viele aber wurden unterwegs noch niedergemacht, und viele kamen in dem Wasser um, in welches sie sprangen, um ihr Leben zu retten. Auch die Raketenbatterie nahm ihr Feuer wieder auf und sandte den abziehenden Booten Kugeln und Granaten nach.

Bald aber hatten die Fahrzeuge sich hinter den Schaluppen geborgen und nun war es auch für die Oesterreicher Zeit, sich so gut wie möglich zu decken; denn das Kartätschenfeuer von den Schiffen begann im gleichen Augenblick mit neuer Wuth.

Der junge Husarenoffizier hatte sich wacker gehalten, und obgleich er einen leichten Bajonnetstich in den Arm erhielt, eilte er doch so schnell wie möglich nach den oberen Batterieen, um seinem Freunde die Einzelnheiten des Kampfes zu erzählen. Friedrich v. S. hatte mit den Mannschaften auf's Angestrengteste gearbeitet. Doch hatten die Batterieen von drüben ihre Wuth wo möglich verdoppelt und unter den Arbeitern übel gehaust. Mehrere Offiziere waren verwundet und der Ingenieurhauptmann leitete nun den Bau allein. Da sein Leben für das seiner Untergebenen so nothwendig war, denn es bedurfte ermunternder Worte und des besten Beispiels, um sie an der Arbeit zu erhalten, so hatte er sich von dem gefährlichen Punkt auf der Brustwehr herab begeben und stand in einer der Schießscharten, um in der Nähe die Arbeiten zu überwachen. Die Schäden hatte man ziemlich wieder ausgebessert, und die Bettungen wurden gestreckt.

Der Husarenoffizier schlich sich zwischen den Arbeitern daher und stand nun unter seinem Freunde in dem hinteren Graben.

„Wie ein Kind freue ich mich auf den Moment, wo ihr fertig seid," rief er diesem zu, „denn es ist unerträglich, sich so überschütten zu lassen, ohne antworten zu können."

„Da du das einsiehst," entgegnete der Hauptmann, „so begib dich von dieser Stelle hinweg. Es ist wahrhaftig hier nicht geheuer. Du hast dich da unten wahrscheinlich gut genug gewehrt, und es war das ein Vergnügen. Aber hier oben als Zielscheibe zu stehen, ist für dich wenigstens unnöthig."

„Immer Predigten!" sagte lachend der Andere. „Nun ich glaube, wir haben heute Glück, denn ihr müßt hier oben eine schöne Masse Eisen gehört haben. — Und immer noch hören," fuhr er leiser fort, denn in dem Augenblicke, wo er dieses sprach, trafen wieder einige der schweren Kugeln recht unglücklich in die Batterie, warfen Holz und Erde umher und rissen manchen braven Soldaten zu Boden. — „Nun ja, ich will dir folgen!" fuhr der junge Mann fort. „Ich



begebe mich wieder zur Infanterie. Aber wenn ihr anfangt zu schießen, sollst du von mir drei ungeheure Hurrahs hören."

Der Ingenieuroffizier, der im Schatten der Schießscharte stand, gab keine Antwort.

„Bis nachher also!" sprach der Andere. „Reich mir deine Hand und haltet euch brav."

Aber Friedrich von S. reichte ihm keine Hand zur Begrüßung und als ihm der Husarenoffizier, einigermaßen unruhig über dies Stillschweigen die seinige reichte und ihn sanft am Aermel zupfte, glitt Friedrich von S. langsam an der Schartenwand hinab, sank zuerst auf die Knie und fiel dann auf das Gesicht.

„Gerechter Gott!" schrie der Husar und sprang aus dem Graben hervor. „Kommt her ein paar Leute!" rief er den Arbeitern zu. „Euer Offizier ist erschossen!"

Das war ein Opfer mehr heute Nacht, und wenn auch die Kameraden den daliegenden jungen Offizier, nachdem er hinter die Verschanzungen gebracht war, mit tiefem Schmerz betrachteten, so war doch der Augenblick zu wichtig, als daß man sich viel mit Klagen und langen Auseinandersetzungen abgegeben hätte. Der Wundarzt, der den Gefallenen untersuchte, erklärte den rechten Arm für zerschmettert, überhaupt die Verwundung für tödtlich, weil die Brust stark erschüttert sei.

Der Husarenoffizier ließ sich ein paar Mann mit einer Tragbahre geben und trat tief erschüttert den Rückweg nach Mestre über die Brücke der Todten an, über diesen gefährlichen Steg, den er mit dem lebenden unverletzten Freunde noch vor wenigen Stunden so glücklich zurückgelegt hatte. Als sie die Stadt erreichten, und schweigend durch die stillen, verödeten Straßen zogen, waren die Batterieen auf San Giuliano fertig geworden, und als der Husarenoffizier seinen Freund, der noch schwer athmete, in das Spital ablieferte, dachte draußen auf den Batterien schon Niemand mehr an ihn, der dort gefallen, denn der große Augenblick war gekommen, die Geschütze

wurden eingeführt, gerichtet und eröffneten mit anbrechendem Morgen ein furchtbares Feuer. In kurzer Zeit waren ein paar Schaluppen in den Grund gebohrt, andere schwer beschädigt, eine Batterie auf der Lagunenbrücke fast gänzlich demontirt, und die Venetianer erkannten mit Schrecken, daß die Belagerer ihnen einen guten Schritt näher gerückt seien.

Der heftige Geschützkampf, der längere Zeit in den Brücken-Batterieen um San Secondo und San Giuliano gewüthet, hatte dem großen Theil der in Sicherheit zuschauenden Venetianern ein gar willkommenes und prächtiges Schauspiel gegeben. Die meisten Kugeln kamen nicht über die Lagunen hinaus, selten eine bis zur Eisenbahnstation. Und wenn auch hie und da einige Bomben etwas verdächtig nahe flogen, so platzten dieselben doch meistens in der Luft, da man die Zünder für die weite Entfernung nicht einrichten konnte. Dies alles, zugleich mit der Thatsache, daß, nachdem die drei Batterieen in San Giuliano gebaut waren und nachdem jener nächtliche Angriff abgeschlagen wurde, die österreichischen Geschütze zu feiern schienen, wiegte das sorglose Volk der Stadt wieder in vollkommene Sicherheit. Der Glaube an die Uneinnehmbarkeit der alten Venetia begründete sich abermals fest in ihnen, und sie gingen mit leichtem Herzen daran, ihre Hauptbatterie St. Antonio, auf der Mitte der Lagunenbrücke gelegen, auszubessern und zu verstärken. Da nach den Vorgängen ihre Furcht vor einem wirksamen Bombardement fast gänzlich verschwunden war und sie nur einen Frontangriff erwarteten, der allein auf der Eisenbahnbrücke stattfinden konnte, so sprengten sie immer mehr Bogen ab und bauten bei St. Antonio eine zweite Batterie, um, im Fall selbst die erstere genommen würde, sich hinter die zweite zurückziehen zu können.

In der Stadt selbst begannen übrigens zwei andere Feinde aufzutreten, denen man nichts entgegenzusetzen hatte: Krankheit und

Hunger; und in Folge dieser beiden Erscheinungen war das Elend, was sich anfing auf den Straßen Venedigs zur Schau zu stellen, wahrhaft entsetzlich und hätte die starrsten Herzen wohl zum Nachdenken bringen können. Ganze Schaaren von Bettlern ließen sich auf den öffentlichen Plätzen sehen, und wenn sie so in Lumpen gehüllt, mit eingefallenen Augen und hohlen Wangen den besser Gekleideten um eine Gabe ansprachen, so klang diese Bitte mehr wie ein Recht, das sie zu fordern hätten; und das per l'amor de Dio! füglich übersetzt werden: Wenn du mir heute nichts gibst, so werde ich mir morgen was nehmen. Noch jammervoller war die Anhäufung des hungerigen Volkes der mittleren Stände vor den Brod- and Spezereiläden. Ein Bericht sagt darüber: „Gewöhnlich reichte der Vorrath nicht für Alle aus, und die Letzten mußten dann leer abziehen. Darum warteten Viele schon lange vor der bestimmten Stunde, um, wenn der Laden aufgehe, die Ersten zu sein. Es war herzzerreißend, anzusehen, wie diese armen Weiber, denen man Hunger und Elend auf allen Gesichtszügen ablesen konnte, sich drückten und drängten um für ihr mühsam erworbenes, oder gar zusammengebetteltes Geld das tägliche Brod zu erhalten. Manchmal kam es zu eigentlichem Handgemenge, und es ist Thatsache, daß mehrere Personen bei diesen Hungerscenen zu Tode gedrückt worden sind. In der Folge wurden an diesen Orten Gensdarmen aufgestellt, welche zwar allerdings eine gewisse Ordnung handhabten, die fernerem Unglücke vorbot, nicht aber die Noth selbst und den äußerst schmerzhaften Eindruck, den dieselbe hervorbrachte, mildern konnte."

Bei all' der fortwährend größer werdenden Noth und dem Elend, was immer mehr zu Tage trat, gab der Markusplatz fast zu allen Stunden des Tages noch immer das Bild eines regen, ja oft heiteren Treibens. Hier versammelte sich nach wie vor der wohlhabende Theil der Bevölkerung, um sich von dem, was draußen vorging, die Einzelheiten erzählen zu lassen und zu debattiren, Forderungen an die Regierung zu stellen, kurz alles Mögliche zu thun, um Jenen, welche

mit der Leitung der Angelegenheiten betraut waren, ihr Amt zu erschweren und das Leben so sauer wie möglich zu machen. Militär aller Waffen und Grade trieb sich ebenfalls hier umher, und gewährte in ihren bunten Uniformen, rothen Hosen, ihren verschiedenen Waffen dem gaffenden Volke eine angenehme Abwechslung.

Doch waren dergleichen ruhige Scenen auf dem ehrwürdigen Platze fast zur Seltenheit geworden. Mißtrauen gegen die Regierung, das früher oft von Einzelnen künstlich angefacht wurde, hatte sich jetzt der großen Mehrzahl bemächtigt. Dazu kam, daß Krankheiten aller Art täglich bösartiger und verheerender auftraten, und daß es der wohlhabenderen Klasse der Bürger sogar an den nothwendigsten Lebensmitteln zu fehlen begann. Fleisch und Fische mangelten fast gänzlich, und der größere Theil der Einwohner war auf Polenta und Gemüse beschränkt. Vielleicht, daß durch diese Umstände sich bei Manchen, die anfingen, den wahren Stand der Dinge zu erkennen, die Ueberzeugung aufdrang, das Trauerspiel in Venedig nähere sich seinem Ende, und je bälder eine Unterwerfung stattfände, desto besser sei es. Doch hatte lange Niemand den Muth, auch nur mit seinem vertrautesten Freunde von einer Capitulation zu sprechen, und die Furcht, als Verräther zu gelten und der Volksjustiz zum Opfer zu fallen, schreckte Jeden von einem derartigen Versuche ab. Da wagte es endlich der Erzbischof und Cardinal-Patriarch von Venedig in dieser Sache einen entscheidenden Schritt zu thun; er berief insgeheim eine Anzahl Männer der gemäßigten Partei, und bei einer Zusammenkunft im Palast des Marchese von C. wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zu bitten, sie möge Unterhandlungen anbahnen, um so den unerträglich werdenden Leiden des armen Volkes ein Ziel zu setzen. Doch trat in Folge dieser Versammlung das Wort: „Verrath," welches die Venetianer so oft als Gespenst erschreckt, nun wirklich zu Tage, und ein Document, worin jene Männer ihre Wünsche niedergelegt und mit ihrer Unterschrift bezeichnet, kam in die Hände des Volkes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese

Nachricht über die Gassen und Kanäle Venedigs, und der Markusplatz wurde, wie schon so oft, der Schauplatz eines fürchterlichen Tumultes. Selbst das Ansehen des Präsidenten war im ersten Augenblick nicht im Stande, die aufgeregte Volkswuth zu beschwichtigen. „Morte al patriarcha!“ dröhnte es über den Platz hin, und ein aufgeregter Haufe, dem sich eine große Anzahl Soldaten anschloß, stürmte den Palast des Erzbischofs. Mobilien, Bücher, Gemälde, Kostbarkeiten aller Art wurden in den Kanal geworfen, und nachdem man hier so viel wie möglich verwüstet, zog die Menschenmasse, die sich immer mehr vergrößerte, auch nach anderen Palästen von Solchen ab, welche sich durch ihre Unterschrift vor dem Volke compromittirt. Man hatte die Namen derselben sorgfältig aufgeschrieben, und ein Kerl mit einer rothen Mütze, der dies Papier in den Händen hielt, ermunterte das Volk durch heftiges Geschrei, jetzt auch nach dem Palaste des Marchese von C. zu ziehen.

„Der Herr Marchese steht oben an!“ rief er mit gellender Stimme. „Denkt an Malghera und die Verproviantirungs-Commission! Denkt an Madamigella sua filia, die uns mit ihrer schwarzgelben Fahne genug geärgert! — Auf! zum Palaste des Marchese!“

Gehorsam diesem Rufe setzte sich der wilde Haufe in Bewegung; ein Theil warf sich in bereit stehende Barken, ein anderer Theil eilte durch die engen Gassen nach dem bezeichneten Palaste und kam auch bald dort in dichten Schwärmen an, alle Ausgänge vorn und hinten besetzend.

Doch hatte die Regierung, obgleich sie nicht im Stande gewesen, die Erstürmung des erzbischöflichen Palastes zu verhindern, bereits ihre Maßregeln getroffen, um den weiter beabsichtigten Zerstörungen Einhalt zu thun; und als die Aufrührer bei der Wohnung des Marchese von C. anlangten, fanden sie, daß dieselbe von einer Gensdarmerie-Abtheilung besetzt war, welche trotz versuchten Fraternisirens sehr geneigt schien, alles feindselige Andringen mit guten Kugeln zu beantworten. Dagegen konnte sie nicht verhindern, daß der Palast von

den Kanälen, den nebenan liegenden Häusern und den Straßenwinkeln her auf's Heftigste mit Steinen beworfen wurde, so daß bald an dem ganzen prächtigen Gebäude keine Fensterscheibe mehr ganz war, so weit man dieselbe mit einem geschickten Wurfe erreichen konnte. Auch Schüsse fielen hie und da, und Kugeln zertrümmerten einzelne Steinverzierungen an den Fenstern oder zerschlitzten die schweren Damastvorhänge.

Der Marchese hatte sich mit seiner Tochter in jenes Zimmer zurückgezogen, wo damals die Versammlungen stattgefunden, und hier, wo er und seine Freunde die ersten Hebel angesetzt, um eine festgefügte Wehr auseinander zu brechen, hier fand er nur noch den einzigen Schlupfwinkel, wo er vor Steinen und Kugeln sicher war, vor den Waffen jener Haufen, für deren Wohl er jene Dämme gebrochen zu haben glaubte, die aber nur daher flutend ihn vor allen Andern mit Vernichtung ja Tod bedrohten.

Er stand an einem kleinen schmalen Fenster, durch welches er einen Theil des wilden Volksschwarmes sehen konnte, ohne daß es diesem gelungen wäre, ihn zu entdecken. Emilie hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen, ihr Kopf ruhte an seiner Brust; doch wenn sie auch zuweilen bei einem besonders wilden Toben draußen einen Augenblick nicht erschreckt, sondern ergrimmt in die Höhe fuhr, so lag doch im Allgemeinen etwas auf ihren sonst so ernsten Zügen, das anzudeuten schien: es ist gut, daß es so gekommen.

Der Marchese knitterte in der einen Faust, die er oft drohend gegen das Fenster emporhielt, ein Papier zusammen. Oefter aber beugte er sich auf das Gesicht seiner Tochter herab, küßte sie auch wohl auf die Stirne und sagte dann mit leiser Stimme: „Mein armes, armes Kind, ich fühle jetzt wohl, was du Alles um mich in dieser Stadt gelitten.“ Dann raffte er sich aber wieder stolz empor, sein Auge blitzte, während er auf die Straße schaute, und er biß sich heftig in die Lippen, ehe er sagte: „Und doch war ich verblendet genug, mich mit diesem Volke unter den Trümmern der Stadt begraben zu

wollen, der Letzte zu sein, der die dreifarbige Fahne geschwungen — das wäre ein schönes Ende gewesen. Aber jetzt ist mein fester Wille dahin, meine Kraft gebrochen. Die da draußen, für welche ich so viel gelitten, haben selbst die Liebe zu ihnen und ihrer Sache aus meinem Herzen gerissen. Mögen sie verdammt sein und möge es ihnen ergehen, wie sie es verdienen!"

„Mein Vater!" bat schmeichelnd die junge Marchesa. „Vergessen Sie die Undankbaren. Denken Sie an sich; überlegen wir, was zu thun ist!"

„Dies Papier," fuhr der Marchese fort und hob die Hand abermals in die Höhe, „kam mir durch den Offizier der Gensdarmerie vom Präsidenten zu. Es enthält," sagte er bitter lachend, „Einiges sehr Beistimmendes zu unserem Documente; er bittet mich aber als Freund und befiehlt mir als Chef der Regierung, um meiner eigenen Sicherheit wegen die Stadt zu verlassen. — Was soll ich thun?"

„Ihm folgen!" versetzte energisch das Mädchen. „Ihm unbedingt folgen! Er hat nie etwas Besseres befohlen."

„So sei es darum!" entgegnete der Marchese nach einer längeren Pause. „Ich werde noch heute Nacht Venedig verlassen."

„Sie wollten sagen, mein Vater, wir werden Venedig verlassen."

„Allerdings, mein Kind; aber wir können nicht zusammen gehen. Ich habe meine triftigen Gründe dafür. Ich werde versuchen, durch Porto di Lido Burano zu erreichen und zwischen den Inselgruppen bei Torcetto auf das feste Land zu gelangen. Du weißt," setzte er bitter lächelnd hinzu, „ich bin verbannt — geächtet, hier wie dort, und ich werde eine schlimme Fahrt haben, ehe ich in Sicherheit bin. Dem kann ich dich nicht aussetzen."

„Und was soll ich thun? fragte die junge Marchesa.

„Du wirst am besten thun, mit deiner Kammerfrau und einigen vertrauten Dienern nach Fusina zu gehen. Dort findest du leicht einen Wagen, der dich nach Mestre und auf unsere Villa bringt, wo du Nachrichten von mir erwartest."

Eine leichte Röthe überfuhr das Gesicht der Tochter; doch schlang sie ihre Arme einen Augenblick fester um den Vater. „Ich werde thun, wie Sie befehlen.“

Der Marchese drückte sein Kind schweigend an sich, machte ihre Hände sanft von seinem Halse los und küßte sie auf die Stirne. Als er darauf wieder sein Gesicht von dem ihrigen entfernte, sah sie, daß ein paar Thränen in seinen Augen glänzten; er fuhr mit der Rechten darüber hin und legte sie alsdann wie segnend auf das Haupt der Tochter. „Ja, mein Kind, möge uns der Himmel nach dieser dunkeln Zeit noch freudige, helle Tage schenken! Ich wünsche das nur für dich, Emilie, und wenn ich bestimmt bin, solches Glück mit zu erleben, so soll es mein Bestreben sein, dir deinen kindlichen Gehorsam, all' deine innige Liebe zu vergelten.“

Damit wandte er sich ab und verließ das Gemach.

Nachdem der Volkshaufen draußen noch eine Zeit lang gelärmt und geschrieen und darauf einsah, daß zum Schutze des Palastes zu gute Maßregeln getroffen seien, verlief er sich allmälig, um anderswo ähnliche aber ebenso vergebliche Versuche zu machen.

Der Marchese traf seine Anstalten zur Abreise; er wählte sich eine Gondel mit einem einzigen vertrauten Diener, für seine Tochter dagegen, die eine weitere Wasserfahrt zu machen hatte, auch die Stadt nicht ohne einige Vorbereitungen verlassen konnte, bestimmte er ein größeres, halb bedecktes Boot, theilte demselben vier ebenfalls erprobte Ruderer zu; der alte Antonio sollte das Steuer führen. Der Palast selbst blieb unter Aufsicht des Kammerdieners des Marchese.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die österreichischen Batterieen seit einiger Zeit höchst selten gefeuert, daß die Venetianer es ebenso gemacht und daß deßhalb eine unbegreifliche Ruhe auf den Lagunen und den Vorwerken herrschte. Das Volk in seiner Sorglosigkeit, auch durch falsche Berichte irre geleitet, gab sich schon der Hoffnung hin, als haben sich die Großmächte ihrer Sache angenommen und werde demnächst die ganze Belagerung aufgehoben werden. Venedig befand

sich in Ruhe und Sicherheit wie lange nicht; Nachmittags strömte zu dieser Zeit eine große Menschenmenge nach dem Giardino publico, um einem anderen Schauspiel beizuwohnen. Es waren dies jene vielbesprochenen Luftballons, welche die Belagerer von ihren Schiffen aufsteigen ließen und die den Zweck hatten, über der Stadt angekommen, eine gefüllte Bombe fallen zu lassen. Doch war diese Erfindung, an sich gewiß nicht unbeachtenswerth, noch zu sehr in ihrer Kindheit, um ein günstiges Resultat zu geben. Die Bomben erreichten selten die Stadt, platzten in der Luft oder fielen brennend in die Kanäle. Wie gesagt, die Venetianer hatten dadurch eine Unterhaltung weiter und kehrten höchst zufrieden über die gesicherte Lage der Inselstadt aus den öffentlichen Gärten zurück, füllten den Markusplatz und die Schauspielhäuser zahlreicher als je und begaben sich Abends beruhigt in ihre Wohnungen.

An der hinteren Seite des Palastes des Marchese von C. lag an einem dieser Abende — wir glauben es war am 29. Juli — eine Gondel neben einem größern Fahrzeug. Die Gondel wurde von einem Manne bestiegen, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war, und setzte sich darauf nach dem Kanal von St. Marko in Bewegung. Das andere Fahrzeug wurde mit mehreren schweren Koffern beladen, worauf die vier Ruderer sich an ihre Plätze setzten, und der alte Antonio, nachdem er die Marchesa von C. und ihre Kammerfrau in das Boot begleitet, sich an das Steuerruder begab.

„Jetzt vorwärts!" sprach der Gondolier mit leiser Stimme, und die Barke wandte sich schwerfällig um, glitt aus dem kleinen in den großen Kanal und bewegte sich langsam vorwärts.

Es war eine finstere, regnerische Nacht, alles befand sich in den Häusern, keine Gondel begegnete dem großen Boote, Venedig lag in tiefem Schlafe. Da auf einmal krachte es dumpf von San Giuliano herüber. Wie ein ferner Donner rollte es über die Lagunen hin, so daß die vier Ruderer zusammen fuhren und kräftiger in das Wasser schlugen.

„Cospetto!“ sagte der alte Gondolier. „Jetzt fangen sie wieder an. Das wird einen schönen Spektakel geben! Für uns aber ist es immer noch besser, denn wir laufen dann weniger Gefahr, angehalten zu werden. — Doch was ist das?“

Ein sonderbares Sausen ließ sich in der Luft vernehmen und eine schwere Kugel klatschte hinter ihnen in den Kanal, daß das Wasser hoch emporspritzte. Dann sauste es abermals, jetzt rechts, jetzt links, und sie hörten das Krachen von Dächern, das Klirren von Fensterscheiben, das dumpfe Getöne zusammenbrechender Balken, und dabei wurde der Kanonendonner immer heftiger. Jetzt antworteten auch die Brückenbatterieen und blieben den Belagerern keinen Schuß schuldig. Wie lachten die italienischen Artilleristen draußen auf St. Antonio und San Secondo über die vermeintliche Ungeschicklichkeit der Oesterreicher. Alle Geschosse, Granaten und Vollkugeln sausten hoch über ihre Köpfe hinweg, aber — Venedig war verloren.

Zitternd saßen die vier Ruderer auf ihren Bänken und es bedurfte manches kräftigen Wortes Antonio's, um sie zu vermögen, ruhig vorwärts zu arbeiten. Jeden Augenblick ließ Einer oder der Andere das Ruder fallen, bekreuzte sich und sagte: „Gott sei uns gnädig!“

„Was kann das alles bedeuten?“ sagte die Marchesa zu dem Steuermann.

„Das mag die Madonna wissen,“ erwiderte dieser. „Die Kugeln fliegen ja über uns hinweg, sie müssen fast den Markusplatz und das Arsenal erreichen. Ah! das ist eine schauerliche Nacht! Gott soll uns helfen!“

„Was ist das, was jetzt über uns hinflog? Es war mir, als habe ich einen falben Schein in der Luft gesehen.“

„Eine Bombe macht einen größeren Spektakel,“ entgegnete der Gondolier, indem er zuschaute. „Ja, bei Gott! das war eine glühende Kugel. Seht, Signora, dort ist sie eingeschlagen; das Haus brennt.“

Und es war nicht die einzige Feuersbrunst, welche heute Abend



in der unglücklichen Stadt ausbrach. Bald sah man hier, bald da die Flammen hervorbrechen. Dabei belebten und erleuchteten sich wie durch einen Zauberschlag Häuser und Straßen. Händeringend verließen Weiber und Kinder ihre Häuser, deren Dächer über ihnen herabgeschmettert wurden. Nirgendwo schien mehr Schutz und Sicherheit. Die Menge flüchtete sich unter die Vorhallen der Kirchen oder in den Giardino publico. Aber auch dorthin drangen einzelne Kugeln, auch von dort wurden die Entsetzten wieder vertrieben.

Das Fahrzeug der Marchesa ruderte unterdessen durch den Kanal der Giudecca, wo es einigermaßen geschützt war, bis es an der Spitze der Batterie San Marte in die offenen Lagunen kam. Hier aber gerieth es in die Schußlinie der feindlichen Batterieen, und immer zahlreicher schlugen Kugeln und Bomben vor und hinter demselben in das Wasser. Man hatte hier einen schrecklich schönen Anblick. Die Lagunenbrücke in Nacht gehüllt, wurde von Zeit zu Zeit durch das Blitzen der Geschütze taghell erleuchtet; sprühende Bomben, glühende Kugeln und Granaten zischten feuersprühend hin und her. Betäubend rollte der Kanonendonner, und man sah auf Augenblicke, wie der Pulverrauch gleich einem dichten, weißen Nebel die Brücke und die Forts umhüllte. Die vier Ruderer hatten schon mehrmals Zeichen der größten Unzufriedenheit gegeben, und es gelang nur den kräftigsten Zureden des alten Gondoliers, sie zu vermögen, weiter zu fahren. Und dabei mußten sie mit aller Anstrengung arbeiten, um das Boot vorwärts zu bringen, denn ein scharfer Nachtwind bewegte die Wellen und trieb sie gegen Norden dem festen Lande zu. Bis jetzt hatte ihnen keine der umherfliegenden Kugeln irgend einen Schaden zugefügt, auch war ihnen noch keine sehr nahe gekommen. Plötzlich aber fuhr eine schwere Bombe, einen weiten Feuerkreis ausspritzend, von rechts herüber und so dicht bei den vorderen Ruderern vorbei, warf sie in das Boot zurück, daß man hätte glauben können, die Kugel habe sie niedergeschlagen. Doch war dem nicht so; die Bombe klatschte hinter ihnen ins Wasser, doch folgte das Boot im gleichen Augenblicke dem Steuer-

ruder nicht mehr, und als Antonio emporsprang und vor sich hin schaute, sah er, daß alle vier Fährleute, von Todesangst getrieben, mit ihren Rudern in's Wasser gesprungen waren, um schwimmend das nahe Ufer zu erreichen.

Das war ein fürchterlicher Augenblick, und selbst dem alten festen Mann begann eine Sekunde lang der Muth zu sinken. Der Südwind faßte das ruderlose Boot mit voller Gewalt und trieb es auf den bewegten Wellen der Lagunenbrücke und den Batterieen zu. Noch eine kleine Weile und es mußte einen der Pfeiler erreichen, vielleicht auch umschlagen, wenn es nicht vorher schon von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Rechts neben ihnen lag die Batterie St. Antonio, und wenn ein Pulverblitz die Werke desselben erhellte, so sah man deutlich das Gewühl der dunklen Gestalten an ihren Geschützen.

Die junge Marchesa allein hatte ihre volle Geistesgegenwart behalten. Sie stand aufrecht in dem Boot und blickte, wenn auch erregt, doch furchtlos, auf das wunderbar prächtige Schauspiel vor ihren Augen. Ja, sie dachte daran, daß droben auf der Brücke ihr Verwandter, der Graf C., ein Commando hatte und sie schauderte einen Augenblick, wenn vor ihrem Geiste lebhaft, wie nie die Bilder des vergangenen Jahrs vorüberflogen, eines Jahrs, welches so viel Leiden und Unglück gebracht, welches ihr Haus verödet hatte, welches die letzten Glieder ihrer alten Familie so schonungslos auseinanderriß, welches den jungen Mann da droben seinen ehemaligen Waffenbrüdern gegenüberstellte und Tod und Verderben senden ließ in jene Reihen, denen er so lange angehört.

Im gegenwärtigen Augenblicke aber beschuldigte die Marchesa ihren Verwandten unrechtmäßiger Weise. Denn während sie unten auf dem schaukelnden Boote bei der Brücke vorüberfuhr, trugen ihn oben vier Männer nach der Stadt zurück. Eine Kugel hatte seine Laufbahn zerrissen. Unter den jetzigen Verhältnissen war es wohl ein Glück für ihn, daß er so schnell geendigt.

Antonio war unterdessen an die vordere Seite des Boots geeilt, hatte zwei vorräthige Ruder ergriffen und seine junge Herrin gebeten, das Steuerruder in die Hand zu nehmen. Die Marchesa, die in früheren schönen Tagen oftmals ihr kleines Boot gesteuert, folgte unerschrocken, rasch und pünktlich seinen Vorschriften, und so gelang es den fast übermenschlichen Anstrengungen des treuen Dieners, das Boot langsam in die Lagunen hinauszubringen. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon waren sie bei einigen abgesprengten Pfeilern vorbei getrieben worden und hatten sich schon Stellen genähert, wo sie deutlich sahen, wie die feindlichen Arbeiter ihre Werke ausbesserten. Ja, sie waren schon ein paarmal angerufen worden, und da sie natürlicher Weise keine Antwort gaben, hatte man ihnen ein paar Musketenkugeln nachgeschickt.

Endlich kamen sie in ziemliche Entfernung von der Brücke und erreichten Fusina mit Tagesanbruch.

Wenige Tage nach diesen Vorfällen unterwarf sich die Bevölkerung Venedigs den bekannten so milden Bedingungen des Feldmarschalls Radetzky. So lange sich die Venetianer in ihren Lagunen sicher gewußt, so lange selbst die von den Batterieen heimkehrenden Kämpfer in ihren Häusern vor den Kugeln des Feindes sicher waren, und so lange die Geschosse nicht in die Stadt selbst drangen, und so physisch und moralisch niederschlagend auf das Volk wirkten, so lange gab es, trotz Hunger und Seuchen, immer noch eine exaltirte Partei, die nichts von Capitulation wissen wollten, und die sich verschwor, lieber in und mit der Stadt zu Grunde zu gehen, als von den Thürmen wieder die schwarzgelbe Fahne flattern zu sehen.

So kam Ende Juli heran und jene Catastrophe, die wir vorhin zu schildern versucht, wo nämlich der österreichische Artilleriemajor Truka auf dem Fort San Giuliano zwei schwere Batterieen errichten

ließ, in denen die Vierundzwanzigpfünder und Paixhans auf Balkenschleifen gelegt waren und so gerichtet werden konnten, daß sie in einer Erhöhung von 45 Grad mit 9 Pfd. Pulver Ladung Granaten und glühende Kugeln bis zu 3000 Klafter zu treiben im Stande waren. — Da verlor die Bevölkerung Venedigs mit einem Male den Glauben an die Unüberwindlichkeit ihrer Stadt. Die Granaten und glühenden Kugeln stürzten beinahe senkrecht auf die belebtesten Stadttheile hinab, zertrümmerten die Dächer, füllten die engen Straßen mit Steinen und Schutt, zündeten an vielen Orten und brachten Schrecken unter alles Volk. Als nun einmal die bis dahin so gefürchtete Partei nachgab und sich zu einer Capitulation herbei ließ, da vergrößerte sich die Masse derer, welche für Unterwerfung waren, mit jeder Stunde, mit jeder Minute, jeder Sekunde. Wenn früher das Volk diejenigen mit dem Namen „traditore“ belegt hatte, welche irgend etwas von Uebergabe verlauten ließen, so galt das jetzt als der größte Verrath, wenn Jemand sich weigerte, die Sache der Uebergabe aufs schleunigste zu betreiben. Und so kam denn der denkwürdige 31. August herbei, wo die österreichische Armee, nachdem sie in den vorhergehenden Tagen vom 25sten an die verschiedenen Inseln und Forts besetzt hatte, nun endlich — Vater Radetzky an der Spitze — in die besiegte Venetia einzog. Mit welcher Freude wurden von dem größten Theil der Einwohner die bekannten Fahnen wieder begrüßt. Tausende, welche im März 1848 in unerfahrenem Sinn wider Oesterreich geschrieen und getobt hatten, ergossen sich nun beim Anblick der kaiserlichen Feldzeichen in aufrichtigem Jubel und gelobten aus voller Ueberzeugung ewige Treue dem milden Herrscherhause.

Was die österreichische Armee vor Venedig gelitten und erduldet, darüber schweigt die Geschichte; aber um so lauter redeten die Begräbnißplätze bei Mestre. Hatten doch die braven Truppen neben dem Feinde und dessen Geschossen zumeist mit der Ungunst des Terrains und des Klima's zu kämpfen. Wie am Anfang Wasser und Schlamm die Beharrlichkeit der Belagerer auf harte Proben gestellt hatten, so

waren es seit dem Juni die stechende Sonnenhitze und der tiefe glühend heiße Sand der Ufer, welche die Beschwerlichkeiten der Arbeit erhöhten und den Krankenstand mehrten. Klein war die Zahl der getödteten und verwundeten Soldaten im Verhältniß zu denen, welche den bösartigen Sumpffiebern erlagen oder wenigstens die traurige Aussicht hatten, an den Folgen dieses Uebels Zeit Lebens zu kränkeln.

Als nun Venedig eingenommen war, da verwandelte sich auch der Anblick von Mestre, wenn auch nicht mit Einem Male, doch in für die Verhältnisse kurzer Zeit.

Der Soldat schirrt ab, der Bauer spannt ein.

Die geflohenen Einwohner kehrten massenhaft zurück, die Batterie am Eingang des Kanals verschwand, das Wasser füllte sich wieder mit Barken und Gondeln und auf der Höhe des Guelfenthurms, von dem zahlreiche Offiziere der verschiedensten Waffen so oft auf Malghera hinüber geschaut, war es wieder einsam und stille geworden.

Doch wenn auch die kleine Stadt nicht mehr einem Feldlager glich, wenn man auch dem Soldatenrock und der Holzmitze selten in den Straßen begegnete, so waren doch in den Villen um Mestre noch eine große Anzahl Kranker zurückgeblieben, welche jetzt bei größerer Ruhe und besserer Pflege langsam genasen. Aber nicht Allen wurde dies Glück zu Theil, und der kleine Begräbnißplatz unfern der Lagunen zeigte noch häufig frisch aufgeworfene Grabhügel.

Als bei jenem nächtlichen Ueberfall auf San Giuliano der Hauptmann von S. gefallen war, hatte ihn sein treuer Freund, der Husarenoffizier, nach Mestre zurückgebracht und rasch einen Arzt gefunden, der sich des Verwundeten annahm. Doch hatte dieser, nachdem er den Verwundeten sorgfältig untersucht, mit den Achseln gezuckt. „Wir wollen uns da keine Illusionen machen," sagte er zu Eugen v. W., „erstens ist der rechte Arm unwiderbringlich verloren, zweitens aber und schlimmstens ist die Brust nicht unbedeutend verletzt. Auch sehen Sie selbst, wie wir hier mit Kranken überfüllt sind. Es ist für Ihren

Freund allerdings sehr wenig Hoffnung vorhanden, und nur bei der größten Ruhe, bei der sorgfältigsten Pflege wäre es eine Möglichkeit, daß die glücklicher Weise überaus kräftige Constitution des Hauptmanns sein Leben erhalten könnte. Aber wie gesagt: wir sind hier zu überfüllt."

Diese Worte gaben dem Husarenoffizier einen kleinen Hoffnungsstrahl, und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Auf's Bereitwilligste erhielt er die Erlaubniß, den Freund in sein Quartier nach jener Villa transportiren zu lassen, was dann auch mit der größten Umsicht und Sorgfalt geschah. Der alte Verwalter nahm sich des Verwundeten auf's Beste, ja Liebevollste an; er ließ einen geschickten Arzt von Treviso kommen, der auf dem Schlosse wohnen mußte; und nachdem auf diese Art alles Mögliche zur Rettung des Freundes geschehen, reiste Eugen von W., dessen Urlaub abgelaufen war, mit schwerem Herzen nach Wien.

Hatte das kleine Casino des Marquis von C. schon während des Lärms der Belagerung ziemlich still und ruhig in seinem dichten grünen Parke gelegen, so war es jetzt, nachdem man von Malghera und Mestre her keine Schüsse mehr krachen hörte, und nachdem kein Hufschlag weiter auf den Sandwegen knirschte, als sei das Haus von allen lebenden Wesen verlassen. Und doch hatte es im Gegentheil jetzt noch einmal so viele Bewohner als damals, wo Eugen von W. auf Husarenart über den Wassergraben des Parkes gesetzt hatte. Wer aber für diese Todtenstille in und um die Villa auf's Eifrigste sorgte, war der Verwalter des Schlosses, der, so freundlich und gutmüthig er sonst war, doch keinen Spaß verstand, wenn sich Jemand von der Dienerschaft beifallen ließ, auch nur den geringsten Lärmen zu machen. Er konnte förmliche Wuthanfälle haben, wenn Jemand in den Gängen laut sprach oder wenn irgend eine Thüre nicht ganz leise zugemacht wurde. Ja, er würde die unschuldigen Vögel in den Bäumen vertilgt haben, wenn er nicht an das Knallen des Gewehrs gedacht hätte oder eine Windbüchse bei der Hand gehabt.

Wem alle diese Sorgfalt und Liebe galt, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen und ebensowenig, daß ein höherer Befehl im Schlosse waltete und auf den Verwalter eingewirkt hätte, wenn das nöthig gewesen wäre.

Friedrich von S. lag aber auch in den ersten Tagen nach seiner Verwundung so hoffnungslos darnieder, daß der Arzt aus Treviso bedenklich den Kopf geschüttelt und erklärt hatte, wenn an dem Leben des deutschen Offiziers so außerordentlich viel gelegen sei, so möge er es doch nicht wagen, die Behandlung des Kranken allein zu leiten. Auf dies hin hatte der Verwalter im Stillen ganz unbändig geflucht, und dann alle Schritte gethan, um den deutschen Oberarzt des Lazarethes von Mestre zu vermögen, jeden Tag einmal nach dem Kranken zu sehen, und hatte, um ihm das möglich zu machen, die Equipage des Hauses zur Verfügung gestellt.

So kam es denn, daß sich schon nach einer Woche die kräftige Constitution des jungen Offiziers zu regen anfing, und im Verein mit der sorgfältigen Pflege die angegriffene Brust Zeichen der Besserung gab. Was den Arm anbelangt, so war die Amputation über dem Ellbogen glücklich von Statten gegangen und die Wunde, rasch in der Heilung begriffen, gab zu keinen großen Besorgnissen Veranlassung.

Als der Kranke von dem eingetretenen heftigen Wundfieber überfallen wurde, erging er sich in wilden Phantasien und beschäftigte sich gewöhnlich mit dem Sturm auf San Giuliano. So bald aber die Wuth des Fiebers nachließ, das Blut nicht mehr so heftig durch die Adern raste und sich die Brust langsamer hob und senkte, dann konnte er sagen: „So, das wäre glücklich überstanden. Auf zu Pferde, Eugen, und nach Hause." Kurze Zeit darauf lächelte er auch wohl im Schlafe und aus seinen kurz abgebrochenen Worten konnte man vernehmen, daß er jetzt glaube, er habe die Villa des Marchese von C. erreicht, und daß er an jenen Abend dachte, wo der Verwalter nach dem kleinen Souper das Bild der Marchesa gezeigt. Da schien er

in dessen Anblick versunken und sagte: „O wie es ähnlich ist, o wie schön und lieb! — Doch er hatte Recht, der Maler hatte seine Schuldigkeit gethan, aber das Schönste hat er nicht darstellen können, — ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz.“

Wenn er so gesprochen, versank er in einen sanften festen Schlaf, und wenn darauf der Arzt von Treviso, der nicht von seinem Lager wich, flüsternd sagte: „Jetzt wird er nicht sobald erwachen,“ so schwebte eine edle Mädchengestalt leicht und geräuschlos vor das Bett des Kranken, beugte sich über ihn herab, um auf seine Athemzüge zu lauschen, und legte auch wohl ihre kleinen Finger leicht und behutsam auf die Hand des jungen Offiziers.

Aus einer schweren Krankheit zu genesen, ist unter allen Umständen ein köstliches Gefühl. Glückselig aber der, auf welchen zugleich mit der Genesung Glück und Liebe ihre reichsten Gaben ausschütten. Der gute Doktor von Treviso hatte sich lange gesträubt, mit dem Kranken, wie er es nannte, vernünftig zu reden, d. h. ihm über vielerlei Fragen, vor allen Dingen nach der Marchesa, nach der Armee, nach seinem Freunde Eugen und dergleichen mehr Antwort zu ertheilen. Endlich aber mußte er nachgeben, und ihn für stark genug erklären, um einen guten Stoß des Glückes aushalten zu können. Dieser bestand in Briefen von seiner Familie und in einem Schreiben des Generalkommando's, welches ihm sein Avancement zum Major anzeigte, sowie das von seinem Kaiser für sein tapferes Verhalten bei dem Sturm auf San Giuliano gnädigst verliehene Ritterkreuz der eisernen Krone einhändigte. Dies war aber Alles nichts gegen den Augenblick, wo er an einem schönen Septembermorgen am Fenster stehend einen Besuch empfangen durfte, auf den man ihn vorbereitet, welchem er aber trotzdem mit Freude, mit Entzücken, aber auch mit Bangen entgegensah.

Diesen Augenblick zu schildern halten wir indessen für ebenso unnöthig als auch mit voller Wahrheit unmöglich. Die Folge dieses Augenblickes aber war unbegreiflich rasche und gänzliche Wiederherstellung.



Darauf hin hatte der alte Verwalter den Leuten erklärt, das strenge Mandat wegen der gänzlichen Stille höre nun auf, und um die Leute einigermaßen zu entschädigen, wolle er ihnen sogar gestatten, sich ein paar Stunden lang in lärmenden Gratulationen und Evvivarufen ergehen zu dürfen. Das geschah denn auch in vollem Maße und Villa und Park waren wie verwandelt. Daß diese Gratulationen und Evviva nicht allein der Wiederherstellung des Majors gelten, ist wohl selbstredend, und wer noch an dem vollkommenen Glücke desselben hätte zweifeln wollen, der mußte sich wohl überzeugen lassen, als vielleicht vierzehn Tage später der von des Kaisers Majestät amnestirte Marchese von C. und am selben Tage auch Eugen von W. eintraf, welche letzterer als Zeuge bei der Hochzeit des jungen Paares fungiren sollte.

„Du bist eigentlich ein ganz merkwürdiger Kerl," sagte der Husarenoffizier zu seinem Freunde, als sie sich vor der Trauung allein in des letzteren Zimmer befanden. „Gehst da her und verlierst eine Hand, um zwei viel schönere wieder zu bekommen. Läßt dich halb todt schießen um wieder aufzuerstehen zu einem neuen und seligern Leben. O du Egoist!"

Die Marchesa hatte sich von den in Venedig ausgestandenen Leiden wieder vollkommen erholt und war schöner als je. Nur sah sie während der Trauung, die in der Kapelle des kleinen Schlosses stattfand, etwas blaß aus. Auch traten ihr leichte Thränen in die Augen, aber Thränen der Freude und des Entzückens, als ihr der Bräutigam bei der feierlichen Handlung statt der fehlenden rechten Hand die linke darreichte und dabei sprach: „Sie ist dem Herzen näher."

Darauf nahm Alles seinen gewöhnlichen Verlauf. Ein kleines Diner vereinigte die glücklichen Menschen nochmals für eine Stunde, dann fuhr der Reisewagen vor, der das junge Paar durch Verona, Mailand nach Nizza bringen sollte, wo sie den Spätherbst zuzubringen gedachten. Eugen von W. gab ihnen zu Pferde das Geleite bis vor

Mestre, und als er einen herzlichen Abschied von ihnen genommen, von Friedrich auf Soldatenart: „Tschau! auf Wiedersehen!" kehrte er langsam zurück durch die Gassen von Mestre und betrachtete sich nachdenklich die vielen Orte, die ihm bald heitere, bald traurige Episoden aus der Belagerung ins Gedächtniß zurückriefen. Hier auf dem Marktplatz hatte er so oft mit den Bekannten zusammen gesessen, rauchend und Kaffee trinkend. Dort war der alte Guelfenthurm, und es war ihm immer, als müßte Haynau dort oben erscheinen, und seinen langen grauen Bart im Winde flattern lassen. Links fing der Kanal an, der in die Lagunen führte, und wo sich jetzt wieder zahlreiche Barken drängten. Rechts war der einzige Gasthof des Orts, wo sich während der Belagerung der größte Theil der Offiziere zu ihrem einfachen Diner einfand, in welchem sie mehr als einmal durch eine einschlagende Kugel gestört worden waren. — Oh! es waren doch schöne Zeiten, dachte der Husarenoffizier, als er langsam auf der Straße von Treviso Mestre verließ. Er warf noch einen langen Blick dorthin, wo Vicenza lag, welches sein Freund jetzt erreicht haben konnte, und während er sein Pferd in einen kurzen Galopp versetzte, rief er aus: „Dir, du Glücklicher, wird Venedig vor Allen unvergeßlich sein!"



Die

erste Versammlung deutscher bildender Künstler.

Der gute alte Vater Rhein, der während seines langen Laufes und vielbewegten Lebens schon eine unendliche Menge von Flaggen und Fahnen aller Art geschaut, sah doch am 27. September einen Wimpel, der ihm, wenn nicht gänzlich fremd, doch gewiß lange nicht mehr zu Gesicht gekommen war — das Künstlerwappen Albrecht Dürers, welches die Künstlergesellschaft „Malkasten" für heute angenommen, auf dem Hauptmast eines der stattlichen Rheindampfer aufgehißt hatte und unter dessen Schutze eine beträchtliche Menge Künstler den Rhein hinauf fuhren, um in Bingen zu tagen.

Von dem Malkasten in Düsseldorf war ein Aufruf an alle deutschen bildenden Künstler ergangen, wodurch dieselben gebeten wurden, sich in den letzten Tagen des September in Bingen zu versammeln, um so Gelegenheit zu schaffen, sich persönlich kennen zu lernen, eine freundliche Annäherung anzuregen und zu befestigen, sowie manche Gegenstände und Fragen zu erörtern, welche die deutsche Kunst und ihre Interessen berührend, ein gemeinschaftliches Uebereinkommen und gemeinschaftliche Bestrebungen der deutschen Künstler erheischen. Es war das eine tüchtige und, um ein oft gebrauchtes Wort nochmals zu gebrauchen, auch zeitgemäße Idee; halten doch die Träger fast aller Wissenschaften ihre jährlichen Zusammenkünfte, und wenn man im Herbste die Zeitungen zur Hand nimmt, so liest man, daß in dieser Stadt die Naturforscher berathen, dort die Philologen geredet,

hier die Landwirthe getagt, gepflügt und die gewachsenen Gottesgaben gründlich untersucht haben. Haben doch selbst auch schon einmal die deutschen Schriftsteller den Versuch gemacht, sich irgendwo zu versammeln; doch war das zu einer Zeit, wo Feder und Papier ziemlich mißliebig waren, weßhalb denn auch die damals projektirte Zusammenkunft nicht zusammen kam.

Die Idee einer Versammlung deutscher bildender Künstler fand denn auch im lieben Vaterlande recht viel Anklang, und nicht nur die Kunstgenossen selbst interessirten sich dafür, sondern auch hohe und höchste Kunstfreunde nahmen die Sache beifällig auf. Der Gemeinderath der Stadt Bingen erwählte ein Comité aus seiner Mitte, um die Künstler würdig zu empfangen und für ihre Unterbringung in Privathäusern, im Fall die Gasthöfe nicht ausgereicht hätten, Sorge zu tragen. Wenn nun schon ein gelungener Vorgang da gewesen wäre, so hätte gewiß das schöne Fest noch zahlreichere Theilnehmer gefunden, als dies wirklich der Fall war; das Abwarten und Zuschauen bei vielen Gelegenheiten gehört mit zu unserem Charakter; man will sehen, wie eine Sache ausfällt, ob sie gelingt, ob man keinen Schiffbruch zu befürchten hat, und dann das zweite ähnliche Fest ebenfalls mitmachen. Aus diesen Gründen aber verdienen die Männer, welche die erste deutsche Künstlerversammlung, unbekümmert, ob die Sache gelingen werde oder nicht, ins Leben riefen, den doppelten Dank ihrer Zeitgenossen. Und diesen Dank sind wir dem von dem Düsseldorfer Malkasten aus seiner Mitte erwählten Comité schuldig, welches das gelungene Fest projektirte und die Hauptursache war, daß es so schön und glänzend ausfiel, wie es ausgefallen.

Am 26. September fuhr ich mit ein paar befreundeten Malern von Düsseldorf mittelst der Eisenbahn über Köln nach Rolandseck, wo wir am andern Tag das Schiff besteigen wollten, welches uns, mit den andern Genossen vereint, aufwärts nach Bingen bringen sollte. Wie ist jetzt durch den eröffneten Schienenweg das schöne Siebengebirg den Städten Düsseldorf und Köln näher gerückt! Als wir so an



den Ufern des Rheins dahin sausten, erinnerte ich mich noch genau der Zeit, wo um von Düsseldorf nach Rolandseck zu kommen schon für eine ziemlich bedeutende Reise galt, wo man in erstgenannter Stadt Abends um zehn Uhr den Dampfer bestieg, um am andern Morgen früh Köln zu erreichen, wie man darauf in sechs bis sieben Stunden nach Bonn fuhr und dort seinen Weg weiter fortsetzte vermittelst eines Einspänners oder zu Fuß, voll von Begeisterung und Aarbleicher lustige Lieder singend, bei der malerischen Ruine Godesberg vorbei nach dem Fels mit dem romantischen Rolandsbogen, dessen Füße der Rhein bespülte und jene Insel umflutet,

wo das Kloster aus der Mitte düstrer Linden sah.

Zur Linken ragte der Fels des Drachen in seiner unübertroffenen wunderbaren Form, und die andern sechs Berge gruppirten sich wie in stiller Ehrfurcht um den hoch emporragenden Riesen, aus dessen Körper man die Kölner Domruine erbaut, und der wie ein Merkzeichen Bewunderung erheischend dasteht an der Grenze des herrlichen Rheinthales, dort wo es anfängt lebendig und malerisch zu werden und sich zu schmücken mit eigenthümlichen Felsen, alten Thürmen und zerstörten Ritterburgen.

Ach, das Siebengebirge bleibt uns immer eine liebe Erinnerung, und wenn wir fast ermüdet durch die Schönheiten des Rheingaues gegen Rolandseck herabschwimmen und das Kloster vor uns sehen, rechts den Drachenfels, links Rolandseck, dann zieht wieder durch unser Herz ein Klang aus der freudigen Jugendzeit, dann erinnern wir uns der glücklichen Tage, wo wir jene Ruinen, jene Berge und Thäler besuchten, wo wir funkelnden Wein tranken aus bekränztem Glase, zurückgelehnt an ein moosbewachsenes Felsenstück, aufblickend an den Himmel — — schöner strahlender Mädchenaugen. — — — — Vorbei ist jene Zeit, ach so schnell vorübergesaust liegt sie weit, weit hinter uns, als hätten wir auch die Fahrt durchs Leben hinter die keuchende Lokomotive gespannt zurückgelegt. —

Jetzt stößt diese in Wirklichkeit ihr schrilles Pfeifen aus; vor uns und links neben uns in der Tiefe, wo der Rhein silbern funkelt, bemerken wir blitzende Lichter — Station Rolandseck! Wir sind im Bahnhofe bald im freundlichen Hotel Groyen, ebenfalls eine Erinnerung früherer schöner Tage; nur hat sich das kleine Haus von damals bescheiden neben einem neuen großartigen Gebäude verborgen, das aber kaum ausreicht, die vielen Fremden zu beherbergen, welche die Schönheit des Siebengebirges meistens auf mehrere Tage hier gefesselt hält.

Dem windigen und trüben Tage unserer Ankunft war ein heiterer klarer Morgen gefolgt, der Himmel blickte blau hernieder, einzelne Wolken zogen über den Rhein und das Siebengebirge und ließen den ruhig dahinströmenden Fluß zeitweise aufleuchten unter dem Kuß der Morgensonne. Einige von uns benutzten das schöne Wetter, dem Rolandsbogen einen Besuch zu machen. Seit dessen Einsturz — ich glaube im Jahr 1840 — den Freiligrath damals so schön besungen, wo er um Beiträge für den Wiederaufbau bat, hat sich Berg und Ruine doch einigermaßen verändert: der wilde Pfad, mit Steingeröll bedeckt, überwuchert von Ginster und Brombeersträuchen, ist einem bequemen Wege gewichen; unterhalb der Ruine über dem Rheine hängt ein neumodisches Tempelein, was dem alten Gemäuer da oben ebensowenig zu behagen scheint, wie der Neubau eines kolossalen Thurmes weiter oben, welcher alle Blicke auf sich zu ziehen und dem Vorüberfahrenden zu sagen scheint: laßt doch das alte Gerümpel da unten, betrachtet mich, da seht ihr was Rechtes. — Es ist schade, daß der Bogen Rolands die stille Einsamkeit verloren, die ihn sonst umgab; aber wir wollen deßhalb weder mit dem Tempel, noch dem neuen Thurme rechten, braust ja in diesem Augenblicke neben uns durch die Schlucht der Eisenbahnzug mit gellendem Pfeifen. Wie er so höhnisch zwischen die alten Bäume seinen Dampf hinauf schleudert, der nun wie durchsichtige Elfenschleier für Augenblicke an den Zweigen hängen bleibt. — Leb wohl, du alte Ruine, die neue Zeit ist dir traurig nah auf den Leib gerückt.

Für uns hatte übrigens der ankommende Zug das Gute, daß er Freunde und Genossen, die gestern Abend in Köln und Bonn zurückgeblieben waren, nachbrachte und ein ganzes Dutzend heiterer und fröhlicher Gesellen in den Frühstückssaal hineinwarf, wo wir in Wahrheit geblendet von Licht und Sonne — denn der Rhein vor den Fenstern spiegelte alle Strahlen zurück — gemüthlich unsern Kaffee tranken. Darauf sagten wir dem freundlichen Gasthofe Adieu und gingen ein paar hundert Schritte den Rhein aufwärts bis zur Landungsbrücke der Dampfer, den unsrigen erwartend. Der arbeitete sich denn auch nicht lange nachher rauschend und Dampf auswerfend zwischen den beiden Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth hindurch und war, was uns alle mit einigem Stolz erfüllte, stattlich beflaggt wie zu einer anderen großen Feuer; oben an dem Hauptmaste flatterte die weiße Fahne mit dem Künstlerwappen, an den Tauen die der verschiedenen Uferstaaten, und hinten über dem Pavillon sah man breit und lang die preußischen Fahnen. Mit lautem Hurrah wurde das Schiff begrüßt, und wir, die am Ufer standen, ebenso von den Ankommenden aus Düsseldorf. Eine ziemliche Menge, namentlich der jüngeren Künstler, hatte es vorgezogen, gestern Abend um elf Uhr von Düsseldorf abzufahren und die Nacht auf dem Rheine zu bleiben. Wir selbst haben das in früheren Jahren auch gethan und uns nur vielleicht in den Morgenstunden etwas unbehaglich gefühlt, wenn nach mancher Flasche und manchem Lied der Schlaf doch sein Recht forderte und sich das müde Haupt alsdann vergeblich nach einer stillen Ecke umsah.

Unterdessen haben wir Rolandseck hinter uns gelassen und Freunde und Bekannte suchen sich auf und begrüßen sich herzlich. Auch ohne die fünfzig bis sechzig Künstler, die von Düsseldorf herauf gekommen waren, hatte das Schiff eine ziemliche Anzahl von Passagieren, weßhalb es in den Kajüten heiß und unangenehm war und auch auf dem Verdecke ziemlich enge herging. Aber in guter angenehmer Gesellschaft erträgt man das leicht und gern; Freunde fanden sich zu Freunden,

blinkende Rheinweinflaschen mit verzierten Zetteln wurden auch sichtbar, Cigarren dampften und hie und da hörte man zwischen dem Rauschen der Räder hindurch den Anfang irgend eines lustigen Liedes. Der klare Himmel wie heute Morgen war über unsere Künstlerfahrt nicht hold geblieben, die Sonne hatte dichte Schleier über ihr Angesicht gezogen und hielt den ungezogenen Wind nicht mit stremgem Antlitz in Ordnung, so daß wir viel von diesem tollen Gesellen zu leiden hatten, der durch das Rheinthal fegte und dicke Oberröcke nothwendig machte. Verzeihlich war es deßhalb auch, daß einige, worunter auch ich, im Rauchzimmer eine kleine Kartenpartie veranstalteten; wir spielten dort ein für mich neues Spiel, Juckern genannt, welches ich dem geneigten Leser, der Unterhaltung ohne irgend geistige Anstrengung liebt, hiemit bestens empfehle.

An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und kühn,

singt das bekannte Lied, und an all diesen oft gesehenen Burgen und Ruinen fuhren wir denn abermals dahin. Aber wo ist die Zeit unserer ersten wunderbaren Neugierde geblieben, wo wir dem geplagten Kondukteur und dem überbeschäftigten Kellner den Namen keiner Felswand, keines alten Steinhaufens schenkten, wo wir es für unsere Pflicht hielten, den Namen jedes Städtchens, jedes Dörfchens zu erfahren, um ihn gleich darauf wieder zu vergessen, wo wir Namen wollten, nur Namen, wo wir die Katze für die Maus ansahen, und ebenso verzeihlich St. Goar für Oberwesel. Bei den bedeutendsten Stellen, für die sich unsere Phantasie ernstlich interessirte, so z. B. bei der Pfalz oder dem Lorleyfelsen, kamen wir doch wieder in den richtigen Takt hinein.

Da liegt denn auch heute der letztere wieder vor uns, und wenn wir gegenüber dem steilen, mit herbstlich absterbendem Laub bedeckten Felsen vorüberkommen, so erblicken wir ihn malerischer gefärbt als im Frühjahr und Sommer, und sehen rechts den Invaliden aus seinem

Steinhäuschen hervorspringen, regelmäßig wie der Hahn auf einer Nürnberger Uhr sein Liedel blasen und seine rostige Muskete abfeuern, was Beides aber nur einen schwachen Widerhall zwischen den Felsen hervorruft. Namentlich heute klang mir derselbe so unbedeutend, daß ich fast glaube, die gute Lorley fängt an, für ihren Verehrer unempfindlich zu werden, oder der alte Mann dort drüben hat nicht mehr Kraft genug, tüchtig in die Trompete zu stoßen oder den Schuß in seiner Muskete fest anzusetzen.

Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwinden Schönheit und Gestalt.

Noch ein paar Jahre und der Invalide wird zu seinen Vätern versammelt sein, die Direktion wird keinen neuen zum Blasen und Schießen aufstellen, und dann wird die Sache erst in der Tradition recht bekannt und berühmt. Ja damals, werden ältere Reisende sagen, wurde hier geschossen, und den donnernden Widerhall hättet ihr hören sollen! Damals war so eine Rheinfahrt noch interessant, heute — du lieber Gott! — ist das alles nichts mehr. Ein Mitreisender erzählte uns, daß neulich hier eine Batterie preußischer Artillerie vorbei marschirt sei, der kommandirende Offizier ließ einen Sechspfünder abprotzen und einen Schuß gegen die Felswand der Lorley thun. Das krachte denn freilich anständig genug, und die weiter rückwärts liegenden Berge warfen jubelnd den Widerhall einander zu, bis er am Ende weiterhin verklang wie ein dumpfer Donner, der Invalide aber stürzte bei diesem Getöse aus seiner Steinhütte hervor und rief in komischem Zorne: Jesus, Maria und Joseph! hört doch auf, ihr schießt mir das ganze Echo kaput!

Wer es noch nicht weiß, daß sich hoch an der Felswand der Lorley ein paar eigenthümlich geformte Felszacken befinden, die, wenn man zu Thal schaut, einen kolossalen Kopf im Profil zeigen, welcher dem des Königs der Franzosen, Louis Philipp, außerordentlich ähnlich ist, den erlauben wir uns hier gratis darauf aufmerksam zu machen; der

Anblick ist wirklich überraschend und sogar der Backenbart nicht vergessen, der durch ein paar hervorwuchernde Sträucher gebildet wird.

An den Bergwänden hier herum war an verschiedenen Stellen Heidekraut angebrannt und weißer Dampf quoll, zuweilen vom scharfen Winde niedergehalten, dann auf einmal wieder auf verschiedenen Punkten in die Höhe, was artig aussah, als feuerten Gnomen in den Felsspalten eifrig auf einander.

Als wir in die Nähe von Oberwesel kamen und uns dem Ziel der heutigen Reise näherten, gerieth die Genossenschaft der Künstler auf dem Dampfer in Bewegung; sämmtliches Gepäck derselben wurde unter die Obhut der beiden Diener des Malkastens gegeben und die prachtvolle Fahne enthüllt, welche, ein Geschenk Düsseldorfer Frauen und Jungfrauen, beim Einzug in Bingen vorangetragen werden sollte. Man hatte schon erfahren, daß die Ankunft der Künstler von der Stadt Bingen so festlich wie möglich begangen werden sollte, und da der Kapitän unseres Dampfers nicht dahinten bleiben wollte, wo es galt, Artigkeiten zu erwidern, die man seinen Passagieren erzeigt, so hatte er sich in Koblenz mit gehöriger Munition für seine Schiffsartillerie, zwei kleine Böller, versehen, und schon in Oberwesel, wo man uns durch aufgesteckte Flaggen willkommen hieß, krachte es von unserem Schiffe zum Gegengruße hinüber. Noch ein paar Biegungen und wir sahen den Rheinstein vor uns liegen, diese kleine, aber außerordentlich malerische Burg des Prinzen Friedrich von Preußen. Da hing sie mit ihrem dunklen Gemäuer von derselben Farbe wie der Stein, auf dem sie erbaut, an der Bergwand mit ihren ein- und ausspringenden gezackten Zinnen, mit ihren Thürmen und Außentreppen, alles malerisch neben und über einander gebaut und überragt von dem Hauptthurm mit der hohen Flaggenstange und dem eisernen Pechkorbe. Wie Prinz Friedrich von Preußen der Erste war, der hier im schönen Rheinthale eines der Schlösser der Vorzeit im reinen Geschmacke, edel und zweckmäßig wiederherstellen ließ, so hat er sich auch den schönsten Punkt erwählt, und es muß dem hohen Beschützer der Kunst zur Freude

und Genugthuung gereichen, wenn die Vorüberfahrenden mit Lust und Bewunderung zu seiner Felsenfeste emporschauen. Freundlich und prächtig zugleich begrüßte sie uns, als wir unter ihr dahin fuhren; von ihrer Plattform donnerten die Kanonen über den Rhein dahin, rings umher das Echo wach rufend. Es war in der That ein schöner Anblick, wie man es aus den Schießscharten blitzen sah, wie der weiße Dampf herausquoll und sich darauf lang gestreckt um die Felszacken herum wand. Auch der alte im Neubau begriffene Mäusethurm hatte Flaggen aufgesteckt, doch ging sein Anblick verloren durch die wirklich schöne Ausschmückung der Stadt Bingen, vor der jetzt unser Dampfboot unter immerwährendem Feuern rundete. Das ganze Ufer war mit unzähligen Flaggen besteckt und aus allen Häusern am Ufer flatterte es bunt durcheinander in den verschiedensten Farben. Auch über die hintern Häuserreihen ragten Fahnen hervor in Roth, Weiß, Blau, Gelb, und das setzte sich so fort bis zu der alten Burg Klopp hinauf, die mit einer kolossalen Flagge geziert war und von ihren Wällen unser Schiff lustig mit krachenden Schüssen begrüßte. Links neben Bingen aufwärts des Rheines lag ein Schiff mit bunten Wimpeln, und dort schloß die prachtvolle Villa Landy, die sich mit ihren ausgedehnten weißen Gebäulichkeiten und zackigen Mauern den Berg bis zur Rochuskapelle hinanzieht, wie ein lichter, hellglänzender Rahmen die Festlichkeit. Auch dort flatterten von Warten und Thürmen bunte Fahnen, auch von dorther krachten die Schüsse ein Willkomm herüber. Auf dem Radkasten unseres Dampfers hatte sich der Bannerträger des Malkastens mit der Fahne aufgestellt und viele waren nachgeklettert, um mit geschwungenem Hute das Hurrah zu erwidern, mit dem die Künstlerschaft vom Ufer her empfangen wurde. Die Stadt schien sich zu dem Zwecke entleert zu haben, denn auf dem Quai bis zur Landungsbrücke sah man Kopf an Kopf, und eine Deputation des Gemeinderathes mit dem Kreisrath an der Spitze hatte Mühe, bis zu uns durchzudringen. Der Empfang bestand aus einigen herzlichen Worten, die freundlich dankend erwidert wurden.

Schon auf dem Schiffe waren die Quartierbillets ausgetheilt worden, doch zogen sämmtliche Angekommene vom Dampfer weg in das neue Badehaus, welches den Künstlern zu ihrer ersten Versammlung freundlichst zur Verfügung gestellt worden war. Die Zimmerwände des großen, noch nicht fertigen Gebäudes, aus rohem Mauerwerk bestehend, hatte man freundlich mit Epheuranken, Fahnen und Draperieen geschmückt, und es sah aus, als wenn es grade so und nicht anders sein mußte. Maler Leutze aus Düsseldorf, den man wohl als die schaffende Kraft des ganzen Unternehmens ansehen kann, bestieg die Rednerbühne, begrüßte die Versammlung mit wenigen herzlichen Worten, worin er auch den Dank für die freundliche Aufnahme der Stadt Bingen einzuflechten wußte, und lud die Anwesenden ein, sich am andern Morgen um neun Uhr wieder einzufinden, um alsdann zuerst zur Wahl von Präsidenten und Comitö zu schreiten. Darauf zog sich jeder in die angewiesenen Quartiere zurück, und da ich als Gast betrachtet wurde, so traf ich es so angenehm, mit dem größten Theil des Düsseldorfer vorbereitenden Comité's, meistens lauter guten Bekannten, in der vorhin schon erwähnten Villa Landy untergebracht zu werden, deren freundlicher Besitzer uns in Bingen in Empfang nahm und auf seinen wirklich prachtvollen Landsitz hinausbrachte. Dort fanden sich nach und nach noch viele der Genossen ein, die von dem gastfreien Wirthe Einladungen erhalten hatten, und so verbrachten wir den ersten Abend bei einem guten Souper in den kolossalen Glashäusern der Villa arrangirt, die bei der Beleuchtung unzähliger Lichter, auf Kron- und Armleuchtern von der Glasdecke herabglänzend, oder auf der langen Tafel brennend, bei Bäumen fremder Zonen, durch deren Zweige Lampenkugeln leuchteten, bei springendem Wasser wahrhaft feenhaft aussahen, die liebenswürdige Hauswirthin präsidirte dem Fest und gab demselben durch ihre Anwesenheit, sowie durch die einer anderen befreundeten Dame erst die rechte Weihe.

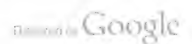
Daß den guten Gewächsen des Rheinganes, in dessen Herzen wir uns gerade befanden, und die freigebigst aufgetischt waren, alle Ehren

angethan wurden, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ja, alle Ehren, aber in allen Ehren, und wenn auch herzliche Lebehochs ausgebracht wurden, so fiel doch, selbst als die Damen sich entfernt hatten, sonst kein zu lautes und die Fröhlichkeit störendes Wort.

Nach einer etwas unruhig vollbrachten Nacht, woran wohl das ungewohnte Feuer des Scharlachbergers Schuld war und theilweise auch die musikalische Nachbarschaft eines sonst gemüthlichen Freundes, der seine Unruhe demselben Motiv zuschrieb, das mich wach erhielt, fanden wir uns am Kaffeetisch wieder zusammen, von unserem freundlichen Hauswirthe begrüßt, der nicht nur ein vortreffliches Frühstück für uns hatte bereiten lassen, sondern uns auch neben dem Wunsche einer gut vollbrachten Nacht mit den vortrefflichsten Cigarren regalirte — ein Edelmuth, der in unserer jetzigen leider so verdorbenen Zeit in solchem Umfange schwerlich mehr gefunden wird. Als die Andern, welche ihre dringende Pflicht rief, gegen 9 Uhr nach der Stadt zu ihrer Sitzung gingen, wurde ich, bei dem man voraussetzte, daß er sich schon eher eine Versäumniß könne zu Schulden kommen lassen, von Herrn v. Landy zurückbehalten, was ich mir um so lieber gefallen ließ, da ich dadurch Gelegenheit bekam, dessen ganzes schönes Gut im Detail zu besehen. Der Besitzer hat hier in einem Zeitraum von 4 Jahren etwas Außerordentliches geschaffen; gerade unter der Rochuskapelle kaufte er so viel Terrain, als er erhalten konnte; diese Ankäufe wurden ihm, was eigentlich unglaublich klingt, nicht erleichtert; das Gut beginnt nun an der Chaussee von Bingen nach Mainz und zwar mit sehr sauber gehaltenen Weinbergen, bei welchen die bisherige Art des Anbindens an Pfähle vermieden wird und die Reben an den durch das ganze Stück parallel laufenden Eisendrähten gezogen werden; kleine einfache Räder von Gußeisen, von Hrn. v. Landy selbst konstruirt und angebracht, lassen diese Drähte beliebig anspannen. Ein breiter Fahrweg führt durch die Weinberge nach einem zweiten Thor, welches durch zwei Veranden gebildet wird, die quer das ganze Anwesen durchschneiden und an die Umfassungsmauern des Gutes stoßen, welche grenelirt den

Berg hinauf das ganze Anwesen eingrenzen. Hinter der Veranda beginnt eine Art pleasure ground sanft ansteigend mit Blumenpartieen, gut erhaltenem Rasen, Springbrunnen, an dessen Ende sich die Villa erhebt. Dies Gebäude, zu welchem eine hohe breite Treppe führt, ist nicht übermäßig groß, einfach und geschmackvoll. Sehr angenehm für den Besitzer und dessen Familie ist der anstoßende, außerordentlich große Wintergarten, an dessen Ende sich ein Warmhaus mit sehr schönen Palm- und anderen Pflanzenarten befindet. Hier lebt man selbst im Winter wie im Freien, umduftet von Blumen unter dem immerwährenden Grün der Orangen, Lorbeer, Cypressen und Cedern; hier wird fast Jahr aus Jahr ein dinirt, und hier haben die Kinder bei jedem Wechsel der Witterung einen außerordentlich angenehmen Spielplatz. Man sieht, alles was der Besitzer geschaffen, ist von der Idee durchdrungen, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und den erreichbaren Comfort selbst nicht auf Kosten einer vielleicht noch größeren Eleganz zu opfern. Hinter Villa und Glashaus sehen wir die Wirthschaftsgebäude, Stallung und Remisen versteckt an der Mauer liegen und reinlich erhaltene Zickzackwege führen uns den Berg hinan zu einer kleinen Kapelle, die mit neuen schönen Glasmalereien, sehr verständig den Alten nachgeahmt, ausgeschmückt ist. Herr v. Landy, der fast alles, was hier entstand, so weit wie möglich auf dem Platze anfertigen ließ, der z. B. seine kleine Dampfmaschine, die das Wasser pumpt, zum Schneiden von eichenen Stäben benutzte, woraus er einen großen Gartenpavillon im maurischen Geschmack erbaute, hat ebenfalls ein Atelier für Glasmalerei angelegt, das schon sehr hübsche Resultate geliefert, und wo man auch anfängt, für Bestellungen von auswärts zu arbeiten. Hinter der Kapelle steigt man abermals aufwärts, bis zu einer Terrasse mit Böllern besetzt, wo sich ein hoher Thurm von zwei Stockwerken erhebt, welche freundliche Gemächer bilden und mit alten und neuen Waffen und Möbeln ausgeschmückt sind.

Indessen war mir bei Besichtigung all' dieses Schönen die Zeit so schnell vergangen, daß ich — für einen Berichterstatter schlimm ge-



nung — kaum zum Schluß der ersten Sitzung im Badehaus anlangte. Um aber so genau als möglich zu sagen, was hier vorgefallen, sowie auch nach dem Ausspruche Molière's: „Man nimmt das Gute, wo man es findet," muß ich mich für die heutige erste Sitzung des Berichts meines Collegen Kaulen aus Düsseldorf bedienen, der mit Pünktlichkeit nachgeschrieben.

Eine bessere Einweihung als durch die erste Versammlung deutscher bildender Künstler konnte sich das neu erbaute Badehaus nicht wünschen. In hunderterlei Dialekten hörte man ringsumher die Repräsentanten aller deutschen Vaterländer und Ländchen, von der breiten Kehle des Westfalen bis zum überstürzenden halbverschluckenden Singlaut des Frankfurt am Mainers. Allmählig verstummten die Einzelstimmen, als nun im hübsch dekorirten Raume Platz genommen war, und dann ein Ueberblick der etwa 160 besetzten Stühle ein freudiges Gemurmel der Befriedigung hervorrief. Jetzt wußte man, wie viel da waren, aber man wußte noch nicht wer, und mit vielem Scherz wurde der Plan einer Generalbeicht durchgeführt, nach der Reihe aufstehend, nannte jeder seinen Namen, Wohnort und Charakter. Düsseldorf hatte als Ursprung des Planes selbstverständlich die meisten Repräsentanten, einige vierzig; das nahe Frankfurt erreichte beinahe dieselbe Zahl. Außerdem waren die süddeutschen Städte Hanau, Darmstadt, Wiesbaden durch eine Anzahl Künstler vertreten. Von Köln waren einige, von Berlin ein Deputirter; Münchens Künstler sandten eine Kommission mit offiziellem Mandat, und ein deutscher Meister aus der Fremde, Professor Chauvin von Lüttich, hatte sich ächt kosmopolitisch angeschlossen. Vor allen gebührendermaßen besonders freundlich begrüßt wurde Phil. Veit von Mainz, einer der Nestoren, die vor 40 Jahren in Rom den Plan der Reorganisation der arg verwaisten deutschen Kunst faßten und ihn so glänzend durchführten, daß der Ruhm derselben jetzt sich über die entferntesten Länder der Welt erstreckt. Der liebenswürdige Greis nahm die sofort einstimmig auf ihn fal-

lende Wahl zum Präsidenten an, nachdem er das Düsseldorfer Comité gebeten, zuvor kurz die leitende Idee ihres Aufrufes darzulegen.

Auf den Wunsch des interimistischen Vorsitzenden E. Leutze berichtete der Vereinssekretär, Hermann Becker, in kurzen Worten über die Entstehung des Planes. Es sei im Kreise des „Malkastens“ bei Gelegenheit eines Besuches aus München Klage darüber geführt worden, daß die Genossen der Malerzunft im Süden und Norden Deutschlands sich und ihre Werke gar nicht kennten. Man habe frisch beim Schopf die Idee erfaßt, dem abzuhelfen durch eine allgemeine deutsche Künstlerversammlung, und zwar außer Vermittelung der persönlichen Bekanntschaft auch sofort jene der Werke in's Auge gefaßt. Somit brächten die Düsseldorfer für heute auf die Tagesordnung den Plan einer allgemeinen deutschen Kunstausstellung. Man möge bei Diskussion dieser Idee nicht übersehen, daß es sich hier weniger um einen Markt für die Bilder handle, etwa wie ihn die Kunstvereine böten, als vielmehr um eine Ehren-Repräsentation gegenüber den Genossen und dem Publikum.

Direktor Veit nahm, nachdem er sich mit diesem schönen Plane aus vollem Herzen einverstanden erklärt, alsbald den Vorsitz ein, und ihm gesellte sich zur Seite als Vicepräsident Herr Direktor Pelissier aus Hanau. Dann konstituirte sich das Bureau aus Delegirten der verschiedenen hier vertretenen Schulen: Professor Jacob Becker von Frankfurt, Professor Jacob Felsing von Darmstadt, Schleich und Frank aus München, Professor Rustige und Maler Herdtle aus Stuttgart, — und dem Düsseldorfer Comité.

Wie sehr die Idee der allgemeinen Ausstellung Anklang fand, zeigte sich dadurch, daß nur eine Opposition erhoben wurde und zwar von dem Präsidenten der süddeutschen Kunstvereine, Felsing, der wiederholt die Befürchtung aussprach, die Gesammtausstellung möchte mit den bereits bestehenden Einzelnausstellungen der Kunstvereine collidiren und dann eins dem andern schaden. Seine wohlgemeinten Gründe wurden indeß widerlegt und von anderer Seite hervorgehoben, daß

nur eine größere deutsche Stadt in jedem Jahr an die Reihe käme und daß nur eine Ausstellung alljährig würde stattfinden können. Man ging inzwischen konsequent zu Werke, abstrahirte von allen Details und setzte einstimmig als Beschluß fest:

„Es soll eine allgemeine deutsche Kunstausstellung stattfinden, welche periodisch in verschiedenen größeren Städten wiederkehren soll.“

Das wann, wie und wo konnte man um so besser einer späteren Berathung vorbehalten, als die Wiederkehr der deutschen Künstler-Versammlung für das nächstfolgende Jahr a priori zum einstimmigen Beschluß erhoben war. Einstweilen war die Idee im Prinzip festgestellt. Jeder Künstler in Deutschland weiß, daß ihm künftig ein Ueberblick über die Gesammtleistungen aller Schulen geboten wird; er kann dort sehen, was anderswo gemacht wird, welche Richtungen verfolgt werden und an den Leistungen anderer den Maßstab für die eigenen nehmen.

Nach dem Schlusse dieser ersten Sitzung zog man zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen im englischen Hofe, wo in einem großen, hübsch verzierten Saale an drei Tafeln ungefähr zweihundert Couverts gedeckt waren. Das Essen war erträglich, und mehr konnte man auch für eine so große Anzahl von Gästen nicht verlangen. Dafür aber herrschte laute Fröhlichkeit, man fand Bekannte, man wurde von Freunden entdeckt und dem flüchtigen Gruße, womit man sich heute Morgen während der ernsten Berathung hatte begnügen müssen, folgte jetzt lustiger Zuruf und herzlicher Handschlag. Auch an Toasten fehlte es nicht, und nachdem der auch hier vorsitzende Direktor Veit auf den Landesherrn ein stürmisches Lebehoch hervorgerufen, wurde König Ludwigs von Baiern gedacht, des edlen und hochherzigen Beschützers der Künste, und dem hochgefeierten Namen im freudigsten Dankbarkeitsgefühle so zahlreiche und lärmende Lebehochrufe gebracht, daß ordentlich die Fensterscheiben erdröhnten. Leutze sagte für die Anordnungen

der Bingner Bürgerschaft den besten Dank der Versammlung, worauf Herr Baumeister Soherr freundlich antwortete.

Trotzdem man bei diesem Diner in Bingen so recht im Herzen des besten deutschen Weines saß, trotzdem zahlreiche Flaschen Rüdesheimer, Scharlachberger und Aßmannshäuser auf den langen Tafeln blinkten, ging doch das heitere Mahl in jeder Beziehung so ruhig und gesetzt vorüber, daß selbst ein bekanntes Witzblatt, welches die außerordentliche Freundlichkeit hatte, die tagenden Künstler vor dem Genuß des 184*er Weines zu warnen, seine Freude gehabt hätte, im Falle es nämlich diesem Witzblatt überhaupt möglich ist, an der harmlosen Fröhlichkeit anderer Menschen Freude zu empfinden.

Da das Wetter am Morgen zweifelhaft gewesen war, es auch einigemal geregnet, so war von Seiten des Comité's keine allgemeine Künstlerfahrt für den Nachmittag beschlossen worden, weßhalb sich einzelne Partieen nach verschiedenen Orten in der Umgebung Bingens begaben. Einige fuhren nach Rüdesheim, andere nach Aßmannshausen, die meisten aber erstiegen trotz Wind und trübem Wetter den Scharlachkopf, um einen Blick in das prachtvolle Nahethal zu thun, und gingen darauf zur Rochuskapelle, wo aber die sonst so herrliche Aussicht durch tiefhängende Wolken und Regen verschleiert war. Abends fanden sich sämmtliche Künstler wieder im Saale des englischen Hofes, wo man bis spät in der Nacht sitzen blieb unter Absingung deutscher Lieder, unter ernsten und scherzhaften Toasten, unterhalten durch die Talente einzelner, welche sich unter allgemeinem Beifall in Gedichten und dramatischen Scenen produzirten.

War die Form der ersten Berathung etwas locker und nicht ganz streng parlamentarisch gewesen, so war die des zweiten Tages, Montag, schon so fest und so sicher, als habe man bereits Wochen lang getagt. Da der Alterspräsident Veit bereits abgereist war, so trat Professor Pelissier aus Hanau an seine Stelle, und v. Launitz aus Frankfurt wurde zum Vizepräsidenten erwählt. Im ersten Theile der Berathung wurde zum Beschluß erhoben, daß eine große Kunstausstel-

lung deutscher Künstler abwechselnd vorläufig in sechs Städten, nämlich Frankfurt, Wien, Berlin, München, Dresden und Düsseldorf stattfinden solle, und zwar das erstemal in Frankfurt im Herbste des Jahres 1857. Den zweiten Theil der Berathung bildete ein Antrag Beckers aus Düsseldorf, die deutschen Regierungen im Einzelnen und den Bundestag anzugehen, zum Schutz des geistigen Eigenthums in Kunstwerken ein Gesetz zu geben. Der Antragsteller brachte in der Motivirung seines Antrags eine Menge der ans Unglaubliche streifenden Beispiele bei, wie gegenwärtig durch einzelne Subjekte der Handel mit Kunstwerken betrieben werde. Diese Menschen lassen auf den öffentlichen und permanenten Ausstellungen die Bilder der großen Meister, wie Achenbach, Lessing, Leutze 2c. in Masse copiren und verkaufen sie unter dem Namen und dazu mit dem Monogramm derselben zu Spottpreisen, so daß es häufig vorkommt, daß die Aussteller, wie Kunstvereine u. dgl., die Originalbilder als unverkauft zurückschicken, während die Kopieen reißend abgingen. Daß von den Vorständen der Kunstvereine Norddeutschlands nichts gethan werde, diesen schändlichen Betrug zu verhindern, bedauerte der Redner, ohne jedoch wie es in einem Bericht aus Bingen heißt, die Kunstfreunde zu verdächtigen, als beförderten sie ein solches Treiben. Außerdem, fuhr der Redner fort, werden im Norden massenhaft Bilder unter dem Namen großer Künstler verkauft, von denen diese nie etwas gesehen, und was sie zum Theil ihrer ganzen Richtung nach gar nicht malen konnten. Vizepräsident v. Launitz, der sich den Interessen der Versammlung mit ganzer Seele hingab, versprach die Sache beim Bundestag möglichst zu fördern; es sei ihm bereits vom oldenburgischen Gesandten mitgetheilt, daß der Bundestag diese Frage demnächst in Berathung ziehen werde. Das Comité, welches bis zur nächsten Versammlung als permanent erklärt wurde, ist mit der Ausführung der Beschlüsse beauftragt.

Man hört von manchen Seiten die Hoffnung oder Befürchtung aussprechen, als sei ein Hauptzweck des Zusammentritts deutscher bildender Künstler, dem einseitigen Treiben mancher Kunstvereine ein Ende

zu machen, und wenn es auch, was diese anbetrifft, vielleicht dankbar anerkannt werden muß, daß sie durch ihre Ausstellungen und Verloosungen auch weniger bekannten Künstlern behülflich waren, ihre Arbeiten zu verkaufen, so wird doch bei vielen über eine sehr unerquickliche Protektion Einzelner geklagt, sowie über ein Schiedsrichteramt beim Ankauf von Bildern, welches sich die Vorstände mancher Kunstvereine angemaßt, ohne selbst Künstler oder auch nur Kunstkenner im wahren Sinne des Wortes zu sein. Es ist selbstredend: jeder Arbeiter soll seines Lohnes gewiß sein, und wenn ein Bild mit noch so großer Liebe entworfen und ausgeführt wird, so ist es doch für den Maler die angenehmste Perspektive, es durch Kauf in gute verständige Hände übergehen zu sehen, und hiezu die Vermittler zu spielen, schienen sich die Kunstvereine anfänglich zu ihrer Aufgabe machen zu wollen. Aber auch darin haben viele derselben ihr Wort nicht gehalten; statt als deutsche Kunstfreunde die deutschen Künstler zu unterstützen, könnten wir Vereine namhaft machen, die bei ihren Ankäufen über die Hälfte belgische und französische Bilder erwarben, und bei ihren Ausstellungen den ausländischen Malern Rechte einräumten, die leider ohne Reciprocität blieben. So versendet z. B. ein Pariser Maler durch ganz Deutschland nach Wien oder Königsberg portofrei seine Bilder unter der Adresse des betreffenden Kunstvereines, welcher dafür besorgt ist, daß das zugesandte Bild ausgepackt und aufgestellt wird; der deutsche Künstler dagegen kann es kaum erlangen, daß von der Grenze des betreffenden Landes sein Bild ohne Kosten bis an den Ausstellungsplatz geht, dort aber muß er für einen Kommissionär sorgen, der das Bild in Empfang nimmt und das Weitere besorgt.

Nach dieser zweiten Sitzung war das gemeinschaftliche Mittagessen in den geräumigen Sälen des Badehauses selbst arrangirt und verlief unter den mannigfaltigsten Toasten ebenso heiter wie das gestrige. Da sich das Wetter heute schon besser anließ, so war eine allgemeine Partie von Aßmannshausen über den Niederwald auf die Rossel und auf den Apollotempel und von da nach Rüdesheim verabredet worden,

von der sich, glaube ich, nicht ein einziger der Anwesenden ausschloß. Und so zogen denn die lustigen Völker Arm in Arm, singend und lachend vom Badehaus nach den Ufern des Rheins, wo eine große Menge Nachen bereit lag, in welche sich die Gesellschaft theilte. Ob einer oder der andere ein wenig stärker beladen war oder einen mehr oder minder geschickten Steuermann aus der Künstlerschaft selbst hatte, darauf wurde gerade nicht besonders gesehen, woher es denn wohl kam, daß mancher Nachen tüchtig schwankend sich in eigenthümlichen Schlangenlinien fortbewegte und Fährleute und Steuermann große Anstrengungen machten, um Scylla und Charybdis zu vermeiden: Scylla das Bingerloch mit seinen strudelnden Untiefen nämlich, und Charybdis ein paar sich rasch folgende Dampfer und Remorqueurs. Eins der Boote zeigte dabei einen bedenklichen Leck und alle Hand mußte an die Pumpen, d. h. das Wasser mit den Händen ausschöpfen, um Aßmannshausen glücklich zu erreichen.

Hier am Ufer war nun wohl die ganze Einwohnerschaft versammelt mit den getreuen Lastthieren, kleinen Pferden und Eseln, aufs Mannigfaltigste und Abenteuerlichste gesattelt und geschirrt, und man hatte sich nicht geringe Mühe gegeben, um die ganze Künstlerschaft beritten zu machen. Der drängte sich zu einem Esel durch, dieser zu einem Pferde. Dabei wählte man hier ein Thier mit altem englischem Sattel, dort eines, dessen überzogener Reitsitz, vorn und hinten hoch aufgepolstert, an die Rüstzeuge des Mittelalters erinnerte; Steigbügel wurden probirt und Zügel so ernsthaft betrachtet, als gälte es weniger eines harmlosen Rittes über die Berge als des Angriffs auf irgend einen feindlichen Volksstamm. Sowie ein Trupp beritten war, so machte er sich unter lautem Halloh, unter Hurrahrufen und Singen auf den Weg. Es war ein komischer, ergötzlicher Anblick, die mannigfaltigen Reiter zu sehen, sich selbst und andere karrikirend, auf den armen Thieren, die ihr Möglichstes thaten, ihre steifen Beine mit dem frischen Muth ihrer Besteiger in Einklang zu bringen. Dabei habe ich Esel gesehen, die mit wackelnden Ohren förmlich trabten, und

Pferdchen, die es zu einem wirklichen sichtbaren Galopp brachten. Wie eine Karawane zog sich der Reiterzug schon gleich zu Anfang weit auseinander und nahm sich in den Schlangenwindungen des Bergpfades allerliebst und malerisch aus; dabei tönten lustige Lieder und lauter, herzlicher Zuruf, wenn man einen Freund einholte, den man seit dem Austritte vermißt, kurz es war ein lustiger Zug lebensfroher, gemüthlicher Leute, wie sie der alte Niederwald gewiß lange nicht gesehen.

Am Jägerhause sammelte sich das wilde Heer und über hundert Stimmen riefen nach Kaffee. Daß dieses sehr angenehme Getränk hie und da einem Glücklichen zu theil wurde, habe ich für meine Person gerochen und am Klappern der Tassen entnommen; trotzdem aber sogleich bei der Ankunft ein Kaffepräsident, sowie ein ditto für Milch und Zucker ernannt wurden, gingen doch die meisten leer aus und mußten sich mit dem guten Willen der Wirthsleute begnügen, die treppauf und ab stürmten, um nur einem kleinen Theil der Forderungen gerecht werden zu können.

Vom Jägerhause erreichten wir in weniger Zeit den Apollotempel auf der Höhe des Niederwaldes über Rüdesheim gelegen mit seiner großartigen und wunderherrlichen Aussicht auf das hier so weite und majestätische Rheinthal. Wer im Jägerhaus keinen Kaffee erhalten hatte, konnte sich hier an Pfirsichen und guten Weintrauben erlaben, die in ziemlicher Menge zum Verkauf ausgeboten wurden. Abwärts war der Anblick des Reiterzuges eigentlich noch komischer als aufwärts, denn hier ist es schon leichter, eine heroische Haltung anzunehmen, wogegen der Sitz manches Reiters hinunter auf steilem Wege mit zurückgelegtem Oberkörper, die Fußspitzen fast an den langen Eselsohren haltend, alles ritterlichen Anstandes entbehrte.

Vor Rüdesheim wurde übrigens Sitz und Haltung corrigirt, und als man so einzog, froh und heiter, als die Hufe der Thiere in den engen Straßen gewaltig klapperten und die kräftigen Gestalten der Reiter keck an den Häusern hinauf schauten, da bin ich überzeugt, daß

die Einwohner einen guten Begriff bekamen von den deutschen Künstlern, die in Bingen zusammengekommen, um wegen ihres guten Rechtes zu tagen.

Die Nachen, welche uns nach Aßmannshausen gebracht, hatten sich hier wieder eingefunden, und es war schon ganz dunkel geworden, als wir uns einschifften, um ans andere Ufer zurückzukehren. Vorher war noch manches Glas Rüdesheimer versucht worden, die Genossen munter und froh gestimmt, und so war es denn leicht erklärlich, daß bald eine kräftige Stimme ein bekanntes Lied anhob, worein die Andern jubelnd einfielen. Daß es grade das Lied von der Lorley war, gab sich, wie ich glaube, von selbst, denn war es doch um uns her grade so, wie es der Fischerknabe gesehen, als er das Lied der gefährlichen Schönen vernommen.

Die Luft ist still und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Es war eine prächtige nächtliche Fahrt, und um der heitern Scene ihre Vollendung zu geben, fehlte nur noch Fackelschein, der denn auch mit einemmale improvisirt wurde und darum um so gelungener erschien. Gott weiß, woher die Menge von Journalen und Zeitungen kamen, die nun plötzlich aus allen Rocktaschen hervorgezogen, zusammengedreht und angezündet wurden; ich glaube, um unser Schiff loderten zuerst die dunkelrothen Flammen, und diese phantastische Beleuchtung wurde von denen in den andern Nachen jubelnd bemerkt und nachgeahmt. So schwammen wir leuchtend und bestrahlt im röthlichen Rheine, umtanzt von unzähligen Stücken halbverbrannten Papiers, das über Bord geworfen wurde, nach Bingen und erreichten das Ufer, als es hundertstimmig, vielleicht nicht ohne Bedeutung, über den stillen Rhein hinüberschallte:

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Der heitere Abend wurde ebenso heiter mit einem gemeinschaftlichen Nachtmahle in den Sälen des Badhauses beschlossen, wo zwangloser Scherz und ächter Künstlerhumor aufs Freieste waltete. Jeder Augenblick brachte für den Zuhörer und Zuschauer eine neue Ueberraschung; originelle Figuren, trotz des Wenigen, was man finden konnte, aufs zweckmäßigste kostumirt, ließen sich sehen, führten Scenen auf und deklamirten. Ja später wurde quer durch eine Seite des Saals vermittelst zusammengerückter Tische eine förmliche kleine Bühne gebildet, wo Räuberscenen, Bekanntes parodirend, mit köstlichem Humor spielten, wo deklamirt wurde und wo man berühmte Virtuosen in schrecklicher Wahrheit karrikirt erscheinen sah.

Es war spät, als man sich trennte, aber alle gestanden, einen köstlichen Abend verlebt zu haben. In der am nächsten Morgen abgehaltenen dritten und letzten Sitzung wurde der Beschluß gefaßt, Frankfurt am Main als Versammlungsort, sowie als Ausstellungsort für das nächste Jahr zu bestimmen. Dieser Beschluß hat nun zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn es am Ende für jeden der Theilnehmer und Aussteller angenehm sein wird, zugleich in der Stadt, wo die Bilder zusammen kommen, auch die Freunde zu finden und mit ihnen ein paar Tage vergnügt zu verleben, so ist Frankfurt als große Stadt, welche sich durch den Zusammenfluß vieler Fremden ganz vortrefflich zur beabsichtigten großen Ausstellung eignet, zu dem andern Zwecke eines Beisammenlebens der Künstler wie hier in Bingen durchaus nicht passend. Dazu ist Frankfurt zu groß; man wird sich dort zersplittern, man wird vielleicht in den Berathungsstunden zusammen kommen, um sich alsdann hierhin und dorthin zu verlieren. Man hätte auch zur zweiten Versammlung eine kleine Stadt wählen sollen; die erste nach Bingen zu verlegen war eine vortreffliche Idee des Düsseldofer Comités. Hoffen wir, daß darin noch etwas geändert wer-

den kann, und wenn Frankfurt auch für die große Ausstellung bleibt, sich die deutschen Künstler, die nächstes Jahr wohl noch viel zahlreicher erscheinen werden, in einer nicht so geräuschvollen ausgedehnten Stadt finden mögen.

Für das heutige gemeinschaftliche Mittagessen im Badhaus fehlte es nicht an angenehmen Ueberraschungen. Professor Rustige von Stuttgart erhob sich und sprach folgenden launigen Toast:

Ihr Düsseldorfer wart gar schlau,
Daß ihr uns rief't nach Bingen,
Hier muß, das wußtet ihr genau,
Das Künstlerfest gelingen.

Hier, wo vereint die Nahe und
Der Rhein zusammenlaufen,
Bis sie im fernen Meeresgrund
Vor lauter Lieb' versaufen.

Hier, wo der Sonne erster Koch
Das Rebenblut bereitet
Und selbst das enge Bingerloch
Dem Schiffenden sich weitet.

Hier, wo man voll Barmherzigkeit
Gern jede Blöße decket,
Und in ein nagelneues Kleid
Den Mausethurm gestecket.

Hier, wo der Durst'ge seinen Brand
In wenig Geld ertränket,
Dieweil das kleine Hessenland
Die größten Schoppen schenket.

Hier, wo — doch was ich seh' und hör',
's ist alles zum Entzücken!
Auf, Brüder, trinkt die Gläser leer
Und laßt die Hand uns drücken.

Dem Künstlerbund dies Glas und topp!
Dem Binger — diesen Schoppen,
Damit uns seine alte Klopp
Die Bilder hilft verkloppen.

Das Bingener Festcomité, welches überhaupt alles gethan, um den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, hatte uns auch noch eine weitere Ergötzlichkeit bereitet. An den beiden vorhergehenden Tagen hatten einige Musikanten mit Violine, Clarinette und Contrebaß ihre harmlosen Weisen aufgespielt, heute aber erschallte mit einemmale rauschende Militärmusik, und eine Abtheilung der österreichischen Bande aus Mainz marschirte geschlossen in den Saal und erhöhte die Lustigkeit der Tafelnden zu lautem Jubel. Dabei war es eigentlich traurig anzusehen, wie unser armes bisheriges Orchester mit einem wehmüthigen Akkorde plötzlich abbrach, seine Noten und Instrumente zusammenpackte und sich vor den rauschenden Klängen der neu Angekommenen still aus dem Saale schlich — ein treues Bild unserer gegenwärtigen Zeit. Leutze aus Düsseldorf dankte dem Bingener Comité in beredten Worten für diese neue Aufmerksamkeit, worauf Herr Kreisrath Parcus im Namen der Uebrigen noch einmal seine Freude darüber zu erkennen gab, daß die deutschen Künstler Bingen zu ihrem Versammlungsort gewählt. — „Um aber auch," setzte er hinzu, „die Damen der Stadt, die bisher dem festlichen Treiben theilnehmend von ferne zugeschaut, nicht ganz auszuschließen, habe das Bingener Comité für heute Abend einen Ball arrangirt, wo Fröhlichkeit ohne Zwang und strenge Formen herrschen sollte." Diese Eröffnung wurde mit außerordentlichem Jubel entgegengenommen, und als sich bald darauf nach been-

digter Tafel die ganze Künstlerschaft in geordneter Reihe, Fahne und Musik voran, durch die Straßen der Stadt nach der Rochuskapelle begab, wurde der Dank für den freundlichen Entschluß der Bingener Damen manch schöner Repräsentantin derselben, die sich am Fenster sehen ließ, durch lautes Hurrah dargebracht.

In einem einsam stehenden Hause auf der Höhe der Rochuskapelle mit Gärtchen und Veranda wurde Halt gemacht und Kaffee genommen. Wer an die Geschirre selbst keine übermäßigen hier gewiß ungerechtfertigten Ansprüche stellte, konnte schon zufrieden sein; für die Löffel sah man sehr idyllische Surrogate, dafür herrschte aber eine Unmasse von Lust und Heiterkeit, und bei den Klängen der rauschenden Militärmusik verflossen die Stunden wie Minuten. Bald setzte man sich wieder in Bewegung und zog hinüber zur Rochuskapelle, wo sich die ganze Versammlung am Abhange eines Berges in einer muldenförmigen Vertiefung lagerte. Das war ein prächtiger Anblick, die kräftigen Gestalten in allen Stellungen hier ruhen zu sehen, begeistert von dem Feste überhaupt und hier noch besonders durch den schönen Abend und die weite, wunderbare Aussicht von der Bergeshöhe, auf der wir uns befanden. Schimmernd und glänzend in Duft und Abendsonnenglut lag das Rheinthal vor uns, und während der majestätische Fluß selbst oberhalb noch hell bestrahlt war, waren die Felsen um Bingen mit dem Mäusethurm schon in tiefe Schatten gehüllt, und aus dem eingeschlossenen Kessel dort schienen schwarze Dämpfe aufzusteigen, die als nächtlich dunkle Wolken mit der glühenden Sonne um die Herrschaft rangen.

Einen solch schönen Abend auf den Bergeshöhen am Rhein zu genießen, ist an sich schon etwas werth; daß er aber tausendfach schöner ist, wenn der letzte Strahl der Sonne den funkelnden Wein im Glase vergoldet, hatte unser freundlicher Wirth, Baron von Landy, dessen Villa sich am Fuße des Berges, auf dem wir lagerten, befindet, tief empfunden. — Und auf einmal erklommen zwei kräftige Gestalten

die Anhöhe, an einer Stange ein mächtiges Faß Wein tragend, das mit Blumen bekränzt war — es war das wie ein verkörperter Klang aus dem Nibelungenlied. Auf dem noch hellen Abendhimmel zeichneten sich die Conturen der Träger scharf ab, und sie und ihre Last wurden mit lautem Jubel begrüßt. Dem ersten Faß folgte bald ein zweites, Gläser waren zahlreich vorhanden, man trank den funkelnden Wein, man bekränzte ihn mit Farrenkräutern und wilden Eriken, lustige, sehr improvisirte Toaste folgten einander, man stieß an auf das Wohlsein der Lieben zu Hause, sowie der Freunde in der Ferne, und die Musik, welche auch ihr reichlich Theil bekam, spielte: Heil dir im Siegeskranz und: Gott erhalte unsern Kaiser.

Nachdem sich der Himmel gänzlich verdunkelt, trotzdem aber manches Auge heller sah, zog man von der Rochuskapelle hinab nach dem Parke der Villa Landy und durch denselben an das Wohnhaus, wo man durch die Vorsorge des Bingener Comités Fackeln fand, welche nun angezündet wurden, und nachdem sich die ganze Versammlung in wohlgeordneten Reihen vor die Haupttreppe der Villa begeben, brachte man dem freundlichen gastfreien Besitzer, sowie der liebenswürdigen Hausfrau ein dreifaches donnerndes Lebehoch. Fackellicht hat einen eigenen Reiz, wenn man die rothen Flammen auflodern sieht, hoch hinauf sendend Qualm und Dunst, der die Gegenstände, welche die Glut unten hell und deutlich sehen lassen, oben nur in ungewissen phantastischen Umrissen durchschimmern läßt; hier aber machte sich der Anblick des wohl geordneten Fackelzuges, wie er durch die Schlangenpfade des Parkes sich abwärts dem Rheine zu bewegte, außerordentlich malerisch und schön. Durch die verschiedenartigen Biegungen der Wege schienen jetzt die Fackellichter ohne Ordnung durcheinander zu tanzen, um sich gleich darauf, wo der Weg grade lief, wieder als langer, glühender Streifen zu zeigen. So ging es hinab zum Rheine, wo an zwanzig Boote bereit lagen, um die Gesellschaft nach Bingen zurück zu bringen; laut hallten die Klänge der Musik von dem stillen Wasser und den aufhorchenden Bergen zurück, und von Flammen um-

spült, magisch rothe Glut ausstrahlend, die das Wasser spiegelnd zurückwarf, glitten die Fahrzeuge hinab. Wirklich prachtvoll sah es aus, als sich zahllose Pechkränze entzündeten, die unabhängig von den Schiffen auf dem Wasser schwammen, nun vor, hinter und neben den Nachen durch einander loderten. Der heutige Abend war eine würdige Beschließung des dreitägigen Festes. Eigentlich müßte man den Ball im Badehause als Schluß erwähnen, doch wenn man auch dort schöne Frauen und Mädchen in hübschen Toiletten sah, so war es doch eben nur ein Ball, wie ein anderer auch. Das Fest der Künstler hatte mit dem Fackelzug geendet, der sich nach der Ankunft in Bingen noch vor das Rathhaus begab, wo dem Gemeinderathe von Bingen nochmals der beste Dank der anwesenden Fremden in herzlichen Worten dargebracht wurde. Abends drückte man den Freunden, die sich am andern Morgen nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuen würden, zum Abschiede nochmals die Hand und gestand sich dabei, daß das Fest ein wohlgelungenes gewesen sei und aus dem ersten glänzenden Anfange auch herrliche Früchte für das allgemeine Beste deutscher bildender Künstler tragen werde.

Wir, die Gäste der Villa Landy, hatten noch eine kleine Nachfeier, für die ich dem freundlichen Wirthe, sowie der liebenswürdigen Wirthin noch ein paar Worte des Dankes sagen muß. Eine Anzahl der Bekannten, welche am frühen Morgen noch nicht abgereist waren, fanden sich in dem uns so wohl bekannten Glashause zu einem gemeinschaftlichen Frühstücke zusammen; wir gedachten nochmals der vergangenen Tage, und in den ausgesprochenen herzlichen Dank mischte sich ein kleiner Ton der Wehmuth. Die Stunden der Freude ziehen so schnell vorüber und das Leben ist so kurz. Um zu guter letzt auch die tiefunterſten Räume des gastlichen Hauses, die uns so viel Schönes geliefert, persönlich kennen zu lernen, zogen wir, vom Hausherrn geführt, in die Keller, die von einer Sauberkeit und Ordnung waren, wie ich nie etwas gesehen; dabei waren sie heute festlich geschmückt, jedes Faß mit einem Lichte besteckt, und so bildeten die langen Rei-



Der

Clubb für unbegränzte Freiheit.

hen derselben eine überraschende Illumination. Ueberdem waren die edlen Sorten und guten Jahrgänge noch mit Blumengewinden geziert, und in ihrer Nähe hielt sich der Kellermeister mit Gläsern und Heber bereit, um die Proben abzugeben. Es waren köstliche, rein gehaltene Tropfen, die wir hier in dem Keller der Villa Landy tranken; ich sage der Wahrheit gemäß Tropfen, denn wer einen rheinischen Keller kennt, wird sich wohl hüten, die Scharlachberger, die Aßmannshäuser und die Rüdesheimer Hinterhäuser hier unten glasweise zu versuchen. Was wir denn so auch mäßig genoßen, erhöhte die angemessene Heiterkeit, und so schieden wir denn eine Stunde später froh, heiter, dankbar gestimmt von dem gastlichen Dache.

Als wir auf dem Rheine gegen Rüdesheim fuhren, blickten wir noch lange zurück nach der Villa Landy; sie war uns und den Genossen, eingedenk des gestrigen Tages, zu einem Glanzpunkt des Festes geworden, und ich glaube, jeder von uns, wenn er später einmal wieder den Rhein hinabfährt, wird die weißen Gebäude und zackigen Mauern aufs freundlichste grüßen, wenn er sich Bingen nähert, der lieben Stadt am Rhein, die ihre Thore so herzlich geöffnet der ersten Versammlung deutscher bildender Küstler.

Der
Clubb für unbegränzte Freiheit.

Das kleine unscheinbare Haus, in welchem sich die kleine unscheinbare Kneipe befand, von der wir unserm Leser erzählen wollen, stand an den Ecken zweier kleinen Gäßchen, wo weder Sonne noch Mond hineinschien. Die beiden Himmelslichter machten wohl hie und da den schüchternen Versuch, in diesen dunkeln, feuchten Winkel zu gelangen; doch mochte es ihnen da unten zu finster und unheimlich sein, denn sie streiften nur so oben an den schwarzen Giebeln der Häuser vorbei und verschwanden bald wieder. Dieß Eckhaus nun, vor welchem als Wirthshausschild ein gelber, vertrockneter Busch prangte, war klein, zweistockig und litt unzweifelhaft an erschreckender Altersschwäche. Die Mauern waren grau, und da die Dachrinne zerbrochen war, so hatten Regen und Schneewasser ganz geheimnißvolle Hieroglyphen auf das Haus hingeworfen. Der Eingang war nie verschlossen, und nur in den Stunden von Morgens 2 bis 6 Uhr wurde eine gewesene Thür vor den Eingang gelehnt. Dieser Eingang führte auf eine enge und gänzlich finstere Hausflur und in eine Art Vorzimmer, hinter welcher das Gastzimmer war.

Dieses ganze untere Apartement war früher einmal ein Stall gewesen und erst später zu wohnlichen Zwecken eingerichtet worden. Da sich aber statt der Fenster nur kleine Luftlöcher dort befanden, so eta-

blirte der Hausherr eigenhändig eine kleine Weinkneipe, ein Gesch
zu welchem das Tageslicht vollkommen überflüssig ist; denn erst w
es draußen anfängt zu dunkeln, wird's innen hell. In früherer Z
wurde das Local mit Talglichtern erleuchtet, als aber das Gasl
überhand nahm, wurde in die Mauer ein Loch gebrochen, von Au
eine bleierne Röhre hineingezogen, dieselbe an der Wand und D
durch Nägel festgemacht, zwei Schuh vor letzterer unten umgebog
ein kupferner Brenner hineingesteckt — so — und der Kronenleuch
war fertig. Wenn Abends das Gaslicht angezündet wurde und
ewige Dämmerung aus dem Zimmer verschwand, so war es, als z
ein tiefer Seufzer bei den trüben Wänden vorbei; der alte Hu
hinter dem Ofen schüttelte sich, streckte die Nase empor und mein
es würde Tag. —

Durch den finstern Gang trat man in das Vorzimmer, die Wohnst
des Wirthes und Hausbesitzers. Hier war ein großes, zweischläfri
Bett, ein paar hölzerne Stühle, ein Ofen, um denselben ein gro
verblichener Papierschirm, auf welchem Adam und Eva im Naturzusta
und sämmtliche Thiere, wie sie im Paradiese lustwandeln, gem
waren. Da die Gäste allemal durch dieses Vorzimmer mußten, so z
sich der Wirth mit seiner Frau am Abend hinter diesen Schirm
Ofen zurück, und die beiden alten Leute blieben, bis der Letzte
Gäste heimwankte. Der Wein wurde in das Gastzimmer in ein pa
großen steinernen Krügen hingestellt, aus welchen sich die Gäste bedient
nachher die Zeche selbst berechneten und das Geld auf dem Tis
zurückließen. Aus dieser Einrichtung kann man ersehen, daß d
Local nur von Stammgästen besucht wurde. Diese Stammgäste n
gingen bei dem großen Ofenschirm vorbei und jeder derselben klop
mit der Hand daran, und das war ein Zeichen für den Wirth, d
ein guter Bekannter eintrat; wenn aber zufälliger Weise Jemand
das Gastzimmer kam, der den Schirm nicht berührte, so streckte d
Wirth seinen Kopf oben hinaus und versicherte den fremden Gast, d
Zimmer sei für heute Abend an einige gute Bekannte vermiethet.

Man wird uns fragen, welche Klasse von Menschen hier zusammenkam, ob es ein geheimer Clubb war, ob hier Verschwörungen angezettelt wurden, ob man hier, verborgen vor den Augen der Polizei, hoch spielte, und es wäre eigentlich sehr interessant für uns, wenn wir etwas derartig bejahen könnten und dadurch Hoffnung gäben, daß eine schauerliche Geschichte hier passirt sei. Leider sind wir nicht so glücklich: Hieher kamen keine Landstreicher und sonstige Vagabunden, keine Diebe oder Mörder, nicht einmal Verschwörer, es fielen hier wohl zuweilen schreckliche Redensarten, aber im Ganzen waren es harmlose Leute, die hier in der Kneipe zusammenkamen und von denen die meisten am andern Morgen in ihren Geschäften ganz anders sprachen, wie Abends hinter dem Weinglase!

Was aber geschah hier im Dunkel der Nacht? — — — — Hier versammelte sich allabendlich der Clubb für unbegränzte Freiheit. Hier wurde politisirt: das Wohl Deutschlands, das Wohl der ganzen Welt berathen.

Die Glocke schlägt sieben, ein schwerer Tritt in der Hausflur, ein schwerer Schlag an den Ofenschirm, eine tiefe Baßstimme sagt: „guten Abend" und geht in's Wirthszimmer. Es ist ein großer breitschulteriger Mann, der eingetreten ist, auf seinem Gesicht liegt ein rosiger Schein, aber nicht der Schimmer der Jugend, eine Röthe, dem Nordlicht vergleichbar, deren Centrum die Nase ist. Dieß Gesicht ist eingefaßt mit einem großen Bart, alle Unterabtheilungen dieses männlichen Schmuckes, Schnauz-, Backen-, Knebel- und Kinnbart zu einem wirren Ganzen zusammengewachsen; der Mann sieht unter seinem grauen Hut mit Hahnenfedern ganz fürchterlich aus, er trinkt ein großes Glas Wein auf einen Zug aus, stellt sich vor die Bildnisse von Robert Blum und Hecker, die an der Wand hängen, einen Augenblick hin, seufzt tief auf; dieser Seufzer aber klingt wie ein leises Brüllen, er murrt etwas von verrathener Freiheit und setzt sich nieder.

Nach ihm säuselt eine leichte Gestalt durch die Flur, berührt ganz leicht den Schirm und bleibt unter der Thür des Gastzimmers einen

Augenblick stehen; es ist ein schmächtiges Männchen mit einem fromme
Gesicht, das sich aber mühsam den Anschein gibt, ingrimmig auszu
sehen, es vergräbt das Kinn in die Halsbinde, schiebt den Hut ve
wegen auf ein Ohr: Also hieher hat sich das Bischen übrig gebliebe
Freiheit geflüchtet, hier müssen wahre Vaterlandsfreunde tagen, ve
borgen vor der Welt in einem dürftigen Winkel der Erde! Ach, es i
schauerlich! Darauf salutirt er vor dem Portrait Heckers und setzt si
an den Tisch. Der Andere schenkt ihm wenig Aufmerksamkeit, stüt
den Kopf auf beide Arme und stößt dichte Rauchwolken aus sein
Cigarre. —

Eine dritte behäbige Figur schiebt sich jetzt ins Zimmer, tromme
ein paar Takte auf den Ofenschirm und schaut mit einem wohlg
nährten freundlichen Gesichte hinter denselben: — Guten Abend, Alte
wie geht's? — dann tritt sie ins Gastzimmer und läßt sich niede
nachdem sie dem Hecker pfiffig lächelnd zugewinkt.

So erscheint nach und nach die ganze Gesellschaft, bunt gemisch
aber die Meisten anständig ausschauend. Viel Bartwerk ist vorhande
viele rothe Hahnenfedern und schwarz-roth-goldene Bänder. Der Kr
macht den leeren Gläsern tiefe Complimente und bald geht ein le
haftes Gespräch durch's Zimmer.

Der Zweite, der vorhin eintrat, die kleine lustige Gestalt, e
Handschuhmacher, taucht nun sein Gesicht so erschrecklich tief in d
Halsbinde hinab, daß nur die funkelnden Augen herausschauen, u
deklamirt: Die Freiheit, sie ist ein leerer Wahn; worauf der Ma
mit der rothen Nase, der zuerst eintrat, ingrimmig aufschaute.

Was ist ein leerer Wahn? brüllt er. Die Freiheit? Wer wa
zu behaupten, daß die Freiheit ein leerer Wahn ist?

Ich sagte: k- - ein leerer Wahn, aber Sie wissen ja, ich ka
das K nicht gut aussprechen.

Ja so, kein leerer Wahn. So sprechen Sie künftig deutlich
Aber das ist der Fluch des Sklaventhums und der Unterdrückung, d

der freie Mann an ein freies Wort nicht mehr gewöhnt, sogar eine sklavischlispelnde Aussprache angenommen hat.

Der dicke Mann, ein Spezereihändler, stieß seinen Nachbar klug lächelnd an, als wollte er sagen: der hat's, jetzt kann's losgehen. Dieß schien auch ein junger Mensch mit bleichem Gesicht und langem blondem Haar zu fühlen, denn er schrie, nebenbei — um sich bei der rothen Nase in Respekt zu setzen: Es lebe der Hecker! Und Alle tranken ihre Gläser aus, Einige mit schwärmerischem Blick an die Wand hin, Andere schüchtern auf ihre Nasenspitze sehend.

Die rothe Nase verbeugte sich dankend, als sei sie der Hecker, murmelte dabei aber von Reactionären und politischen Feiglingen, wobei sie namentlich den Gewürzkrämer und seinen Nachbar scharf ansah, worauf der erstere mehrere Gläser Wein hastig hinabstürzte, wie er hier allabendlich zu thun pflegte, um sich in eine muthvolle Stimmung zu versetzen und damit er Widerstand zu leisten vermöge den Bemühungen, ihn auf die äußerster Linke hinüberzuziehen; denn der Spezereihändler war, im Vertrauen gesagt, äußerst conservativ, ja etwas reactionär.

„Meine Herren," sprach die rothe Nase, „was sind wir denn eigentlich, daß man es wagt, uns tagtäglich in den Staub zu treten, daß man uns unsere kostbarsten Freiheiten vorenthält? Was heißt Deutsch? Was heißt Deutscher? Heißt Deutscher etwa so viel, als ein Individuum, ein Wesen, das dazu gemacht ist, und erschaffen wurde, um Fußtritte auszuhalten, um Stockschläge zu empfangen, ein Reibeisen, an dem Jedermann die Schuhe abputzen darf, ein Geschöpf der Finsterniß, dem nie der rosige Morgen der Freiheit tagen soll? Ich wenigstens dulde diese Knechtung nicht länger. Ich will kein Sklave sein. Ich will mich nicht krümmen unter den Fußtritten der Gewaltigen. Ich will mir die Freiheit mit meinem Herzblut erkaufen, ich will ein freier, deutscher Mann sein."

Auf diese glänzende Rede ließ sich ein vielstimmiges Bravo hören. Nur der Spezereihändler stützte seine Arme auf den Tisch und wollte der

rothen Nase in die Rede fallen. Aber die rothe Nase war im Z
wie eine überheizte Lokomotive und fuhr sausend und schnaubend fo

„Was ist Freiheit? Ist das bischen Preßfreiheit Freiheit? Ist e
volksthümliches Ministerium Freiheit? Ist Oeffentlichkeit und Mün
lichkeit, ist Vereinsrecht Freiheit? O nein! Das versteht sich Alles v
selber, denn da der freie Mann Alles das thun kann und soll, w
ihm beliebt, so fallen ihm diese Lappalien, diese Brocken, die man ih
wie dem hungrigen Hunde hinwirft, von selbst zu. Der wahre fr
Mann ist der, der wahrhaft frei ist, und der wahrhaft frei ist, d
ist ein freier Mann! Aber Ihr Alle," dieß sprach der Mann mit unb
schreiblichem Pathos, „seid Geknechtete, Unterdrückte, seid Sklaven!"

Jetzt war der kleine Spezereihändler nicht länger zu halte
Zuerst brach er in ein lautes Lachen aus, das höhnisch klingen sollt

„Hör' mir einer an," sagte er dann, „ich sei ein Sklave, wag
Sie zu behaupten. Ich sei ein Gefesselter, Unterdrückter? Weßhalb b
ich ein Sklave? Kann ich nicht thun und lassen, was mir belieb
Habe ich nicht Alles errungen, was man erringen kann? Und dann
setzte er in einem etwas weinerlichen Tone hinzu, „begreife ich eigentli
nicht, warum ich mich in den Clubb für unbeschränkte Freiheit ha
aufnehmen lassen, damit man mich jeden Abend auf's Allerscheußlichs
herunterschimpft! Und damit ich nicht einmal die Freiheit habe, z
sagen, daß ich mich unter den jetzigen Einrichtungen vollkommen fr
genug fühle!"

„Er hat hat ganz recht," sagte leise sein Nachbar, und mehre
Andere nickten ihm beifällig zu, obgleich die rothe Nase in ihrer Wu
unzählige Gläser Wein hinter einander austrank.

„Warum," fuhr der Spezereihändler fort, „warum nutzt mi
die Freiheit nichts, die wir einmal errungen haben? Warum, das möch
ich wissen?"

„Weil das keine Freiheit ist," sagte der Handschuhmacher; „n
auf den Bergen ist Freiheit. Ich will thun und lassen können, w
mir beliebt."

Die rothe Nase sah den Spezereihändler mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung an; dann sagte sie: „Ist ein stehendes Heer Freiheit? Ist Polizei Freiheit? Sind Steuern Freiheit? Sind Capitalisten Freiheit? Oh, Ihr seid blind mit sehenden Augen. Seht Ihr denn nichts von der Reaktion, die ihr geiferndes Haupt emporstreckt, eine riesige Schlange, die Euch langsam, aber unfehlbar einschnürt?"

„Ha," eiferte der Spezereihändler, „Reaktion, was ist Reaktion? Wo ist Reaktion?"

„Reaktion!" sagte die rothe Nase, und warf einen mitleidigen Blick hinüber; „weßhalb gehen alle Geschäfte schlecht? Weßhalb stockt Handel und Wandel? Weßhalb geht der brave Gewerbsmann zu Grunde?"

„Das ist keine Reaktion, das ist ein Unglück," sagte der Spezereihändler. „Die Gewerbe gehen schlecht, weil es an Vertrauen fehlt, nicht einmal weil es an Geld fehlt. Ich muß es am Besten wissen. Wer früher den Zucker bei mir Hutweise kaufte, der läßt jetzt täglich einige Loth holen, und wer ein Paar neue Stiefeln sehr nöthig braucht, der läßt heute, dennoch die alten flicken, da er nicht weiß, ob ihm die goldene Freiheit, von der Ihr immer predigt, nicht morgen die neuen Stiefel vielleicht ausziehen würde."

„Ja," fiel jetzt sein Nachbar in's Wort, der ein Möbelschreiner war, „so ist's, bei Gott, so ist's! Hab' ich doch von zwanzig Gesellen nur noch zwei, und von denen ist obendrein der eine ein Schneider, der nur Fenstervorhänge flickt. Ja, Ihr seid es, die Handel und Wandel darniederdrücken, mit Eurem losen Maul und Euern aufrührerischen Reden und Euern Wühlereien. Nennt mir einen einzigen Menschen, der durch Eure fortgesetzten Aufhetzereien was profitirt hätte. Die Steuern sind erhöht, Arbeit gibt's keine, und wenn bei dem armen Gewerbsmann das Bischen, was er in früheren Jahren verdient hat, aufgezehrt ist, so hat er Eure Freiheit errungen, dann ist er frei, wie der Vogel auf dem Zweig, ohne Nahrung und Obdach, frei, daß sich Gott erbarme!"

Der junge Mensch mit den blonden Haaren hatte schon mehrmals versucht darein zu sprechen, konnte aber mit seiner dünnen Stimme nicht durchdringen.

„Warum," schrie er jetzt, „haben bei den sogenannten Vornehmen und Reichen alle Feste, Bälle aufgehört? Warum anders, als um den armen Mann zu drücken?"

„Warum?" entgegnete der Möbelhändler, „warum soll der Reiche und Vornehme nach den Verlusten, die er ohnedieß erlitten, noch sein Geld hinauswerfen, wofür er nur Undank hat? Bellt Ihr nicht mit Euerm giftigen Neid Jeden an, der einen bessern Rock trägt, als Ihr? Was schreit Ihr in die Welt hinaus, wenn Ihr irgendwo ein Gastmahl oder einen Ball wittert? Schreit Ihr nicht über Reaktionäre, Aristokraten, die den Schweiß des armen Volkes verprassen? Und das ist erlogen, das kommt dem Arbeiter und Handwerksmann zu gut, wären nur viele Festivitäten und Geschichten, so stände es mit dem Gange der Geschäfte besser. Und verpraßt Ihr nicht ebenso den Schweiß des armen Volkes? Z. B. Sie," sagte er zu der rothen Nase, „haben da einen warmen Rock an, und einen Paletot darüber. Damit könnten Sie einen kleiden, der nichts hat. Sie trinken bei Ihrem Schreien nach Freiheit, das Ihnen natürlich die Kehle austrocknet, täglich Ihre zehn Schoppen Wein. Das würde für neun arme Familienväter langen, und es bliebe Ihnen doch noch ein Schoppen. Aber ich will darüber nichts sagen, denn das Geld für die zehn Schoppen nimmt der Wirth ein, und das fließt wieder in eine Menge Hände und kommt Vielen zu gut."

„Schade, Schade," seufzte der Spezereihändler, „wie unsere schönen Gewerbe ruinirt sind, unsere Stadt ihrem Untergang entgegengeht! Ich sehe schon die Zeit kommen, wo die Häuser zerfallen, wo auf den Straßen das Gras wächst, und wo wir Alle eine große, große Brüdergemeinde von lauter Lumpen bilden."

So weit war die Sache in der Ordnung, und manche Mitglieder des Clubbs für unbegrenzte Freiheit neigten sich auf die rechte Seite.



Es hätte dazu kommen können, daß die rothe Nase und ihre Consorten überstimmt worden wären, und der Möbelhändler wagte schon den schüchternen Vorschlag, der Gesellschaft statt des bisherigen den Namen: „Clubb für gesetzmäßige Freiheit" zu geben, wodurch man für die Wohlfahrt Deutschlands schon viel gewonnen hätte, und mit welcher Errungenschaft sich die exaltirtesten Conservativen zufrieden gestellt hätten.

Aber da geschah etwas, was der Sache eine ganz andere Wendung gab, und was in dem Clubb für unbegränzte Freiheit bis jetzt nicht da gewesen war. Es war nämlich 11 Uhr geworden, das Gespräch hatte man außergewöhnlich laut geführt, und es öffnete sich die Thür, und herein trat ein Diener der Polizei, feierlich verkündend, daß die Polizeistunde längst vorüber sei. — — — —

Trauriger Moment! Wie wahr ist das Sprüchwort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Die rothe Nase, wie sie im Begriff war zu thun, eine Rede gehalten für unbegränzte Freiheit, eine Rede, übermenschlich schön, sie hätte weder den Spezereihändler noch den Möbelschreiner verlockt, ihren Antrag auf Aenderung des Namens in Clubb für gesetzmäßige Freiheit aufzugeben. Aber das Erscheinen der Polizei in diesem Augenblick, das Verkündigen der Polizeistunde, so etwas verträgt kein deutscher Bürgersmann und Patriot. Das sah auch die rothe Nase ein; die rothe Nase wußte ganz genau, daß jetzt ihre Sache die siegreiche sei. Ruhig und groß setzte sie sich nieder, ruhig und groß füllte sie ihr Glas, trank es aus und sprach:

„Freie deutsche Männer, die Polizeistunde ist vorüber!"

Der junge blonde Mensch, nachdem er sich überzeugt, daß die Polizei das Haus verlassen, ließ den Hecker leben; die rothe Nase verkündigte, sie behalte sich vor, morgen eine Adresse an die Nationalversammlung vorzulegen, worin das Ministerium anzuklagen sei, daß es durch die fluchwürdige, an das alte verdammliche System erinnernde Einrichtung der Polizeistunde das freie Vereinsrecht der Bürger unge-

setzlich schmälere und daß sie, hierauf fußend, morgen den Antrag einbringen wolle, den Namen der Gesellschaft in „Clubb für gesetzlose Freiheit“ umzuändern.

Und hierauf trennte man sich.

Wirth und Wirthin gingen zu Bett. Die Thüre wurde an den Eingang gelehnt, der Hund legte sich zum Schlafen hinter den Ofen, das Gaslicht wurde ausgelöscht, und ringsum war es trostlos dunkel.

Anonyme Briefe.



Es sollte mich wundern, wenn nicht jeder meiner lieben Leser schon einen anonymen Brief bekommen hätte. Vorausgesetzt nämlich, daß der Leser ein ehrenwerther Charakter ist: denn die Lumpen und schlechten Charaktere bekommen keine anonymen Briefe, sie schreiben blos welche. Alles ist in der Natur von Gott dem Herrn weislich eingerichtet. Man soll eine giftige Blüthe nicht essen, sondern es verstehen, wie die Bienen, aus den allergiftigsten Blüthen Honig zu saugen. Lieber Leser, flattere mit mir in das fette Mistbeet, worauf die giftigen Blumen wachsen, deren Früchte die anonymen Briefe sind. Sie sind gepflanzt in Neid und giftiger Mißgunst, gepflegt von Bosheit und übler Laune, und statt des himmlischen Thau's, der andere Gewächse erfreut, ziehen sie ihre Nahrung aus stillen Schmerzensthränen, jenen armen Geschöpfen erpreßt, die leider Gottes dumm genug waren — verzeih' mir den Ausdruck — eine anonyme Zuschrift sich zu Herzen zu nehmen.

Um mich minder blumig auszudrücken, so ist der anonyme Brief eine moralische Ohrfeige, die aus dem Dunkeln nach Deiner Wange gerichtet ist, die Du aber durch ein kluges, vernünftiges Benehmen jeder Zeit pariren kannst. Bist Du Privatmann, so öffne nur solche Briefe, deren Siegel und Handschrift Dir bekannt ist. Neben den Schriftzügen Deiner Freunde wirst Du es ja wohl gelernt haben, die Handzeichen Deiner achtungswerthen Gläubiger zu erkennen, denen Du, außer vielem Geld, von Zeit zu Zeit eine geringe Antwort schuldig bist.

Bist Du Geschäftsmann, so werden Dir die anonymen Briefe vorgelegt, wie man dem unschuldigen Hühnervolke Giftkörner unter die nahrhafte Gerste streut; aber mach' es wie dies kluge Vieh, welches die Giftkörner augenblicklich wieder ausspuckt. Schau jedem geöffneten Brief sogleich in's Gesicht, d. h. auf die Unterschrift, und ist der Brief ein namenloser — „stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht," d. h. in den Papierkorb.

Ich habe es freilich nicht so gemacht, lieber Leser, sondern zu meinem Vergnügen und Deiner Belehrung habe ich mir eine feine Sammlung jener guten Freunde angelegt, welche mir schon manche angenehme Stunde bereitet hat. Ich betrachte die anonyme Briefstellerei vom objektiven Standpunkt; mir sind ihre Erzeugnisse ein Thermometer, an dem ich die Schlechtigkeiten mancher Menschen messe, und mein Quecksilber in demselben ist schon so hoch gestiegen, daß es bald keinen Platz mehr hat.

Die anonymen Briefe sind nur bedingungsweise anonym. Die meisten tragen eine Unterschrift, wie z. B. „Ein Feund, der's mit Ihnen gut meint." — Unter dieser Unterschrift aber kommen die schlimmsten. — Ferner: „Ein hiesiger Bürgersmann;" oder: „Im Auftrag eines braven Mannes, der es gut mit Ihnen meint;" oder: „Jemand, der von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit vollkommen überzeugt ist;" oder endlich: „Eine Anzahl hiesiger Bürger und Gewerbsmänner."

Anonyme Briefe lassen sich meistens ihrem Innern und ihrer Unterschrift nach in drei Classen eintheilen, von denen die erste Classe, meistens mit N. unterzeichnet, oder mit „Ihre † † †", die harmloseste ist. Es sind meistens gerechte oder ungerechte Klagen über zarte und unzarte Verhältnisse, schüchterne und unschüchterne Bekanntschaft-Anknüpfungs-Versuche, unter dem Titel der Entdeckung wichtiger Geheimnisse, z. B.:

„Verehrter Herr!

Eine Person, die, ohne von Ihnen gekannt zu sein, es sehr gut mit Ihnen meint, wünscht Sie in einer dringenden Angelegenheit

heute Abend zwischen 8 und halb 9 Uhr zu sprechen. Sie wird sich in der Nähe des Schiller aufhalten, und ein dreimaliges Husten sei das Zeichen. Diese Person, die es sehr gut mit Ihnen meint, wird von heute ab drei Abende auf Sie warten. N. N."

In der zweiten Classe bewegen sich anscheinend wohlgemeinte, aber desto gefährlichere Correspondenzen. Sie tragen oft die Unterschrift eines braven Mannes, „der es gut mit Ihnen meint." Sie erzählen mit einer gewissen Entrüstung von schlechten Gerüchten, die über Dich im Umlauf sind, und fordern Dich auf, denselben öffentlich entgegen zu treten. Nimm Dich aber in Acht, diesen braven Männern unbedingt zu folgen; denn meint es ein braver Mann wirklich gut mit Dir, so wird er Dir ein derartiges Gerücht selber mittheilen und Dir helfen, der Quelle nachzuspüren. In diese Classe kann man auch, bist Du, geneigter Leser, vielleicht ein Künstler oder eine Künstlerin, jene Briefe rechnen, welche ungefähr an eine Schauspielerin sprechen:

„Mein Fräulein!

Es thut mir sehr leid, Ihnen anvertrauen zu müssen, daß ein gewisser Kreis von schlechten Menschen es auf Ihre Demüthigung abgesehen hat. Vermeiden Sie es, in dem Stücke heute Abend aufzutreten. Sie können sich unsern Schmerz denken, wenn Sie das Publikum, das Sie ohnedieß nicht liebt, mit lautem Pfeifen und Zischen empfinge. Ueberhaupt rathen Ihnen wohlmeinende Freunde, Ihr hiesiges Engagement baldmöglichst mit einem andern zu vertauschen, da Sie selbst fühlen müssen, daß Sie dem Publikum und der Intentanz gleich sehr zur Last sind."

Ist die unglückliche Künstlerin furchtsamer Natur, so hat der unbekannte Wohlthäter seinen Zweck erreicht, die Schauspielerin ist befangen, und in den Applaus ihrer Freunde und Verehrer mischt sich hie und da ein leises Pfeifen. Es ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß dieses pfeifende Vögelein dasselbe ist, aus dessen anonymem Schweif die bewußte Feder gefallen.

Die dritte, an sich ungefährliche Classe ist die, welche, geschult im Style moderner und gesinnungstüchtiger Tagblätter, jegliche Zuschrift ungefähr wie deren Artikel einzuleiten pflegt. Also ungefähr:

1) „Mit tiefem Schmerz und großer Entrüstung 2c."

2) „Ueberzeugt von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit 2c."

3) (à la Cicero): „Wie lange noch, elender Hoffspeichellecker 2c."

Diese Classe schließt gewöhnlich ihrem Schlangencharakter treu, indem sie mit dem Kopf sich in den Schwanz beißt, also mit den Worten, wie sie angefangen.

Doch wir brechen ab. Der Stoff ist so reichhaltig, daß er in einem einzelnen Blatt nicht zu verarbeiten ist. Auch sind wir den betreffenden und betroffenen Schlachtopfern menschlicher Grausamkeit schuldig, eine Waffe anzugeben, womit dem finstern Treiben der anonymen Briefe zu begegnen ist. Weßhalb wir uns vornehmen, denselben in unserm nächsten Blatte einen reichhaltigen anonymen Briefsteller, nach vorhandenen Mustern, nebst Gebrauchsanweisung, zu übergeben.

Jemand,
mein verehrter Leser, der es gut mit Dir meint.

Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz.

Ein Blatt aus der Residenz.

Es ist wirklich zu verwundern, daß die gestrige Volksversammlung nach den aufreizenden Redensarten, die gehalten wurden, im Ganzen ruhig vorüberging; nur ist ein kleiner Unfall zu beklagen, der nach Beendigung derselben stattfand. Auf dem Heimweg stolperte ein Bürger, von dem man übrigens durch seinen früheren Lebenswandel berechtigt ist zu glauben, daß er etwas betrunken gewesen, über den Schleppsäbel eines Cavalleristen und fiel sich die Nase blutig. Andere sagen, es sei eine kleine Streitigkeit zwischen ihnen vorgefallen.

Ein anderes Blatt der Residenz.

Die erhebende Volksversammlung, von einer unzähligen gesinnungstüchtigen Menschenmenge besucht, ging auf solche Weise mit Ehrfurcht gebietender Ordnung und Stille vorüber. Sie können sich denken, wie die schnöde Reaction die Einigkeit des Volkes mit scheelen Augen ansieht. Auch spricht man bereits von bösen Conflicten, in welche die Soldateska mit dem ruhig heimkehrenden Bürger gerathen sein soll.

Nachschrift.

Leider hat sich das, was ich von Conflicten zwischen Militär und Bürgern nach dem Schluß der gestrigen Volksversammlung sagte,

bestätigt. Augenzeugen sprechen von zahlreichen Verwundungen und es soll jetzt schon gewiß sein, daß das Militär ohne den geringsten Vorwand und ohne von den vorüberwandelnden Bürgern gereizt zu sein, auf die schonungsloseste Art von seinen Waffen Gebrauch machte. Wird man denn nun nicht einmal bald der Volksstimme Gehör geben und dem Militär das höchst unnöthige Tragen der Waffen außer des Dienstes verbieten? Das Volk ist ja bewaffnet, und gesinnungstüchtige Männer vom zartesten Alter sieht man bewaffnet einherziehen; wozu also noch bewaffnetes Militär?

Zwei Stunden von der Residenz.

Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüstung haben wir unsern Lesern neue Schandthaten zu erzählen, welche sich das verwilderte Militär gegen harmlos einherwandelnde Bürger erlaubte. Sie haben von der zahlreich besuchten Volksversammlung gehört, wo das souveräne Volk fest und bestimmt, aber ohne den Rechtsboden zu verlassen, deutlich aussprach, was ihm fehle und wo ihm geholfen werden müsse. Schon während der herzerhebenden Reden, die dort gehalten wurden, bemerkte man herumschleichende Spione und Emissäre der Reactionäre, welche sich bemühten, die goldenen Worte gesinnungstüchtiger Redner dem Volke zu verdächtigen und, sie mit reactionärem Geifer beschmutzend, als unlauteres Metall darzustellen. Auf dem Heimwege nun wurden mehrere unserer ehrenhaftesten Bürger von einer großen Anzahl Soldaten mit der blanken Waffe überfallen. Vergebens war das Abwehren dieser unschuldigen Schlachtopfer, die verthierte Soldateska hieb schonungslos ein, einem Bürger sollen mehrere Nasen abgehauen worden sein. Man fürchtet Unruhen in der Stadt, und so traurig es ist, wenn wir neue Unruhen erleben, so ist es endlich einmal Zeit, daß der grenzenlosen Willkühr des Militärs entgegengetreten wird.

Berichtigung.

In unserem gestrigen Artikel über die Schandthaten in der Residenz muß es heißen statt: es wurden einem Bürger mehrere Nasen abgehauen, es wurde mehreren Bürgern eine Nase abgehauen.

Nachschrift.

Ueber die unverantwortliche, schmähliche Schandthat in der Residenz soll man dorten, wie wir von glaubwürdigen Freunden erfahren, immer mehr Details entdecken. Man soll einem Verein auf die Spur gekommen sein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Aufhetzen des Militärs gegen ruhige Bürger der Reaction kräftig in die Hand zu arbeiten. Bezeichnend und nicht zu übersehen ist, daß, während auf offener Straße die besprochenen Schandthaten vorfielen, mehrere Offiziere, Cigarren rauchend, vorüberritten. Glaubwürdige Zeugen versichern sogar, daß einer dieser Offiziere mit dem andern einige leise Worte wechselte, und daß dieselben alsdann davon geritten, mit Mienen, welche deutlich ihr Wohlgefallen an der verübten Schandthat aussprachen.

Vier Stunden von der Residenz.

Ein Schrei des Entsetzens geht durch's ganze Land. Wir erhalten soeben Nachricht von einer Militärverschwörung gegen das Leben ruhiger Bürger, eine Verschwörung, welche glücklicherweise übereilt, aber mit solch furchtbaren Symptomen an das Tageslicht herantrat, daß dem unparteiischen Zuschauer die Haut schaudert. Die Metzelei soll unerhört gewesen sein, und man spricht von 7 bis 8 Todten und die doppelte Anzahl Verwundeter auf Seiten der Bürger. Auch sah man Offiziere zu Pferde in der Nähe, welche das ganze Gemetzel

commandirten. Man sagt, es sei Generalmarsch geschlagen worden und die Stadt sei vollkommen im Aufruhr. Wird man jetzt auch wieder schonend verfahren, wird man jetzt nicht endlich einmal einschreiten gegen die Urheber solcher Gräuelthaten? Oder wird man abwarten, bis das ganze Volk entrüstet aufsteht und selbst zu Gericht sitzt?

Sechs Stunden von der Residenz.

Es ist eine der schreiendsten Unthaten begangen worden, ein namenloses Verbrechen, welches noch nie stattfand, seit die Welt steht. Sie haben von der äußerst würdigen Art und Weise gehört, mit welcher die letzte Volksversammlung begann. Aber leider konnten die Männer, welche für das Wohl des Volkes ihr Leben einsetzten, ihre glorreiche Sache nicht zum Ende führen. Kaum hatte Herr X. mit erhebenden Worten von den Rechten des Volkes gesprochen und ihm die Banden und Ketten gezeigt, mit denen es täglich mehr geknechtet wird, so überfiel eine zu diesem Zweck von der fluchwürdigsten Reaction bis dahin versteckt gehaltene Militärmacht die harmlose Versammlung. Man spricht von mehreren Regimentern, welche zu dieser Schandthat aufgeboten wurden. Schonungslos metzelten diese Wütheriche, diese Thiere in militärischen Röcken, Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. „Zu den Waffen!" schrien die Bürger. Es wurde Generalmarsch geschlagen, und nachdem die Bürgerwehr dem Kampf ein Ende gemacht, beschloß sie auf dem Philipp'schen Bierkeller unter dem Donner reactionärer Geschütze und unter dem Blinken reactionärer Bajonnete eine Petition an die Regierung, die militärischen Horden augenblicklich aus der Stadt zurückzuziehen.

Nachschrift.

Am Schlusse dieses entsetzlichen Tages war es rührend anzusehen, wie einige der schwer getroffenen armen Schlachtopfer den, wie man

jetzt ganz genau weiß, verführten Soldaten ihre Missethat vergaben und in verschiedenen Wirthshäusern auf's Neue mit ihnen fraternisirten.

Acht Stunden von der Residenz.

Mit Bezug auf die in der Residenz begangene unerhörte Greuelthat verlangen wir Folgendes:

1) Es sollen alle stehenden Heere aufgelöst und nach Hause geschickt werden.
2) Es soll den Militärs das Waffentragen außer Dienst untersagt sein.
3) Es sollen sämmtlichen Militärs Civilanzüge beschafft werden, damit der Bürger nicht mehr genöthigt ist, die verhaßten Uniformen zu sehen.
4) Es soll jedem Soldaten freistehen, sich zu erklären, ob er Monarchist ist oder Republikaner sein will.
   Man soll
5) diese alsdann gebildeten Parteien gegen einander kämpfen lassen, um zu sehen, welche Partei die stärkere ist; denn so werden wir
6) auf eine schickliche Art beide Parteien los, und das souveräne Volk tritt in die Rechte ein, die ihm gebühren.

Erklärung,

welche wir zwei Beiden ganz gehorsamst Unterzeichneten die sämmtlich verehrten Redaktionen aller Blätter bitten gratis aufzudrucken.

Ich und mein guter Freund, der Tuchmachergeselle Carl Muckenbold, gingen von der neulichen Volksversammlung Arm in Arm nach Hause zu spazieren. Plötzlich blieb ich stehen und sagte zu meinem Freund Muckenbold: „Muckenbold, du blutest allbereits aus deiner

Nase.“ — „So,“ sagte mein Freund Muckenbold, ich blute aus meiner Nase?“ Und darauf zog er sein rothes Sacktuch aus der Tasche, und ich putzte ihm seine Nase ab. Darauf blieben einige Leute stehen und frugten mich, ob wir Beide uns geschlagen hätten; darauf antwortete mein Freund Muckenbold: wir hätten fraternisirt, und wenn wir uns auch geschlagen hätten, ginge es ihnen doch nichts an. So ist der gewisse und wahrhaftige Hergang dieser ganzen Sache. Darauf gingen wir ins Wirthshaus zusammen und deßhalb bitten wir alle verehrlichen Redactionen, diesen Aufsatz gratis aufzunehmen.

Philipp Katzenwadel
und sein Freund Muckenbold, Unteroffizier
im 64. Regiment, das heißt Ich.

Nachschrift.

Was von meinem früheren Lebenswandel gesagt worden ist, geht keinen Menschen nichts an, und wenn ich zuweilen betrunken war, so habe ich es bezahlt. Die Obigen.

Inhalt des ersten Bandes.

Nase." —
Nase?" Ur
ich putzte
und frugten
wortete mei
wir uns au
ist der gewi
gingen wir
verehrlichen

Was von
keinen Mensche
habe ich es be

Inhalt des zweiten Bandes.